o. germ.
2052 n/1

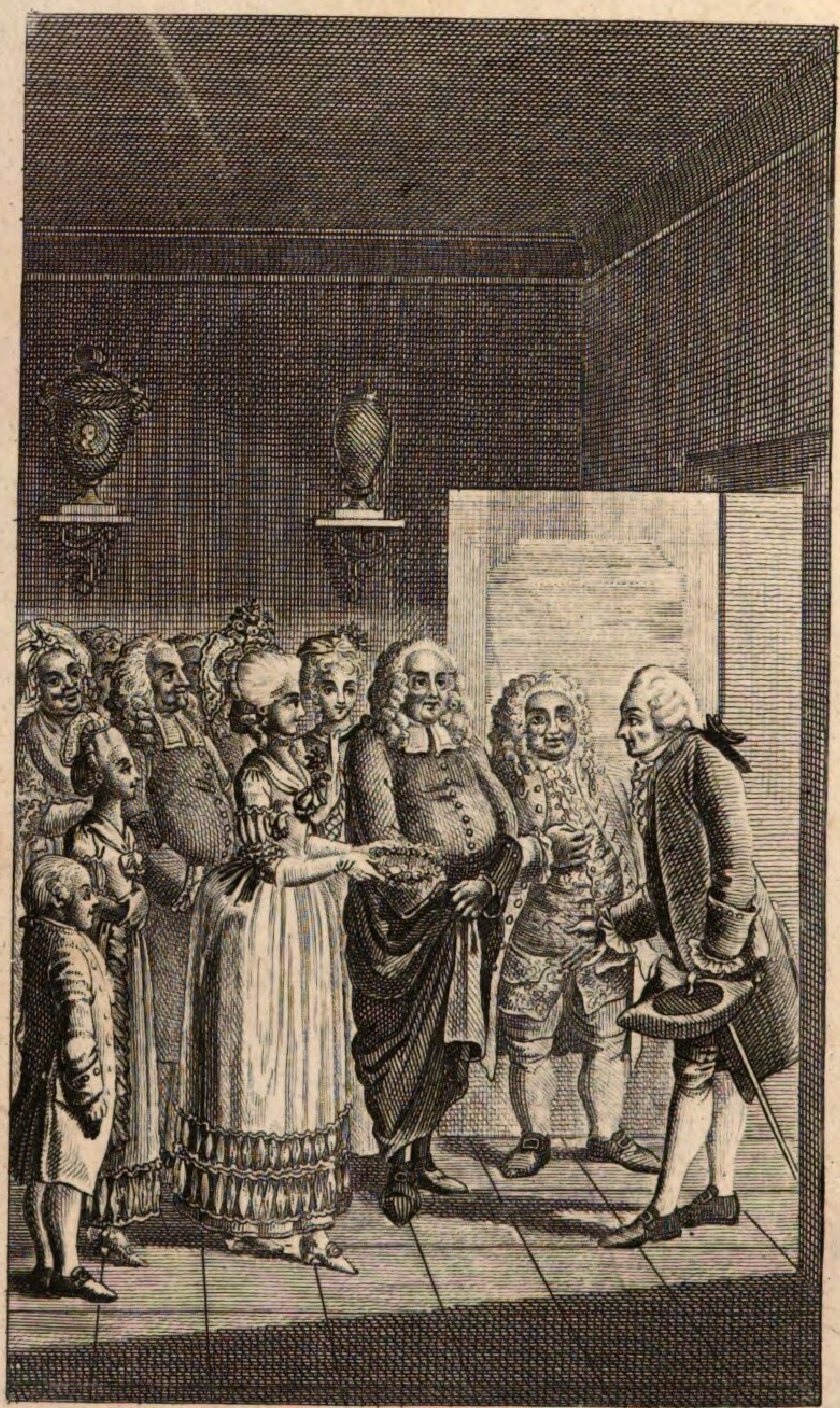
<36634799190012

<36634799190012

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHEK D. STÄDT. MUSEUM SALZBURG

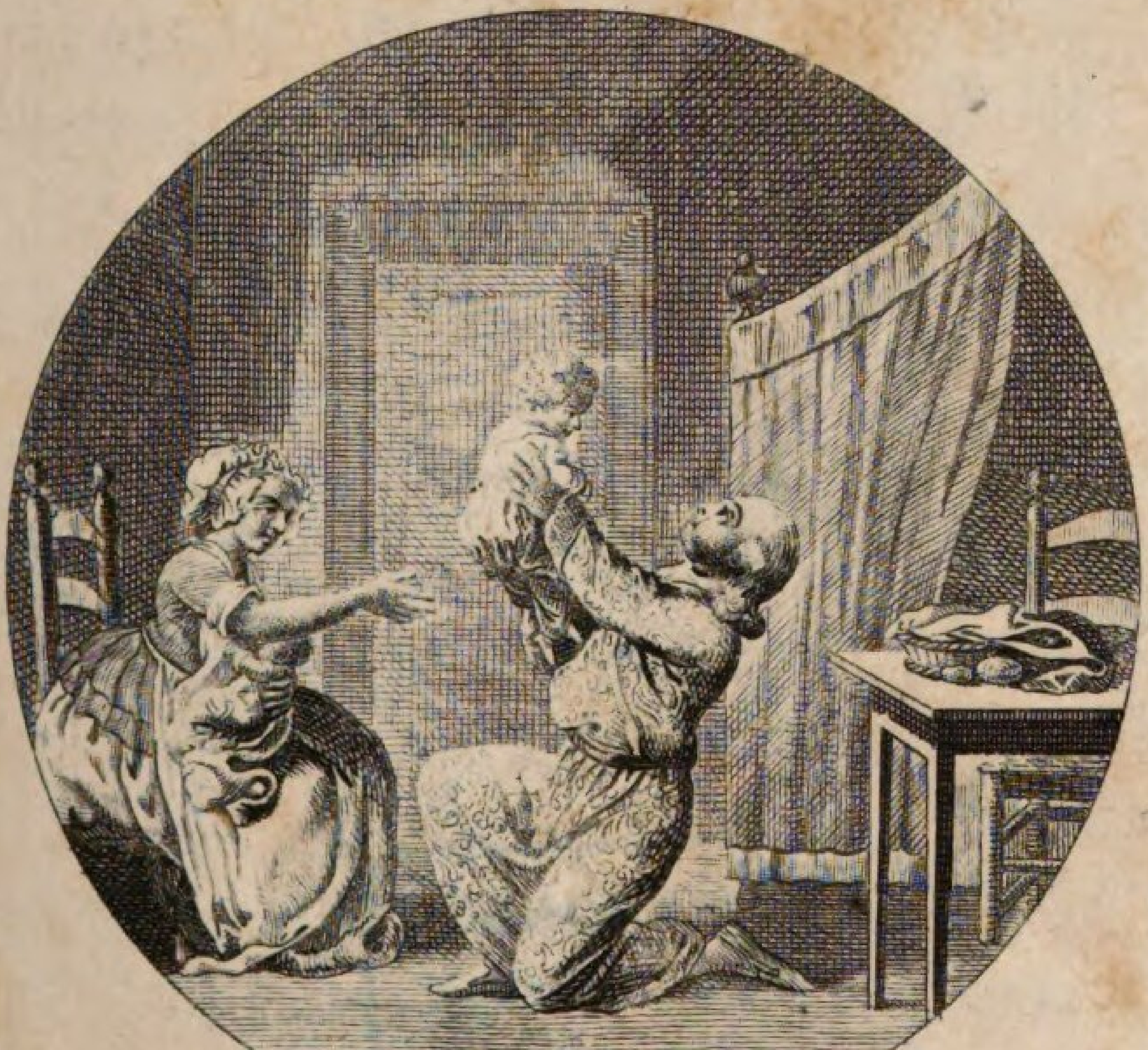
1



Leben eines armen Landpredigers.

Von

August Lafontaine.



Erster Theil.

Berlin 1801.

A|69|360

12 Bg

BIBLIOTHEK u. STADT. MUSEUM SALZBURG

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Anfang.

Daß ein Mann, der heute seinen sechzigsten Geburtstag erlebt hat, noch die Feder nimmt, um ein Buch zu schreiben, ist so selten nicht; daß er in diesem Alter ein anderes schreibt, als ein sehr gelehrtes, z B. einen neuen Commentar über einen Klassiker, oder eine Untersuchung über die alte Geographie, oder eine Litaney über das jetzige Sittenverderbniß, oder eine neue Erklärung der biblischen Wunder, wobei er eben so viele Wunder schaft, als er wegerklärt: das ist schon etwas seltener; (ich gestehe dem Leser, daß ich seit einigen Monaten Feder und Papier zu recht gelegt hatte, um eines von diesen vier Büchern, sobald ich nur erst mit mir selbst darüber eins seyn würde, aus meinem Kopfe, oder, die Wahrheit zu sagen, aus zehn andern Büchern, zur Welt zu fördern;) daß aber ein Mann, wie ich, ein Buch schreibt, wovon dies den Anfang ausmachen soll? Das ist das Seltenste von Allem. Ich muß dem Leser eine Erklärung geben, damit er mir es

nicht verübelt; verübelt er es mir dann doch, nun, so habe ich den Muth, mich nicht darum zu bekümmern.

Von Jugend auf habe ich große Achtung für das Bücherschreiben gehabt; und diese Achtung entstand auf folgende Weise. Mein Vater war ein Landprediger im Magdeburgischen, ein fester, furchtloser Mann, der in seinen Predigten den Amtmann im Dorfe so wenig, als den Grundbesitzer, schonte. Ich betrachtete ihn um dieser Furchtlosigkeit willen als den erhabensten Menschen auf der Erde, und glaubte, Alles müsse sich vor ihm beugen. Nun kam ein Brief von einem nahen Verwandten in Magdeburg, der meinen Vater einlud, an einem bestimmten Abend mit Gellert bei ihm zu essen. Mein Vater las meiner Mutter den Brief vor, und sagte mit einem großen Stolze, als ich noch nie an ihm bemerkt hatte: „ich werde Gellerten sehen!" — „Ich werde Gellerten sehen!" sagte er mit eben dem Stolze zu dem Amtmann und dem Gutsherrn.

Zu der Reise wurden die feyerlichsten Anstalten getroffen, und endlich stieg mein Vater mit mir in den Wagen. In jedem Dorfe, wo es nur irgend angieng, ließ er bei dem Prediger einige Augenblicke anhalten, und sagte: „ich werde Gellerten sehen!" Jeder Prediger erwiederte: Sie glücklicher Mann! o, sähe ich ihn doch auch! Ich überlegete im Wagen, was doch wohl in aller Welt an Gellerten zu sehen

seyn möchte. Daß dieser Mann mit den Fabeln, die ich gelesen hatte, in Verbindung stehen könnte, fiel mir nicht ein; und wenn es mir auch eingefallen wäre — was hätte es mir geholfen? Meinen Vater, den ernsten Mann, würde ich doch nicht gefragt haben.

Endlich kamen wir zu dem Vetter; und bei dem wurden noch feyerlichere Anstalten zu Gellerts Empfang getroffen, als bei uns zu der Reise. Unser Vetter, ein kleiner runder Mann, der sonst sehr demüthig war, blies sich jetzt auf, gieng mit einem wahren Theaterschritte in dem Zimmer auf und nieder, und sagte stolz, einmal über das andre: hier soll Gellert sitzen! da können alle Gäste ihn sehen! Er hatte dieses Mal nicht, wie sonst gewöhnlich, seine Verwandten zu Tische gebeten, sondern die vornehmsten Personen in Magdeburg, sogar ein Paar Consistorialräthe, die in meinen Augen das non plus ultra der menschlichen Würden waren, weil mein Vater immer große Achtung für Herren mit diesem Titel bezeigte. Die Gesellschaft versammelte sich, und ein junges Frauenzimmer hielt einen Blumenkranz in Bereitschaft. Je deutlicher ich sah, daß Alle nur auf Gellert hofften, desto ängstlicher wurde mir zu Muthe, und eine desto größere Wirkung geschah auf meine Phantasie. Ich stellte mich der Thüre gegenüber in den äußersten Winkel des Zimmers, und erwartete wenigstens Pauken

und Trompeten, wenn Gellert käme, in ihm selbst aber einen Riesen, oder einen Mann mit Ordensbändern, mit Sternen, und mit einem königlichen Gefolge. Endlich kam er. Ich machte die Augen weit auf, und sah — einen schwächlichen Mann in einem grauen Kleide. Aber da alles ihn umgab, alles an seinen Lippen hieng, und die Consistorialräthe sich so tief vor ihm beugten, wie mein Vater; da ihm die junge Dame mit so ehrfurchtsvollen Mienen den Kranz überreichte; da ein Jeder fröhlich war, wenn der Mann nur ein Wort mit ihm gesprochen hatte: da stieg mein Erstaunen, so hoch es bei einem Knaben meines Alters steigen konnte, und ich hielt Gellerten für ein höheres Wesen. Endlich konnte ich mich nicht länger halten; ich fragte meine Cousine, die mich recht lieb hatte, in einem Nebenzimmer: wer ist denn der Mann? — „Gellert.“ — Aber warum freuen sich denn Alle so über ihn? — „Weil er ein berühmter Schriftsteller ist, lieber Junge. Er hat Bücher geschrieben. Kennst du Gellerts Fabeln nicht?“ Nun begriff ich. Er hat ein Buch geschrieben; darum erweist man ihm so viele Ehre!

Der Eindruck, den dieser Abend auf mich machte, ist nie wieder in meiner Seele erloschen. Ein Buch zu schreiben, war nun das hohe Ziel, das, mit der glänzendsten Glorie umgeben, in weiter Ferne vor mir stand. Die Träume meines Ehrgeitzes waren auf dieses

Ziel gerichtet; und, leider, konnte ich es nie erreichen. So oft ich irgendwo las, daß dieses oder jenes Buch in unserer Litteratur noch fehle, legte ich ein Buch Papier zusammen, schrieb den Titel des fehlenden Buches darauf, schlug langsam die leeren Blätter eins nach dem andern um, und sah sie in meiner Phantasie schon beschrieben. Bekam ich einen neuen Meßkatalogus, so erschrak ich vor seiner Dicke. Es gieng mir, wie Alexandern bei den Siegen seines Vaters; ich rief mit eben so wahrem und gewiß unschuldigerem Schmerze: ach, was werden sie mir noch übrig lassen! sie schreiben mir ja Alles vor der Feder weg!

So, bei heißen Wünschen, ein Buch zu schreiben, und mit der abschreckenden Furcht, über ein schlechtes getadelt zu werden, bin ich sechzig Jahre alt geworden; und wahrscheinlich wäre ich gestorben, ohne meinen Vorsatz ausgeführt zu haben, wenn mir nicht meine Frau einen neuen Sporn gegeben hätte. Es kam einer ihrer Verwandten zu uns. Er hatte sein ganzes Leben hindurch gespart, um sich ein ruhiges, sorgenfreyes Alter zu verschaffen, und war nun durch Unglücksfälle um alles, was er besaß, gekommen. Das klagte er meiner Frau und mir mit Händeringen. — Lieber Gott! sagte meine Frau mitleidig; was ist doch das menschliche Leben! Wünsche, Vorsätze und Hoffnungen, Herr Vetter; mehr überall nicht. Es geht den meisten Menschen, wie Ihnen. —

Nein, so übel nicht, erwiederte der Vetter. — O ja! Da ist zum Exempel mein Mann; der spricht seit fünf und dreißig Jahren von einem Buche, das er schreiben will. Es ist seine fröhlichste Hoffnung; seit fünf und dreißig Jahren hat er darauf hingearbeitet, und am Ende ist es doch nichts.

So etwas hatte meine Frau mir noch nie gesagt. Sie schwieg zwar und lächelte ungläubig, so oft ich ihr den Titel eines neuen Buches vorlas; allein sie nahm mir doch nie alle Hoffnung geradezu. Ihre Prophezeihung, daß es mit meinem Schreiben nichts seyn würde, verdroß mich ein wenig. Ich gieng, sobald ich konnte, in meine Studierstube, um ernstlich anzufangen. Doch in dem Schwanken, welches von den oben genannten vier Büchern ich schreiben sollte, brachte ich wieder einige Monate zu, bis endlich eine Kleinigkeit mich bestimmte, dies Buch, das der Leser vor sich hat, zu schreiben, — oder vielmehr es, wie Mosaik, nur zusammenzusetzen, da es theilweise schon geschrieben ist.

Mit Einem Worte: meine Enkelin, Lottchen, ein Mädchen von vierzehn Jahren, hat mich bestimmt. Ich bin, was der Leser ganz natürlich finden wird, immer sehr geitzig mit weißem Papier gewesen. Jeder Bogen, den meine Frau gebrauchte, um etwas hineinzuwickeln, ärgerte mich. Ich brachte ganze Rieße Makulatur aus der Stadt mit, um nur diesen

Ärger nicht mehr zu haben; meine Frau aber, deren Bruder ein Papiermüller war, und uns überflüßig mit weißem Papier versorgte, wollte, wenn wir verreisten, (was im Anfange unserer Ehe jährlich zweimal geschah) ihre Handschuhe, ihre Fächer und andere Kleinigkeiten eben so wenig in bedrucktes Papier einwickeln, als ich weißes hergeben. Meine Kinder kamen endlich vom Hause weg; und nun vermehrten sich unsere Reisen. Um der Reisen willen freute ich mich, daß der Meßkatalogus jedes Jahr stärker wurde. „Die Schriftsteller in Deutschland," sagte ich, „arbeiten ordentlich für meinen Bedarf. Am Ende werde ich meine Frau und meine Töchter noch bereden können, ihre Sachen in bedrucktes Papier zu wickeln, wenn ich ihnen beweisen kann, daß es von der letzten Messe ist.

Aber das half nichts; meine sonst so nachgiebige Frau war in diesem Punkte durchaus nicht zu bessern. Wir haben es ja! war ihre ewige Entschuldigung. „Frau," sagte ich; „bedenk doch nur! Du kannst dir die Freude machen, deinen Fächer in die neuesten Gedichte einzuwickeln, deine Schuhe in die neuesten Reisen, deine falschen Locken in die neueste Philosophie, deine Halsbänder in die neueste Halsbandsgeschichte, und alle eure neue Moden in Bogen von Zeitschriften, die eben so hinfällig sind, als das, was hineingewickelt wird Ich will ja meine Makulatur odentlich systematisch

zurecht legen. Kann ich es doch! Dein Zahnpulver wickelst du in eine Kunst gesund zu bleiben, die Seifenkugeln und den Puder in ein Moralsystem, die Zephiers und Soupirs in den besten empfindsamen Roman." Ich hielt ihnen die schönste Makulatur hin, und las ihnen die rührendsten Stellen daraus vor: aber sie griffen daneben weg nach dem weißesten Kronenpapiere; höchstens die Schuhe hielten sie für schlecht genug, in Bogen aus den besten Büchern gewickelt zu werden. Ich mußte sie endlich bei ihrer Methode lassen, ob ich gleich an eine Reise nie ohne Ärger denken konnte. So billig wurden sie indeß, nur Conceptpapier zu nehmen. Aber etwa ein Vierteljahr vor diesem meinem sechzigsten Geburtstage fehlte mir erst jeden dritten Tag ein Bogen Briefpapier, dann jeden zweyten, und endlich alle Tage einer, ja wohl zweye. Ich wußte nicht, auf wen im Hause ich den Verdacht dieser Entwendung werfen sollte. Nur meine Frau, meine Enkelin und eine alte Magd kamen auf mein Zimmer, die alte Magd hatte aber durch mein langes Predigen so großen Respekt vor allem weißen Papiere bekommen, daß sie es nicht einmal anrührte. Meine Frau beobachtete ich zu genau; was hätte sie auch zu schreiben gehabt? An meine Enklin dachte ich gar nicht; denn zu ihren Puppen und ihrem andern Spielzeuge hatte sie sich noch immer mit Makulatur beholfen. Und dennoch war sie die Schuldige

Ich zählte mein Papier sorgfältig, ließ Lottchen in das Zimmer gehen, zählte dann nach, und vermißte einen Bogen. Nachmittags kam sie wieder, und es fehlte noch einmal einer.

Endlich ertappte ich sie auf der That. Ich faßte ihre Hand, worinn sie das Papier hielt. „Du also!" sagte ich bitterböse. „Was giebst du mit dem Papiere an? Vier Buch reichen nicht hin seit einem Vierteljahre. Wozu hast du es gebraucht?" Sie half sich mit den seltsamsten Ausflüchten. „Wie, Lottchen?" fragte ich; „willst du noch obendrein lügen? Ich wollte nichts, gar nichts sagen, wenn du es zum Schreiben gebraucht hättest; aber so . .." — Lieber Großvater! sagte sie ängstlich; ich habe es zu nichts anderem gebraucht, als zum Schreiben. — „Hältst du etwa Wäschbücher für deine Puppen?" rief ich, erhitzt über die Lüge. Doch in demselben Augenblicke bemerkte ich Tinte an dem Daumen und Zeigefinger ihrer Hand, die ich noch immer fest hielt.

„Wahrhaftig du schreibst!" sagte ich, und ließ die Hand fahren. „Aber vier Buch in drey Monaten! Mein Töchterchen, was schreibst du denn?" Sie zögerte aufs neue mit der Antwort; ich drang aber mit Güte in sie, weil ich neugierig geworden war, was ein Mädchen von ihren Jahren zu schreiben haben könnte. Endlich sagte sie: ich schreibe ein Tagebuch.

„Tagebuch? was denn für eins?"

Ei, lieber Großvater! mein eigenes.

„Dein eigenes? Das ist spaßhaft. Dein eigenes Tagebuch!“ sagte ich lachend, und streichelte ihr das Gesicht, das nun wieder freundlich wurde. „Sag mir doch, Lottchen, was kann dir denn begegnen, das du aufzuschreiben Lust hast?“

O, antwortete sie ernsthaft; mir begegnet manches Merkwürdige.

„Der tausend! Was denn zum Exempel? Erzähle mir doch, Lottchen. Vier Buch Papier! So viel Papier ist mehr werth, als alles, was dir ....“ —

Ach, sagte sie mit einem tiefen Seufzer; Sie wissen nicht, was einem alles begegnen kann!

„Ja, da hast du Recht. Aber geschwind! laß mich dein Tagebuch doch sehen!“ Hier erröthete sie, und machte tausend Winkelzüge; (sie kam mir in dem Augenblicke vor, wie ein erwachsenes Frauenzimmer.) Ich verschloß endlich das Briefpapier, gab Lottchen zu ihrem Tagebuche gröberes, und ließ sie gehen, ohne etwas mehr erfahren zu haben.

Was in aller Welt hat das Mädchen zu schreiben? dachte ich, als sie fort war; und siehe da! als ich in ihrer Abwesenheit einmal etwas suchte, finde ich ihr Tagebuch, und erstaune: denn das Kind hat mit einem meiner Enkel, ihrem Cousin, einen förmlichen Liebeshandel. Ich lese, und erstaune immer mehr,

eben weil das Geschreibe ganz gut zu lesen ist. Es kamen Thränen darinn vor, Klagen über ewiges Unglück, Eifersüchteleyen, mit Einem Worte Alles, was nur in einem Liebeshandel vorkommen kann. Ich lachte ein Paar Male laut auf: so überraschten mich einige Züge von der Leidenschaft des Kindes. Aber nach und nach wurde ich doch ernsthaft, und fragte: was soll daraus werden! Als sie wieder zu Hause war, ließ ich sie auf mein Stübchen kommen, und hob streng an: „aber Mädchen, was für Dinge machst du? Ich habe dein Tagebuch gelesen."

O Gott! rief sie ängstlich; ich bitte Sie, lieber Großvater, sagen Sie nur der Großmama nichts. Sie wissen ja selbst, wie sie ... —

„Aber, Lottchen! bist du unklug? Ein Kind, wie du, das noch mit Puppen spielt!"

Das nahm sie übel; sie sagte mit der Gluth des Zornes im Gesichte: Puppen! Schon seit ewigen Zeiten habe ich ja keine mehr! Ich bin vierzehn Jahr alt, Großvater, und Karl siebzehn. Er ist ein edler Mensch, und wird mich nicht betrügen. — Ach, wäre ich jetzt nicht so unglücklich, hielte er mich nicht für ungetreu! — Hier brachen Thränen aus ihren Augen hervor, und sie schluchzte zum Erbarmen.

„Er hält dich für ungetreu?" fragte ich mit dem größten Erstaunen. „Dich? für ungetreu? und du bist erst vierzehn Jahr alt?"

Ja, lieber Großvater, fuhr sie schluchzend fort. Auch bin ich, leider, nicht ganz unschuldig, und eben darum desto unglücklicher.

„Nicht ganz unschuldig? Erst vierzehn Jahr alt, und schon ungetreu?"

O, lieber Großvater! da Sie nun einmal Alles wissen — Sie sind so gütig; wollten Sie nicht die Versöhnung zwischen mir und Karln . . . —

„Die Versöhnung?" Ich war bei dem Gedanken, daß der Großvater der Vertraute in einem Liebeshandel seiner Enkelin vor vierzehn Jahren seyn sollte, in einer seltsamen Stimmung von Verdruß, Betrübniß, guter Laune und Verlegenheit. Gern hätte ich gescherzet; allein das ernste Gefühl und die rollenden Thränen des Kindes machten meinen Scherz zu Ernst, und der Anblick des kleinen Dings, das mit dem Kindergesichte vor mir stand, verwandelte den Ernst doch wieder in Scherz. Schelten konnte ich nicht vor guter Laune; und Theil an der Sache nehmen, konnte ich doch wahrhaftig eben so wenig. Kurz, die Kleine setzee mich mit ihrem Vertrauen in Verlegenheit. Ich stellte ihr ganz sanft das Kindische einer solchen Verbindung in ihrem Alter vor; allein sie berief sich auf ihr Herz, das gar nicht mehr jung sey. Je länger sie widersprach, desto mehr wurde ich Vater; ich war ernst, dann böse, und zuletzt gar hart. Nun berief sich Lottchen auf ihre Mutter; und mir

fiel freylich ein, daß die nur etwa ein Jahr älter war, als sie durch eine gleiche Leidenschaft die Ruhe meines Hauses auf lange Zeit störte.

Kurz, die Kleine quälte mich um das Versprechen, weder von ihrer Liebe, noch von dem Tagebuche jemanden ein Wort zu sagen, am wenigsten der Großmutter. Ich gab es, um ihrer nur los zu werden, da sie mit ihrem Liebeshandel und ihrem Gesicht eine doppelte Rolle so gut spielte, daß ich unaufhörlich in Verlegenheit war, wie ich sie behandeln sollte: als Kind, oder als die Geliebte eines jungen Mannes. Was konnte meine Frau auch thun, wenn ich ihr etwas anvertraucte? Trotz den vielen Erfahrungen, die sie gemacht hatte, blieb sie fest dabei: es wäre eine Sünde und Schande, daß die Mädchen heut zu Tage schon an Liebe dächten, ehe sie wenigstens anderthalb Dutzend Jahre auf dem Rücken hätten. Ich, sagte sie, war zwanzig alt, Vater, als du um mich anhieltest. Eine Sünde und Schande ist es!

„Ein Unglück ist es, liebe Frau, daß unser Herz ein Paar Jahre früher fertig wird, als der Kopf."

Eine Sünde und Schande ist es! wiederholte sie streng.

„Die Natur mag es verantworten, liebe Frau, . . ."

Die Natur? Was Natur! Die unvernünftigen Thiere beschämen uns. Das Vögelchen bauet erst sein Nest, ehe es an's Brüten denkt.

Die Natur mag es verantworten, daß ein Menschennest so schwer anzuschaffen ist, daß oft der Frühling und der Sommer des Lebens darüber hingehen, und daß der arme Mensch, wie ein Zugvogel, von der Erde wegziehen muß, wenn seine Jungen noch nackend und hilflos sind."

Gott erbarme sich aller solcher armen Würmchen! Aber ich bleibe dabei, es ist eine Sünde und Schande. Ich war zwanzig Jahr alt! —

Weil meine Frau nun einmal so dachte, so schwieg ich von Lottchens Liebeshandel, nahm mir aber fest vor, ein recht mütterliches Auge auf die Kleine zu haben, und eben darum auch auf ihr Tagebuch. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein, daß auch ich von Zeit zu Zeit einige Begebenheiten meines Lebens aufgeschrieben hätte. Ich suchte die Papiere, an die ich seit so vielen Jahren nicht gedacht hatte, hervor, und las sie mit Vergnügen wieder durch. Manche Bogen überraschten mich sogar, durch den Contrast meiner jetzigen Denk- und Empfindungsart mit der ehemaligen. „Und ist denn," sagte ich im Nachdenken laut zu mir selbst — „ist denn eine Landkarte von einem menschlichen Herzen nicht eben so viel werth, als eine auch sogar von Palästina? Und sind denn die Wunder, die unser Herz in der Leidenschaft thut, oder in einer tugendhaften Stunde, oder um einen großen Entschluß festzuhalten — sind nicht auch die Wunder der Natur und der

Vorsehung? ist denn ein Commentar über das unerklärbare menschliche Herz nicht eben so verdienstlich, als einer über den Äschylus, und wäre er auch von dem großen Philologen Schütz? Sind die Schicksale eines armen Landpredigers und seiner Familie, sind die Leidenschaften, der Stolz, der Leichtsinn, die Herrschaft seiner Kinder nicht eben sowohl Schicksale und Leidenschaften, als hätte sie ein historischer Held gehabt? nur mit dem Unterschiede, daß dieser mit den seinigen vielleicht die halbe Erde verwüstete, die unsrigen aber nur Seufzer in dem engen Raume einer Hütte — und, Gott Lob! bessere Seufzer, des Mitleidens und der Reue — bewirkten! — Sind denn Unschuld, Vertrauen, Güte, Sanftmuth, und alle die Aufopferungen, welche die Herzen meiner Kinder der Pflicht brachten, darum keine Tugenden, weil ein niedriges Dach sie bedeckte? Und — fuhr ich eifriger fort — selbst die aufkeimende Liebe in der Brust des vierzehnjährigen Kindes, meiner Enkelin, ist sie für ihr Schicksal und meine ganze Familie nicht eben so wichtig, als für einen Hof das erste Aufwallen der Liebe bei dem jungen Kronprinzen?"

O gewiß! hörte ich eine sanfte Stimme aus der offenen Thüre her sagen; und ich freue mich, lieber Großvater, daß Sie besser von mir denken, als die meisten erwachsenen Leute thun würden. Die machen ja aus ein Paar Jahren

die sie voraus haben, wer weiß wie viel; als ob man nicht auch älter werden könnte!

„Ei, geh deiner Wege, Naseweis!" sagte ich verdrießlich. „Geh! geh!"

Mein Gott, lieber Großvater! eben sprachen Sie ja von mir so gütig!

„Mädchen, das war der Eingang zu einem Buche, und nicht etwas, das du hören solltest. Wenn ich mit dir selbst rede, klingt es anders."

O, lieber Gott! sagte die Kleine sehr schmerzhaft; wollen Sie den in einem Buche gütiger gegen mich seyn, als hier im Hause?

Dieser Vorwurf, der so richtig traf — denn ich möchte beinahe sagen, die Feder des Schriftstellers ist der Pinsel, womit er sich selbst schminkt, und ich kenne Dichter, die bei dem kleinsten Fehler ihrer Frau hart und grausam sind, und nur in ihren Versen vergeben, lieben, ertragen — dieser Vorwurf also rührte mich, weil er traf. „Nein," sagte ich, „Lottchen, ich will auch in der Wirklichkeit gütig gegen dich seyn, gegen euch Alle, gegen alle Menschen. Ja, und wenn einer von euch meine Galle in Bewegung bringt, so will ich nur meine Feder hinein tauchen, und nur auf dem Papiere hart mit euch umgehen, bis mein Zorn vorüber ist. Umgekehrt will ich euch lieben; und über die Fehler, die ich mache, soll sich weiter niemand beklagen können, als die Recensenten, sonst kein Mensch."

Lott=

Lottchen sah mich groß an, weil ich mit so vielem Pathos redete. Endlich küßte sie mir die Hand, und fragte zärtlich: darf ich meinem Karl das alles schreiben?

„Ei, du bist eine Närrin mit deinem Karl! Bleib mir mit deiner Kinderey weg!"

Würden Sie von mir und Karln so hart schreiben? fragte das naseweise Ding.

„Das will ich," sagte ich verdrießlich; „und du sollst es, will's Gott, gedruckt lesen, Sylbe für Sylbe!" — Ich habe Wort gehalten; und dennoch gesteh' ich noch einmal (Lottchen mag es in Jahr und Tag sehen): man ist auf dem Papiere besser, als im Leben. Aber ich finde das natürlich, je mehr ich bedenke, was Schreiben heißt. Mit der Feder in der Hand repräsentirt man gleichsam das ganze Menschengeschlecht, und da beobachtet man sich selbst.

Die Heirath.

Lieber Gott! wie die Jahre hinlaufen, und alles, alles sich ändert! Da liegt das Stück meines Tagebuches, das ich den Morgen vor meiner Hochzeit beendigte. Ich legte, als ich es jetzt wieder las, die Hand auf das Blatt,

und fragte mich selbst: habe ich das gefühlt? war es damals in der That so, wie es hier steht? Ich las, las aufs neue, erinnerte mich dieses, jenes Umstandes; und eine Idee erregte die andere. (Nichts störte mich in der Erinnerung an jene schönen Tage; meine Frau war mit Lottchen nach dem Flachse gegangen.) Bei diesem Worte stieg in meiner Seele ein Bild wieder auf; bei jenem Ausdrucke erinnerte ich mich irgend einer Scene. Nach und nach wurde mein Herz wieder jung; die Empfindungen jener längst vergangenen Zeiten hoben meine Brust höher, und gaben meinem Blute einen schnelleren Fluß. Ich riß das Fenster auf, und sah mit dem alten Entzücken am Walde weg, in der Ferne den Kirchthurm, auf den ehedem meine Augen, wie auf das Zeichen meines Heils, geheftet waren; ich nahm das Fernrohr, und betrachtete bei dem Thurme das rothe Pfarrdach, unter dem meine Braut gelebt, und das Dachfenster, aus dem sie mir mit einem weißen Tuche zugewehet hatte, wann ich kommen sollte. Die ganze Jugend wurde wieder in meiner Seele lebendig. Noch sah ich nach dem Dachfenster; da legte Jemand seine Hände auf meine Schulter. Ich wendete mich um, und es war meine Frau. Wonach siehst du denn so emsig, Vater? fragte sie freundlich.

„Nach unserer Brautzeit, liebes Gustchen," antwortete ich, und drückte sie mit einer neuen, heißeren Zärtlichkeit an meine Brust.

Was du doch immer redest! . . . Sind sie fleißig? (Sie meinte, ich hätte die Arbeiter im Felde beobachtet.)

„Ich sage dir noch einmal: ich habe nach unserer Jugend ausgesehen. Sieh selbst durch das Fernrohr.“ (Ich führte sie vor das Glas.)

Ei, sagte sie ruhig, ich sehe nichts als das Dach des Pfarrhauses in Rasenrode.

„Das ist es ja eben, Herzensfrau! Da standest du vor sechs und dreißig Jahren, und winktest mit einem weißen Tuche. Und ich, ich stand hier, warf Küsse dahin, und flisterte dir zu: Gustchen! geliebtes Gustchen!

Sie wendete seufzend den Blick dahin, und sagte: ja, das ist nun vorbei! Lieber Gott! wie die Zeit hinläuft! Sechs und dreißig Jahr! . . . Unser Flachs, Vater, geht auf, daß es eine Freude ist.

Bei dieser Kälte meiner Frau war es schwer, etwas Wärme in meiner Brust zu erhalten. Da stand sie jetzt, mit ihrem Strickzeuge beschäftigt, wie sonst. Ich verglich beide Figuren: das Mädchen mit der edlen schlanken Gestalt, mit dem blühenden Gesichte, den funkelnden Augen, dem runden, schneeweißen Halse, in einem engen Kleide; und nun hier die Mutter, mit dem Gesichte, von dem die liebliche Gluth der Jugend verflogen war, auf das schon das Alter und auch der Kummer ihre Zeichen, Blässe und Falten, gedrückt hatten,

in einem Matronen-Anzuge. Ich d[illegible]te ein wenig verdrießlich: hätte ich vor sechs und dreißig Jahren wohl geglaubt, daß der Anblick jenes Daches meine Frau so gleichgültig lassen könnte? Ich blickte nach ihr hin, um sie darauf anzusehen. Sie zeichnete mit der Stricknadel bedeutungslose Züge auf den Tisch. Aber auf einmal kam sie mit heitern Blicken auf mich zu, und sagte mit bebender Stimme: ja, Vater, betrachte nur das Dach! Denn — würdest du es betrachten, wenn du mich nicht bis diese Stunde noch liebtest? Ich that dir Unrecht, Vater.

Ich verstand sie, und drückte sie an meine Brust. „Gute Frau," sagte ich: „die Heiterkeit, mit der ich das Pfarrdach betrachte — ist die denn nicht ein Beweis, daß wir glücklicher sind, daß wir uns inniger, zärtlicher lieben, als damals?"

Das nun wohl nicht, Vater; das wohl nicht! erwiederte sie lächelnd. Aber es ist schon gut, wenn wir uns nur noch lieben, schon gut, wenn du nur alle Jahre einmal das Dach ansiehst, ohne es zu verwünschen.

„Ich schwöre dir, Frau, daß ich dich in diesem Augenblicke mehr liebe, als je in meinem Leben, zärtlicher, jugendlicher!"

Lieber Vater, wie würden die Leute lachen, wenn sie das hörten!

„Möchte es doch die ganze Welt hören! Und sie s o l l es hören; ich selbst will es ihr

sagen." — Ich setzte mich an meinen Schreibetisch, und meine Frau gieng ruhig hinunter in ihr Zimmer.

Doch, ich wollte ja den Leser meine Heirathsgeschichte erzählen. Als ich in meinem drey und zwanzigsten Jahre von der Universität kam, war wohl in beiden Hemisphären nicht leicht ein Mensch verlassener, als ich. Meine Eltern und auch mein runder Vetter in Magdeburg waren todt. Verwandte hatte ich nicht (meine Eltern waren im Magdeburgischen Fremdlinge), Bekannte, auf die ich rechnen konnte, eben so wenig, weil mein Vater bei seinem Charakter und bei den fremden Sitten seines Vaterlandes gar keinen Umgang gehabt hatte. Ich selbst war nur von meinem Vater unterrichtet, und er starb gerade, als ich auf die Universität gehen wollte. Mein kleines Erbtheil reichte kaum hin, mich dort zu erhalten. Der einzige Mann, durch den ich mit den Menschen in Verbindung stand, mein Vormund, zahlte mir, als ich von der Universität zurückkam, die letzten funfzig Thaler aus, und starb vier Wochen nachher. Auf der Universität hatte ich meine Collegia, mein Speisehaus und meine Spaziergänge besucht, ohne irgend eine Bekanntschaft zu machen. Ich war zu blöde dazu, und überdies hörte ich noch immer die Warnung meines Vaters: vermeide allen Umgang mit Studenten; sonst bist du verloren!

An Gelehrsamkeit fehlte es mir nicht; ich war fleißig gewesen, um einmal ein Buch schreiben zu können. Auch hatte ich sogar eine für mein Alter ziemlich tiefe Menschenkenntniß, die aber nur darinn bestand, daß ich Menschenhandlungen im Allgemeinen sehr gut zu beurtheilen wußte, worauf ich mir nicht wenig einbildete. Uebrigens ließ sie mich gänzlich im Stich, so oft ich einen bestimmten Menschen zu beurtheilen hatte, oder selbst handeln sollte. Dadurch war ich dreist und furchtsam zugleich, und gewöhnlich beides ganz am unrechten Orte. Saß ich allein auf meinem Stübchen, und überlegte, so konnte niemand weltklüger seyn, als ich; ich traute dann den Menschen sehr wenig Gutes zu. Aber brachte irgend etwas mein Herz in Bewegung (und das konnte die geringste Kleinigkeit), so folgte ich jedem Antriebe desselben, und meine ganze Klugheit war dahin. Mein Kopf sah die Welt, wie sie ist; mein Herz schuf sich seine eigene: eine wahre verkehrte Welt, in der ich, trotz meinem Kopfe, dennoch aushielt. Bei aller meiner Armuth führte ich ein doppeltes Leben: mit meinem Kopfe ein höchst stilles, langweiliges, bedächtiges, einförmiges, kaltes in der wirklichen Welt; mit meinem Herzen ein rasches, begebenheit- und empfindungsvolles, mannichfaltiges, genußreiches in der Welt, die meine Phantasie sich schuf.

So kam ich, mit funfzig Thalern und einem Vorrathe von Büchern, in der Hauptstadt der Provinz an, richtete mich auf einem Stübchen ein, und gieng nun sogleich an die Ausführung meines Planes, mir eine gute Landpfarre zu verschaffen, der mir, wie ich glaubte, nicht fehlschlagen konnte. Ein Pfarrhaus auf dem Lande, von ein Paar Linden beschattet, und mit einer schönen Aussicht, war der Schauplatz, auf dem sich meine Phantasie am liebsten ein glückliches Leben träumte. Wie willst du zu einer Pfarre kommen? fragte mein Kopf: du hast gar keine Connexionen; und die thun alles, das Glück wenig, das Verdienst nichts. — Hm! ich muß mir Connexionen verschaffen. — Wie aber? — Durch Beharrlichkeit und geschmeidiges Wesen. Ich will Jeden besuchen, der mir forthelfen kann, jeden Glückszufall, der mir begegnet, dreist auf die Rechnung meines Gönners setzen, und mich zu seinem Protegé machen, weil ich ihn überrede, ich sey es schon. Jeden Weg, den mein Gewissen nicht verwirft, werde ich gehen. Ich will mich an die Frau des Hauses wenden, wenn sie darinn regiert, oder an die Kammerjungfer, wenn sie mitsprechen darf; ich will beharrlich seyn, und mein Schicksal mit anscheinend kindlichem Zutrauen in die Hände meines Gönners geben. Mangel an gutem Willen bei ihm, will ich, damit er guten Willen bekomme, unüberwindliche Nothwendig-

keit nennen, durch die er gehindert worden sey, mir zu helfen. Ich habe keine Gönner; allein ich kenne die Menschen, und es wird schon gehen.

Das war der Plan, den mein Kopf machte, und auf den ich mir nicht wenig zu gute that. Vor allen Dingen suchte ich nun meine Phantasie und mein Herz aus dem Spiele zu bringen. Ich überlegte ganz kalt, berechnete jede Antwort, die ich zu geben hätte, und gieng endlich mit einer musterhaften Fassung nach dem Hause meines ersten Gönners.

Schon auf der Hausflur war die eine Hälfte meiner Besonnenheit dahin, und die andere verschwand, als mir der Bediente die Thür öffnete. Ich war auf diesen Fall nicht vorbereitet. „Denke nur," hatte ich vorher zu mir gesagt, „es ist eine Komödie, die Ihr Beide, du und dein Gönner, aufführt. Stelle dir ihn vor, als begegnetest du ihm in den Sandwüsten Arabiens; oder denke dir ihn und dich als sterbend: so wird er dir nicht imponiren." Aber es half nichts; mein Muth war dahin, und ich sprach ohne Kopf, oft gerade das Gegentheil von dem, was ich sagen wollte. Ich zauderte allzulange mit einer Artigkeit, die mir auf der Zunge schwebte, und brachte sie mit bebender Stimme nur halb vor, so daß sie wie eine Satire klang. Es war mir nicht möglich, meine Bitte anzubringen, weil ich mir jetzt für eine Pfarre viel zu jung vorkam; ich verließ meinen Gönner sehr beschämt,

und sehr zornig auf mich selbst. „Hm!" dachte ich auf dem Rückwege; „im Grunde ist es doch ein edler Stolz von mir, daß ich es nicht kann! Schmeicheley bleibt Schmeicheley, und hat immer etwas Verächtliches. Morgen wird es vielleicht besser gehen."

Es gieng auch morgen nicht besser, und mit jedem Besuche, den ich machte, verlor ich immer mehr den Muth; durch meine Menschenkenntniß zu meinem Zwecke zu gelangen. Ich versäumte sogar die glücklichsten Gelegenheiten, mir Verbindungen zu verschaffen; und, um mich darüber zu trösten, sagte ich hinterher: „zum Kriechen bin ich zu gut. Ich will mein Glück Verdiensten, und nicht dem Zufalle zu verdanken haben."

Endlich gab ich alle Hoffnung zu einem Amte auf, und unterrichtete einige Kinder, deren Eltern mein gutherziger Wirth, ein wohlhabender Zinngießer, mich empfohlen hatte. Ich sagte dem Manne etwas von meinen zertrümmerten Hoffnungen. Recht so! erwiederte er, und schüttelte mir die Hand; ehrlich währt am längsten. Der gerade Weg: das ist meine Losung! — Aber der gerade Weg, den ich vor mir hatte, führte zu gar nichts. Mein ehrlicher Wirth gab mir endlich den Rath, mich durch Predigen bekannt zu machen. Bei dieser Idee nahm mein Muth wieder zu, und sogleich arbeitete auch mein Kopf wieder in dem Gebiete meiner Menschenkenntniß. Ich wählte bedäch-

tig die am meisten besuchte Kirche, einen interessanten Text, und ein noch interassanteres Thema. Ehe ich an meine Predigt gieng, fragte ich mich: „was willst du? Die Augen der Stadt auf dich ziehen, dich interessant machen. Nun wohl denn! deine Predigt sey also ein treues Gemählde der menschlichen Verderbtheit! . . . Ich will meinen Zuhörern einen Spiegel vorhalten, und ihnen das Herz so fein secirt zeigen, daß es mir an Beifall nicht fehlen soll. Freylich — so scharf die Lauge auch ist, womit ich sie waschen will, so wird doch niemand die Predigt auf sich selbst ziehen. Nun, desto besser! ich werde wahr und interessant seyn, ohne irgend eine Seele zu beleidigen. Es lebe die Menschenkenntniß! sie wird mein Glück befördern!"

Ich arbeitete meine Predigt aus, und las sie einem Bekannten vor, der darüber urtheilen konnte. Er machte mich aufmerksam auf die frappante Wahrheit der Gemählde, die ich darinn von den Menschen aufgestellt hatte, und sagte dann: lieber Freund, Ihre Predigt ist schön, treffend, und hier und da erhaben; allein empfehlen werden Sie sich damit wohl nicht.

„Eben damit!" erwiederte ich lächelnd. „Man muß nur etwas Auffallendes thun oder sagen, um seine Parthey unter den Menschen zu bekommen. Das Schlimmste ist, nicht bemerkt zu werden." — Da haben Sie Recht. — „Und wo wäre der Mensch, der die Satire auf

sich zöge? Die Selbstsucht des Menschen hindert ihn ja eben, sich in den Zügen des Selbstsüchtigen, die ich ihm mahlen will, zu erkennen."

Das fand denn mein Freund ganz richtig. Er bewunderte meine tiefe Menschenkenntniß, und sagte, als er weggieng: wahrhaftig, es kann Ihnen nicht fehlen! — „Es lebe die Menschenkenntniß!" rief ich triumphirend.

Nun studierte ich meine Predigt ein, und that alles, um meinen Triumph recht vollständig zu machen. Ich probierte sogar wie stark ich in der Kirche reden müßte, um verstanden zu werden, und mein Freund erregte, weil ich ihn darum gebeten batte, schon vorher die Aufmerksamkeit des Publikums auf meine Predigt, damit ich ja ein recht zahlreiches Auditorium bekäme. Die Nacht vor dem Sonntage gieng ich sehr ruhig zu Bette, wiederholte noch einmal in Gedanken meine Predigt, und war sehr damit zufrieden. Am Morgen aber fiel mir doch eine und die andere Stelle auf, die mir ein wenig allzuwahr schien, und ich änderte sie. Als ich in die Kirche trat, liefen mir noch ein Paar andere zu harte Stellen durch den Kopf, und ich änderte in der Sakristey auch die. Je näher der Augenblick kam, da ich auf die Kanzel gehen sollte, desto richtiger schienen mir die Bemerkungen meines Freundes, und ich strich noch einige Stellen aus. Als ich aber endlich nur mit den Augen über die Kanzel hinaus-

reichte, und die gedrängten Köpfe sah, die ich mit so scharfer Lauge waschen wollte; ach! da hatte ich nicht mehr den Muth, nur ein einziges Wort zu sagen.

Wie wird es dir gehen! dachte ich während der letzten Strophe des Gesanges mit der größten Aengstlichkeit. Man wird dich für unverschämt halten; du kannst dir tausend Händel zuziehen; man kann dich steinigen. Ist es nicht, als ob die beiden grinsenden Gesichter dort sich gerade der Kanzel gegenüber hingestellt hätten, um jede Sylbe aufzufangen und auf sich zu deuten? — Alle Menschen, die mich nur anblickten, schienen mir schon zu wissen, daß ich Willens wäre, ihnen bittere Wahrheiten zu sagen. Nein, dachte ich; es gehe mir, wie es wolle: auch nicht Ein hartes Wort darf über meine Zunge kommen. — Anfangs gieng alles noch so ziemlich. Aber jetzt entfuhr mir einer von meinen auffallend wahren Zügen. Ich wollte ihn mildern, und — sagte Unsinn. Meine Angst nahm zu, so wie ich das fühlte; und nun konnte ich mir nicht anders helfen: ich mußte aus dem Conzepte lesen. Während dieses ängstlichen Lesen hatte ich aber die schwere Arbeit, alles abzuändern. Ich stockte hier, und schwieg dort ganz, weil ich nicht wußte, wie ich Zusammenhang in meinen Vortrag bringen sollte. Die Zuhörer wurden unruhig, und das Geräusch, das sie machten, war mir so fürchterlich, wie der stärkste Don=

ner. Schwerlich wird je wieder eine schlechte Predigt schlechter gehalten werden, als die meinige. Am Ende habe ich den Egoismus vielleicht wohl gar gelobt, um nur Niemanden zu beleidigen. Ich gieng, wie vernichtet, die Kanzeltreppe hinunter, und nach Hause. — Die Predigt war gut genug, sagte mein Zinngießer mit bedauernden Blicken; nur ein Bißchen lauter hätten Sie reden sollen: man konnte kein Wort verstehen.

Da hörte ich nun meine Schande! Und dennoch dankte ich dem Himmel, daß man nur nichts hatte verstehen können. „Nie,“ sagte ich, sobald ich allein war, und zerriß meine Predigt: — „nie in meinem Leben lasse ich mich wieder von meiner Menschenkenntniß verführen; ich habe nichts als Schimpf davon!“

Nach einigen Tagen hatte ich indeß mein Unglück, und die Stadt mich vergessen. Ich unterrichtete ruhig fort, und eine gewisse Begebenheit (die freylich am allerwenigsten in das Kapitel: Heirath, gehört, um die aber der Leser nicht kommen soll), goß das schöne Zauberlicht einer frohen Selbsttäuschung über meine Tage, so daß ich ein Jahr lang ganz zufrieden lebte.

Am Ende des Jahres ließ mich ein Mann rufen, dem ich es am wenigsten zugetrauet hätte, daß er mir wohl wollte. Er habe, sagte er, von meinen Kenntnissen, meinem Fleiße, meinen Verdiensten gehört, und im Stillen

ein Auge auf mich gehabt. Jetzt wäre die Zeit meiner Belohnung gekommen. In Großen-Esebach sey die Pfarrstelle erledigt, die von der Gemeine besetzt werde; ich sollte mich dazu melden. Vorläufig habe man die Bauern schon auf das vortheilhafteste von mir unterrichtet; er hoffe, und so weiter.

Ich brauchte nichts zu thun, als ein Gesuch an die Gemeine, das der gütige Mann bereits aufgesetzt hatte, zu unterschreiben. Es gieng ab, und schon nach drey Tagen wurde ich von der Gemeine aufgefordert, mit zwey andern Kandidaten die Probepredigt zu halten. Ich stattete meinem Gönner sogleich den frohesten Dank ab, und trug seinen Edelmuth zu Buche. Schon damals führte ich nämlich mein Tagebuch, und zwar mit dem größten Fleiße, weil ich durch Räsonniren über das, was mir begegnete, meine Weltkenntniß vermehren wollte.

Bis jetzt hatte mein Verstand noch immer zugereicht, den Charakter und das Thun meiner Bekannten zu beurtheilen; hier aber war ich einmal verlegen. Warum nimmt dieser Mann, dachte ich, so edelmüthig Theil an meinem Schicksale? Er kennt mich nicht, er hat nichts von mir zu erwarten, und es ist keine Tochter, keine Nichte da, die er etwa anbringen wollte. — Ich konnte mit allem Nachsinnen den wahren Punkt nicht treffen; doch endlich fand ich die Quelle seiner Großmuth in irgend einer guten Seite von mir, die ihm ohne mein

Wissen bekannt geworden wäre. „Oder“ — setzte ich nach einigen Tagen hinzu — „muß denn ein Edler, ein Großmüthiger einen andern Grund haben, den Hülflosen glücklich zu machen, als gerade seine Großmuth?“

Nun kam es aber darauf an, mit meiner Predigt die Bauern in Großen-Esebach zu rühren, hinzureißen; und das war wieder eine Aufgabe für meine Menschenkenntniß. Ich dachte: predige ich populär, und sie verstehen mich: so kann der Böse sein Spiel haben, daß sie sagen: so können wir selbst predigen. Halte ich eine gelehrte, unpopuläre Predigt, so sagen sie vielleicht: wir verstehen ihn nicht. In diesem Schwanken machte ich ein Ding von Predigt (ich habe es noch), worinn das Faßliche in hochtrabenden Ausdrücken, das Unpopuläre aber in ganz gemeinen gesagt war. Mein Zinngießer, ein ganz verständiger Mann, der herzlichen Antheil an meinem Schicksale nahm, schüttelte, als ich ihm mein Stück Arbeit vorlas, wohl zehnmal den Kopf, und sagte: ich weiß nicht, wie es zugeht — bald kommt es mir vor, wie ein alter Rock mit neuen goldenen Treffen; bald wie alte Treffen auf einem neuen Rocke.

„Das ist es eben, lieber Meister!“ sagte ich, und erklärte ihm meine politische Absicht.

Hm! hm! erwiederte er: daß man mit den Wölfen heulen muß, weiß ich wohl; und ich verdenke es Ihnen gerade nicht, daß Sie

Sich in der Façon so nach den Bauern richten. Aber, Herr Bebenroth, es will mir bedünken, als ob Alles, was Sie so recht nach der Klugkeit anfangen, Ihnen gar nicht glücken wollte. Gott gebe, daß es dieses Mal besser gehen möge! — Ich blieb dabei, es müßte so seyn, und nicht anders.

Den Sonnabend wurde ich endlich in einer elenden Chaise zu meiner Probepredigt abgeholt. Daß ist großen-Esebach, sagte der Bauer, der mich fuhr, und zeigte mit der Peitsche auf ein Dorf, welches mit einem lieblichen, dunkeln Kreise von Erlen und Ulmen umgeben war. Ich heftete sehnsuchtsvoll meinen Blick auf das Dorf, worin ich vielleicht mein Leben zubringen konnte, und die Gegend kam mir paradiesischer vor, das Gebüsch, die Bäume, grüner, schattiger, als ich sie jemals irgendwo gesehen hatte. Am Eingange des Dorfes spielten halbnackte Kinder in der warmen Sommerluft auf der schönen Wiese; ich segnete sie in Gedanken. Als ich die Reihen Häuser hinunter sah, zwischen denen wir wegfuhren, gingen mir die Augen über vor zärtlicher Wehmuth. — Wie viele Unglückliche, dachte ich, und wie viele Glückliche wohnen in diesen Hütten! Glück und Unglück werden wechselweise in alle einkehren, werden öfter, als die Armen in großen Städten, ihre Wohnung wechseln; und ich komme hieher, die Unglück-

glücklichen zu trösten und die Glücklichen ihres Glückes werth zu machen. Guter Gott! wird es nicht mir selbst oft an Trost fehlen? werde ich immer des Glückes werth seyn? . . . Keine frohe, keine wichtige Begebenheit wird hier vorfallen, ohne daß ich Zeuge davon bin. Ach, ich werde hier Hände und Herzen vereinigen, Augen zudrücken, Neugebohrne der Tugend weihen, und den Geist junger Menschen zur Tugend bilden! Welch eine hohe Bestimmung!"

Meine Brust war so voll, daß es mir Mühe kostete, den Vorübergehenden meine Thränen zu verbergen. Ich legte mich in die Ecke des Wagens zurück, und fuhr in meinem Selbstgespräche fort: „jetzt verberge ich euch, daß ich weine; aber bleibe ich bei euch — und warum sollte ich es nicht? — so mögt ihr, ihr guten Menschen, die Thränen sehen, die mir eure Noth auspressen wird. O, wehe dem, der in meiner Stelle mit trocknen Augen in euer Dorf fahren; wehe dem, der euch betrügen könnte!"

Bei diesem Worte dachte ich an meine Predigt, und eine brennende Schamröthe überzog meine Wangen. „Ist es möglich?" sagte ich mit einem herzzerreißenden Gefühle. „Ich wollte damit anfangen, euch zu betrügen? O, ist es möglich? Nimmermehr! und sollte ich morgen euch weiter nichts zu sagen wis-

sen, als: ich will euch nicht betrügen; so halte ich doch diese Predigt nicht. Wählet, wen ihr wollt. Wenigstens will ich mit diesen zärtlichen Thränen euer Dorf wieder verlassen, wenn mein Schicksal mir keine bleibende Stätte darin geben will." Ich riß meine Predigt halb durch, und fühlte dabei eine stille Zufriedenheit. So, ganz heiter, ohne Sorge, sogar ohne heiße Wünsche, stieg ich vor der Pfarrwohnung des Dorfes aus, und gieng mit der Wittwe des verstorbenen Predigers hinein. Alle meine klugen Plane zerstörte hier nicht ein Unfall, sondern mein eigenes volles Herz.

Die Kirchenvorsteher und der Schulze des Dorfes kamen. Ich sprach freymüthig mit ihnen; meine Empfindungen machten mich offen und zutraulich gegen sie, wohin ich es gewiß mit allen meinen Planen nicht gebracht haben würde.

Die Predigerwittwe zeigte mir nun das Haus und den Garten. „Beide sind freylich nur klein," sagte sie, als wir wieder in dem Wohnzimmer waren; „aber sie würden Ihnen gefallen, wenn Gott es so fügte, daß Sie hier blieben. Ich habe mit meinem seligen Herrn fünf und vierzig Jahre in dem Hause gewohnt, und wüßte nicht, daß uns ein großes Unglück getroffen hätte."

„Fünf und vierzig Jahre!" sagte ich mit Erstaunen; „und kein Unglück? Da wird es

Ihnen desto schmerzlicher seyn, das Haus zu verlassen!“

O nein! — Mit einem geduldigem Seufzer setzte sie hinzu: jezt ist es mir gleich, wo ich meine Paar Stunden noch zubringe, und ich bitte Gott alle Tage, daß der Nachfolger meines seligen Herrn hier so zufrieden leben möge, als wir.

„Fünf und vierzig Jahr! und kein Unglück! Das ist ein seltner Fall!“ sagte ich noch einmal, und besah die Wände, die keine Seufzer gehört hatten.

Ei nun! Unglück wohl! Da in jener Ecke habe ich fünf Kindern die Augen zugedrückt. Sie starben in Zeit von vier Wochen alle fünf an den Blattern. Es war eine Tochter darunter, schon von siebzehn Jahren, und . . . Braut. (Das Wort Braut brachte sie erst nach einigen vergeblichen Versuchen mit bebenden Lippen hervor). Ich glaubte es nicht überleben zu können, und mein seliger Mann auch nicht. Ach, ich meinte mit Unglück nicht Gottes Hand, sondern die Folgen unserer eigenen Thorheit! . . . Ein redlicher Mann kann ruhig auf meines seligen Mannes Stube wohnen; und hier — ich will mich nicht rühmen — eine treue Frau und Mutter: denn hier sind immer Friede, Einigkeit und Liebe gewesen.

„Und Geduld und Stärke!' setzte ich mit schauerlichem Schmerz hinzu; denn die Wittwe heftete ihren Blick noch immer auf den Winkel, wo sie ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Sie sah mich endlich an, und seufzte. Bleibe ich hier," sagte ich bewegt, — „o, gewiß, ich werde diesen Tempel des Friedens, der Einigkeit nicht entweihen! Und trifft mich die Hand des Schicksals, so will ich mich in jenen Winkel setzen, wo Sie Ihren fünf Kindern die Augen zudrückten; und da will ich Geduld lernen."

Die Wittwe ergriff meine beiden Hände, und schluchzte bei heißen Thränen: Gott lasse Sie das nicht erleben! Ach, ich höre dort in der Ecke noch immer die Seufzer meiner sterbenden Kinder. Nun bin ich allein!

Das Wort: allein! sagte die Frau so schauerlich, und ihre ganze Figur sank dabei in sich selbst zusammen. Sie wendete sich von mir ab, und sogar von der Ecke, worinn die Seufzer ihrer Kinder noch tönten; denn alles hatte sie verlassen: sie war allein!

War ich das nicht auch? Meine Augen flossen von Thränen über: so gewaltig hatte mich das Wort erschüttert. „O nein!" sagte ich, und faßte ihre beiden Hände; „Sie sind nicht allein! Nie schlage ein Herz an dem meinigen, wenn ich Sie nicht von jetzt an als meine Mutter ehre und liebe. Einen Sohn haben Sie wieder gefunden."

Sie warf einen Blick auf mich, und weil sie meine Thränen sah, oder was es sonst seyn mochte, so faßte sie mich mit der Zärtlichkeit einer Mutter in die Arme. O, sagte sie: wie man sich irren kann! Ich habe mich vor Ihnen gescheuet; und nun sind Sie so gut, so theilnehmend!

„Vor mir? gescheuet? wie so?"

Ey nun, sagte sie ein wenig verlegen; jetzt thut es mir leid, gewiß, sehr leid! Daß Sie die Pfarre nicht bekommen, wäre das wenigste, ob ich es gleich wohl wünschte. Aber die Gemeine muß Sie doch für falsch halten; und das geht mir nahe — der Gemeine und Ihrentwegen.

„Ich verstehe kein Wort, liebe Mutter. Warum sollte ich die Pfarre nicht bekommen können?"

Wie? Sie wissen davon nichts? Nun, dann muß ich es Ihnen wohl erzählen.

So wurde mir denn das Räthsel, das mich so lange beschäftiget hatte, aufgelöset. Ein Verwandter meines edelmüthigen Gönners ist mit auf der Wahl. Den Einen Mitbewerber braucht man nicht zu fürchten, aber wohl einen zweyten, der Hoffnung hat, mit auf die Wahl zu kommen, einen Kandidaten, der vorzüglich gut predigt, und sich obendrein darauf versteht, mit den Bauern umzugehen. Mein Gönner, der Einfluß auf die Gemeine hat, ist besorgt, daß dieser seinem Verwandten den Rang ab-

laufen möchte, und findet Mittel, die Gemeine gegen ihn einzunehmen. Nun fehlt es aber an einem dritten Manne, von dem sein Verwandter nichts zu fürchten hat. Mein Gönner glaubt, daß Niemand weniger gefährlich sey, als ich, und zwar von meiner Predigt her, mit der es so unglücklich ablief. So komme ich denn mit auf die Wahl, und die Bauern hören nun in der Stadt, es könne Niemand schlechter predigen, als ich. In Vertrauen auf meinen Gönner, lese ich ihm meine Predigt vor; und er findet sie vortrefflich. Um aber seiner Sache recht gewiß zu seyn, läßt er unter den Bauern in aller Stille ausbreiten: ich würde eine tolle, ganz unverständliche Predigt halten, weil ich der Meinung wäre, daß Bauern nur an recht tollen Dingen Geschmack finden könnten.

Das alles erzählte mir die Predigerwittwe. Ich lächelte, ein wenig beschämt, über meine Menschenkenntniß, und gestund ihr treuherzig: es wäre wirklich etwas an der Sache; so und so gienge es zu; ich hätte aber meine Predigt bei dem Einfahren in das Dorf verworfen; hier wären noch die eingerissenen Blätter. Ich mußte sie ihr vorlesen, und nun sah sie wenigstens, daß das Beiwort toll, womit mein Gönner die Predigt beehrt hatte, ein wenig allzustark war. „Ja," sagte ich selbst; „er hat Recht! er hat wahrhaftig Recht! Viel Kluges ist nicht daran. Aber meine Menschenkenntniß

spielt mir nicht zum ersten Mal arge Streiche. Uebrigens, liebe Mutter, da ich nun einmal nicht Pfarrer hier werden soll, so ist es mir lieb, daß ich es nur schon erfahren habe; denn wer weiß, ob mich morgen nicht dennoch, trotz meinem vollen Herzen, die Politik ein wenig angewandelt hätte. Lassen Sie mich!" setzte ich ganz heiter hinzu. „Morgen werde ich gut reden; ich brauch mich ja nur meiner heutigen Empfindung zu erinnern."

Ich ließ mir von der Wittwe ihren Lebenslauf erzählen, und spät am Abend wiederholte ich noch einmal mit Thränen der Liebe das Versprechen, sie als meine Mutter zu ehren. Endlich gieng ich hinauf in das Studierstübchen ihrer Mannes, und legte mich an das Fenster. Ich sah, wie nach und nach alle Lichter in den Hütten des Dorfes erloschen, und zu gleicher Zeit jagte ein scharfer Nordwind dunkle Wolken über den Himmel, welche die Sterne verbargen. Meine ganze Seele war voll von dem Gedanken an die fünf sterbenden Kinder; jedes Licht, das hier und da erlosch, schien mir ein aufhörendes Leben, und die finstere Nacht, die mich zuletzt umgab, eine allgemeine Vernichtung des Daseyns. Unten aus dem Dorfe her hörte ich dabei eine weibliche Stimme ein Sterbelied singen. Ich kann nicht beschreiben, welche furchtbare Wirkung dieser Gesang, der aus dem Dunkel der Nacht so leise, so schauerlich, wie aus den Abgründen des ewigen Raums

ertönte, auf mein Herz that. Und dennoch war Ruhe im Grunde meines Herzens; nicht einmal der Gedanke, daß meine Hoffnungen hier vernichtet waren, konnte diese Ruhe stören. Ich legte mich ruhig, voll Sehnsucht, wundersam heiter, zu Bette, und schlief, bis die Wittwe mich weckte. Jetzt wollte ich überlegen, was ich predigen würde; aber das Gedankenspiel des vorigen Tages hob wieder an. Noch immer hörte ich das Sterbelied (eine Frau hatte es ihrem sterbenden Manne gesungen), noch immer den furchtbaren Schlag der Thurmuhr, der mir in der Nacht wie der stockende Pulsschlag der Natur vorgekommen war. Ich mochte thun, was ich wollte — mein Herz war in Bewegung, und blieb darinn. Dazu kam noch ein heiterer Morgen, dessen ich an dem offenen Fenster bei einer schönen Aussicht genoß, und das Läuten in allen Dörfern umher. Meine Brust fühlte eine liebende Sehnsucht nach einer andern, besseren Welt; und mit dieser vollen Brust, dieser vollen Seele, dachte ich Ein Stück nach dem andern von der Predigt, die ich halten wollte.

Als ich nach der Kirche gehen wollte, fühlte ich mich so leicht, so heiter; und wäre ich ein Kandidat bei einer Königswahl gewesen, ich würde ruhig geblieben seyn. So wie ich auf die Kanzel trat, sah ich mir gegenüber die alte Mutter sitzen, die mich nicht ansah, aber von Zeit zu Zeit einen Blick seitwärts in die

Höhe warf. Ich folgte ihren Augen, und sah fünf Myrtenkronen mit Flittergold umwunden an einem Pfeiler hangen, und darüber Namen mit goldenen Buchstaben. Es waren die Sterbekronen ihrer fünf Kinder. Da floß ein neuer mächtiger Strom von Empfindung in meine Brust.

Ich predigte: der Mensch sey ein Fremdling auf Erden. Schon das Wort Fremdling — denn war ich das nicht hier, und jetzt überall? — machte die Empfindung meiner Brust noch stärker. Jedes Wort meiner Predigt, jeder Ton, jede Bewegung kam aus dem Herzen. Ich erschütterte die Gemeinde; denn ich selbst war erschüttert, weil ich den nächtlichen Sterbegesang der Frau wieder hörte, und weil ich die Sterne, die Sonnen, erlöschen sah. Bei dieser Fülle einer hohen sehnsuchtsvollen Empfindung überlief mich ein Grauen. Thränen hemmten meine Worte, und kein Auge in der Kirche war trocken. Die Predigerwittwe wendete jetzt die überströmenden Augen frey nach den Kränzen, als wollte auch sie sagen, was ich schon gesagt hatte: „ach! ist der Mensch nicht ein Fremdling? Was bleibt von ihm übrig? Ein verwelkter Kranz, ein wenig Flittergold, und das nasse Auge einer Mutter oder eines Kindes, das diesen Kranz betrachtet!"

Ich trat erschüttert in die Sakristey, und hatte kaum noch Athem. So wie der Gesang

zu Ende war, kamen alle Hausväter der Gemeine zu mir, reichten mir die zitternden Hände, und sagten: Niemand anders als Sie, lieber Herr Bebenroth, wird unser Pfarrer! Niemand anders! — Endlich kam auch mein Gönner, den ich in der Kirche nicht gesehen hatte, in die Sakristey, und sagte mir einige Worte. Dem Himmel sey Dank, ich habe sie rein vergessen! Damals dachte ich gar nicht daran, wie giftig sie seyn sollten. Ach, vor thränenden Augen, vor einem so vollen Herzen, verschwindet die Bosheit. Ich hätte dem Mörder meines Vaters vergeben; warum nicht einem falschen Manne?

Die Pfarre.

Nach vier Wochen sollte ich einziehen. Mein ehrlicher Zinngießer sagte mir mit großer Herzlichkeit, er würde mich ausstatten. Ich schlug das aus: denn die Predigerwitwe hatte mir versprochen, bei mir wohnen zu bleiben; ich sollte ihr Sohn und ihr Erbe seyn, weil sie nur einige weitläuftige Anverwandten hatte, die noch überdies wohlhabend genug waren, um die Erbschaft leicht entbehren zu können. Sie bat mich dringend, ich möchte durchaus nichts mitbringen, damit sie die Freude

hätte, mich ganz und gar einzurichten. Mein Zinngießer, der mir wohl wollte, weil er sich einbildete, daß ich durch seinen guten Rath zu einer Pfarre gekommen wäre, nahm meine abschlägige Antwort übel; und ich trennte mich von ihm in Unfrieden. Das that mir weh; aber ich muß nur gestehen, daß mir, so wenig Habsucht ich auch hatte, das volle Haus, in das ich eingehen sollte, eine sehr angenehme Idee war. Ich dachte mit Vergnügen an die vollen Zimmer und Kammern; ja — der Leser denke von mir, was er wolle — ich sah mit ein wenig Neid einige sehr schöne Tafeltücher, welche die Wittwe in einen besonderen Koffer packte, weil ich sie nach ihrem Tode einer Verwandtin ausliefern sollte.

Ach, der arme Mensch, glaube ich, darf nur etwas haben, um sogleich mehr zu verlangen! Ich schämte mich vor mir selbst; aber mit dem Gesichte voll Schamröthe gieng ich dennoch im ganzen Hause umher, und betrachtete mit Vergnügen die vielen Sachen, die nun mein waren. Die Wittwe wollte die Schenkungs-Akte sogleich auffsetzen lassen; aber, um ihr meine Habsucht, deren ich mich schämte, zu verbergen, bat ich sie, damit zu warten, bis ich auf der Pfarre seyn würde.

Endlich verließ ich die Stadt, und gab das letzte Geld, das ich noch hatte, für den Wagen, der mich nach meinem Dorfe brachte. Als ich in das Pfarrhaus trete, sehe ich fremde

Gesichter, und erfahre, daß es die Erben der Witwe sind, die vor drei Tagen vom Schlage gerührt worden, und auf der Stelle todt geblieben ist. Man bat mich um Erlaubniß, alles, was im Hause war, in zwei Zimmer bringen zu dürfen, weil man es erst morgen, oder, wenn die Wagen früh genug kämen, in der Nacht wegbringen wollte. Ich sagte in großer Bestürzung: ja; denn ich dachte und fühlte nichts, als den Verlust der edlen Frau, die mich so mütterlich geliebt hatte. Sie sollte so eben begraben werden. Ich trat mit dem aufrichtigsten Schmerz an ihren Sarg, faßte die kalte Hand, und benetzte sie mit heißen Thränen. „O,“ sagte ich; „so löſ't der Tod das unruhige Leben in Ruhe auf. Jetzt, meine gute Mutter, läßt das Rauschgold an den fünf Kränzen deiner Kinder dein Auge trocknen; jetzt durchbohrt es dein Herz nicht mehr. So, eben so, endet alles; und wohl dem, der, wie du, dies Ende mit Muth erwartet! Ich trete in das Haus, das du verlassen hast; und wer weiß, was mich hier erwartet, welche Schmerzen, welche Angst in diesem Zimmer und überall schon auf mich lauern! Aber sey es! Wird mir das Leiden zu schwer, so will ich mich in die Ecke setzen, wo du deinen fünf Kindern die Augen zudrücktest, und denken, daß ja irgend eine Hand auch mein Auge zudrücken und meine Schmerzen endigen wird.“

Einer der Erben trat auf mich zu, und fragte besorgt: Sie wissen doch wohl schon, daß die Selige ohne Testament gestorben ist, und daß wir ihre rechtmäßigen Erben sind? Es wollte verlauten, daß die Selige Willens gewesen wäre, Sie zu bedenken."

Ganz sanft und gelassen sagte ich: „es ist gut; ich wünsche Ihnen Glück zu der Erbschaft." Und wäre es eine Krone gewesen, die ich eingebüßt hätte, ich würde dennoch eben so aufrichtig gesagt haben; es ist gut; ich wünsche Ihnen Glück. Ich nahm, ohne an die Erbschaft zu denken, eine Blume aus dem Sarge, und drückte einen Kuß auf die bleichen Lippen der Todten. Nach der Beerdigung ging ich zu dem Schulmeister, und bat ihn, mich diese Nacht und noch einige folgende zu beherbergen, bis ich Anstalten getroffen hätte, in der Pfarre wohnen zu können. Der Mann wußte sehr wohl, wie ich in diese Verlegenheit gekommen war, und nahm mich mit Freundlichkeit auf.

Am folgenden Morgen hörte ich: die Erben hätten die Nacht zum Packen angewendet, und wären mit allen Sachen schon weg. Man brachte mir den Schlüssel zu dem Hause. Ich ging hinüber, schloß auf, trat hinein, und fand alles leer; aber dennoch fühlte ich eine gewisse Freude. In der That mit einer Art von Zärtlichkeit, und halb verstohlen, legte ich die eine Hand an den Thürpfosten, und sagte

laut und fröhlich aus dem Virgil: salvete penates! hic domus, haec Patria est! *) — Nunc pateras libate Jovi **)! fuhr ich begeistert fort, als eben der Küster zu mir herein trat. Ich ließ meine Thränen strömen, und kümmerte mich nicht darum, daß er es sah. „Und sind denn," fragte ich ihn, „Thränen nicht die schönste Libation?" Er verstand mich nicht, und lächelte. Es ist ein Unglück! sagte er; nun kommen Sie da so in das leere Haus!

„Leer, meinen Sie, lieber Schulmeister! Ist ein Haus leer, worin ein zufriedenes Herz schlägt? worin zwei Ströme von Freudenthränen fließen? Tritt denn der Mensch nicht noch ärmer in sein erstes Haus, den Körper? Und da das Kissen, mit Hobelspänen gestopft, das wir in unserm letzten Hause finden, noch zu viel ist, so wird doch das, was ich hier gebrauche, hier in diesem Absteigequartier, in dieser Schulstube — mehr ist ja das Leben nicht — noch anzuschaffen seyn."

O ja, sagte der Schulmeister; ich habe der Gemeine den Fall vorgetragen, und . . . Ei, da kommen sie schon! —

Man brachte mir ein Bett, ein Paar Stühle, einen Tisch, etwas Küchengeschirr, und auf einige Tage Lebensmittel. Kein

*) Heil euch, o Penaten! Hier ist Heimath und Haus!
**) Bringt aus Schalen Libationen dem Zeus!

König hat je mit besserem Appetit gegessen, als ich den ersten Mittag vor meinem Hause unter ein Paar Kastanien-Bäumen. Ich war noch nicht aufgestanden, als mir der Pachter des Pfarrackers einen Theil des Pachtgeldes brachte. Nun war allen Schwierigkeiten abgeholfen; ich hatte den größten Wunsch meines Lebens erreicht, und nahm feierlich Besitz von dem Hause, von dem Garten. Dann ging ich hinauf in das Studierstübchen, und nahm auch Besitz von der schönen Aussicht, die man von da hatte.

Hier versank mein Herz — es war jetzt um die Stunde des Feierabends — in eine unbeschreiblich süße Ruhe. Ich saß an dem offnen Fenster, wo seitwärts das ganze Dorf vor meinen Blicken offen da lag. An jeder Hausthür standen Knechte und Mägde, die sich nun in größere Gruppen sammleten, und eine Menge Kinder spielten unter einer Linde. Auch die Hausväter traten nach und nach in die Thüren, und sahen zu, was wohl morgen für Wetter seyn würde: und dazu schallten die Glocken der von der Weide kommenden Kühe. Das war mir so neu, und doch so bekannt: lauter Bilder aus meiner Jugend. Ich redete das Dorf und seine Bewohner an, und schwor ihnen ein tugendhaftes Leben und innige Liebe zu. In diesem Augenblicke war keine Spur von Haß, oder auch nur von Bitterkeit, in meinem

Herzen. Ich hätte der ganzen Welt eine innige Liebe schwören können, ohne mehr zu sagen, als ich wirklich fühlte. Der Mensch, der in einem merkwürdigen Zeitpunkt seines Lebens keines tugenhaften Entschlusses fähig ist, der trete nie über meine Schwelle!

Mein Vorsatz gab meinem Herzen eine noch seligere Freude und Ruhe; nie in meinem Leben habe ich eine stillere und zufriednere Stunde gehabt, als diese. Endlich ging ich hinunter in das Freie, doch nicht durch das Dorf; jeder Mensch, auch der beste, hätte meinem Gefühle etwas Irdisches zugemischt. Aber schon nach einer halben Stunde mußte ich zurückgehen; es war, als ob mich etwas in mein Haus bannte. Ich trat in das leere Zimmer, wie in einen Tempel; und nun wurden meine Gefühle zu einzelnen Bildern, dann zu Gedanken. Aus diesem spiegelglatten Meere von Ruhe und Gefühl hob sich mein Bild als Hausvater hervor. Ihm folgte die wunderschöne Gestalt eines weiblichen Wesens, das in schlanker, jungfräulicher Schönheit sanft und leise durch das Zimmer schwebte; und von diesem Augenblicke an brannte mein Herz in sehnsuchtsvoller Liebe. Ich fühlte wieder, daß ich allein war; doch dies Gefühl verlohr sich in schöne, zitternde Hoffnung. Nun erst bekam das Gemählde meines Lebens Haltung, eine menschlichere Form, und schönere Far-

ben

ben; denn ich mahlte es in Liebe aus. Jetzt sah ich das schöne Mädchen in allen Zimmern, in tausend Gestalten, und immer eine schöner als die andere. Mein Herz wurde mit jeder Minute weicher, meine Sehnsucht stärker. Ich dachte nicht mehr an mein Haus, an meine Pfarre, nur an die Hausfrau, an die Pfarrerin, und, wie ich glaubte, mit reiner, himmlischer Liebe.

Keine von allen meinen Bekanntinnen hatte auch nur die mindeste Aehnlichkeit mit dem Bilde, das vor meiner Seele stand. „Nein," sagte ich: „dieses himmlische Bild, diese Bewohnerin einer besseren Welt ist es, für die mein Herz in Kraft und Stärke schlägt; diese Sehnsucht verlangt nicht nach euch, nicht nach einem Mädchen, sondern nach einem Herzen, das stark und rein ist, wie das meinige." Ich erhob mich stolz; aber — wie schwach ist das menschliche Herz auch in solchen Minuten der reinsten Sehnsucht nach Liebe! Des Schulmeisters Tochter, ein schlankes hübsches Mädchen von achtzehn Jahren, gieng während der Zeit, daß meine Phantasie diesen hohen Flug nahm, in meinem Zimmer ab und zu, um noch einige Kleinigkeiten einzurichten. Diese schlanke Gestalt hielt auf einmal meine Phantasie in ihrem Fluge an, und lenkte sie auf sich. Ich will dem Leser — ob ich gleich noch jetzt darüber erröthe — nur gestehen, daß meine

himmlische Göttinn sehr bald die Figur dieses Mädchens annahm, welches nichts weiter hatte, als einen leidlichen Wuchs. Noch mehr: ich verließ nur mit Mühe das Zimmer, worin sie zu thun hatte, und setzte mich vor die Thür, bis sie mir gute Nacht sagte, und nach Hause gieng.

Sehr beschämt sann ich nun über diese Schwäche nach; und, mochte ich wollen oder nicht, ich mußte mir gestehen, daß ich mir nichts anders, als eine Frau, wünschte. Es verdroß mich nicht wenig, daß ich mich so ertappt hatte. „Aber, wenn es nun einmal so ist,“ sagte ich zuletzt: „warum soll es nicht so seyn? Warum finde ich denn Gefühle des Herzens, welche alle Menschen mit mir gemein haben, schimpflich? Ja, Natur, ich danke dir, daß dieses sehnsuchtsvolle Herz jedes Mädchen mit dem himmlischen Glanze des reinsten Ideals ausstattet.“ Ich dachte weiter nach. „Nein,“ sagte ich endlich, als ich zu Bette gieng; „ich sehe wohl, meine Frau wird kein Ideal seyn, sondern ein Weib. Ich werde sie lieben. Gott gebe, daß sie ein gutes Weib ist, und auch mich liebt; dann wollen wir wohl glücklich werden!

Endlich die Heirath.

Die ersten Tagen vergiengen noch unter den Täuschungen der Phantasie und des Herzens. Wenn man auch nicht alle Entschlüsse hält, die das heisse Herz in feyerlichen Momenten faßt, so bleibt doch etwas davon zurück. Genug, ich fühlte, daß der erste Tag auf meiner Pfarre mich besser und menschlicher gemacht hatte; und das fühle ich noch jetzt, da ich dieses schreibe.

Nach einigen Sonntagen traf mich die Reihe, für einen Pfarrer, der krank gewesen, und noch nicht völlig wieder hergestellt war, zu predigen. Das Dorf lag nicht weit von Esebach, und ich gieng den Sonntag früh dahin. Die Pastorin erwartete mich schon im Garten, durch den man näher in das Haus kommen konnte. Sie bat mich sehr freundlich um gute Nachbarschaft; und noch ehe wir in das Haus traten, wußte ich schon, daß sie eine Tochter, und einen Sohn hätte, daß ihre Tochter einmal eine gute Aussteuer bekäme, und daß sie gar nicht arm wäre. Hinterher folgte denn auch bald die Frage: ob ich schon etwas Liebes hätte?

Es war ganz offenbar, daß die Frau einen Anschlag auf mich hatte; und dieser Ge-

danke machte mich finster. Ich nahm mir vor, ganz kalt zu seyn, und antwortete ihr nur sehr einsylbig. Als ich in das Zimmer trat, wurde ich in meiner Vermuthung noch mehr bestärkt; denn die Tochter stand in ihrem besten Putze da, erröthete über und über, und war und blieb verlegen.

Nun kam der Prediger, ein Mann mit dem ehrwürdigsten Gesichte von der Welt, und hieß mich freundlich, doch ohne Umstände, willkommen. Ich machte ihm eine kalte Verbeugung, und fand in seinem ehrwürdigen Gesichte sogleich den Charakter des Geitzes. An der Tochter bemerkte ich Sommersprossen, die ihr übel standen, und die Mutter war mir mit ihrer Freundlichkeit unausstehlich.

Alles war darauf angelegt, mir einen großen Begriff von der Wohlhabenheit der Familie zu machen. Es stand Silber auf dem Kaffeetische, und die Mutter schloß wohl dreymal einen nußbaumenen Schrank auf, worin etwa ein Dutzend silberne Löffel und ein Paar silberne Leuchter zur Schau ausgekramt waren. Ich blickte zu Boden, so oft sie ihn öffnete, oder wendete mich ab.

Auf einmal sagte der alte Mann: „hm! hm! das ist ja heute hier recht festlich, Mutter! Giebt es denn einen Geburtstag, oder so etwas? Gustchen ist ja geputzt, als sollte sie Gevatter stehen!“ — Das Mädchen wurde roth wie eine Rose, und die Mutter sagte etwas

von einem lieben Gaste. Ich wurde immer kälter und einsylbiger. Die Tochter verließ das Zimmer, als die Mutter anfieng, eine Lobrede auf ihre Wirthlichkeit und ihren Fleiß zu halten. Das ist abgekartet, dachte ich; die Alte hat gesagt: geh hinaus, Gustchen, wenn ich anfange, damit ich dich recht loben kann. Und nun setzte auch die Alte mit einer erstaunlichen Schnellzüngigkeit den Panegyrikus der Tochter fort. Der Alte lächelte, und sagte: das geht einmal, Mutter! Du bist heute zur guten Stunde aufgestanden; denn sonst, so wacker Gustchen auch ist, hast du doch manchmal mit ihr zu keifen.

Ey was, Vater! das verstehst du nicht! sagte die Mutter mit krauser Stirn.

Nun ja doch! Ich mißbillige das nicht. Das Mädchen hat seine Fehler, und eine Mutter muß von Zeit zu Zeit tadeln, das weiß ich wohl.

Welche Fehler denn? Was weißt du denn von deiner Tochter? (Sie wurde feuerroth.)

Daß sie, sagte er lächelnd, nicht halb so gut, nicht halb so fleißig und wirthschaftlich, nicht halb so wohlthätig, so fromm, so verständig ist, wie du, Mutter: das weiß ich von ihr. Nun wendete sich der Alte wieder an mich, und warf eine theologische Frage auf, die ich denn sehr eifrig beantwortete, ohne mich durch die Unterbrechungen der Mutter stören zu lassen, bis es endlich Zeit zur Kirche war.

Gustchen, hob die Mutter wieder an, geht auch hinein. Heute würde sie um alles in der Welt die Kirche nicht versäumen; sie hat gar zu viel Gutes von Ihrem Predigen gehört. — So? erwiederte ich kalt, und gieng, ohne auf Gustchen zu warten, die schon, mit dem Gesangbuche in der Hand, in die Thür des Nebenzimmers trat.

Auf dem Wege nach der Kirche nahm ich mir vor, die Mutter und die Tochter recht auffallend kalt zu behandeln; denn ich fand etwas Schimpfliches für mich in ihrem Benehmen. Der erste Blick, den ich zwischen den Gardinen durch in die Kirche that, fiel auf die Tochter, die mir und der Kanzel gegenüber saß. Erst jetzt sah ich sie recht genau an, und ich mußte gestehen, daß sie sehr hübsch war. Nun, wenn auch! dachte ich, und zog die Gardine enger zusammen: ich will nur desto kälter seyn.

Auguste warf keinen Blick auf den Stuhl, worin ich saß; es war, als ob sie wüßte, daß ich sie betrachtete. Sie hielt die Augen fest auf das Buch, das vor ihr lag, und es kam mir so vor, als erröthete sie von Zeit zu Zeit. Doch das war nur in den ersten Augenblicken; als der Gesang anfing, erhob sie die großen blauen Augen. Die Empfindung, die sich jetzt in ihrem Gesichte zeigte, und es bis zum Erstaunen verschönerte, war nichts als eine fromme Andacht; und ich — konnte meinen Blick nicht

mehr von diesen frommen Augen, von diesem lieblichen Munde abwenden.

Als ich auf die Kanzel trat, erröthete Auguste, und beugte das Gesicht nieder: doch nur einige Minuten; dann hielt sie den Blick mit einer schönen Ruhe auf mir fest. „Hm!" dachte ich, als der Gottesdienst zu Ende war; — „nach Hause kannst du sie ja begleiten!" Sie war aber schon weggegangen.

Mit dem ersten Schritte, den ich in das Haus that, nahm die Mutter ihre Rolle wieder. Sie hielt ihrer Tochter unaufhörlich Lobreden, und suchte, doch vergebens, ein Urtheil über meine Predigt von ihr heraus zu bringen. Mochte ich wollen oder nicht, ich mußte mit ihr im ganzen Hause umher gehen, und alle ihre Schätze kennen lernen. „Es soll dir nichts helfen," dachte ich in jedem Zimmer, das sie mir zeigte; „nicht einmal einen Blick will ich auf das Mädchen werfen. Ich werde bei Tische mit dem Alten immer nur von den neuesten Ketzereyen sprechen, und alle Gerüchte, mögen sie auch noch so gut seyn, hineinessen, ohne Gutes oder Böses davon zu sagen."

Endlich hatte mir die Mutter Gustchens ganze Aussteuer gezeigt. Nach Reichthum, hob sie nun an, soll des Mannes Auge nicht sehen, und am wenigsten das Auge eines Predigers; aber so nebenher ist es doch gut, wenn man etwas hat. Ein Prediger darf nicht mit Schulden anfangen, und sollte er auf Stroh schla-

fen müssen! . . . Nun? fuhr sie lächelnd fort; Sie werden wohl auch bald an eine Gehülfin denken? Oder vielleicht ist es schon geschehen?

„Sie haben es errathen," sagte ich kalt, und mit einer kleinen Verbeugung.

Also haben Sie schon eine Braut? fragte sie noch einmal, sehr erwartend.

„Da Sie," erwiederte ich falsch, „so gütigen Antheil an mir nehmen, so will ich Ihnen gestehen: ja!" Ich erwartete nun eine gänzliche Veränderung ihres Betragens gegen mich; aber zu meinem Erstaunen nahm die alte Mutter freundlich meine Hand, und sagte sehr theilnehmend: nun, so segne Sie Gott, Sie und Ihre liebe Braut, und gebe Ihnen Zutrauen zu einander, und Frieden und einige Herzen bis an das Grab! Man hat uns von Ihnen gesagt, daß Sie ein braver, rechtschaffener Mann sind, den keine Sünden drücken. Sie haben auf der Universität Haus gehalten mit Ihrem Gewissen; und wenn Gott alles auf Erden unbelohnt ließe, so läßt er doch das nicht unvergolten. Eine glückliche, zufriedene Ehe ist der kostbarste Lohn, und die Perle, das Kleinod eines stillen Lebens. — Die letzten Worte sagte sie mit Thränen in den Augen.

Jetzt zeigte sie mir nichts weiter, sondern führte mich hinunter, und gab nun ihrem Mann und ihrer Tochter die Nachricht, daß ich eine Braut hätte. Der Alte sah ihr mit

einem triumphirenden Lächeln ins Gesicht; dann faßte er meine Hand, und drückte sie, bei einem ganz einfachen, herzlichen Glückwunsche. Lachend wendete er sich nun wieder zu seiner Frau, und sagte: „jetzt esse ich mit noch einmal so gutem Appetite, Mutter; und Gustchen auch, dafür stehe ich dir."

Die Mutter erröthete ein wenig, und winkte ihm zu, er möchte schweigen. Wir setzten uns zu Tische; und auf einmal war Gustchen gesprächig geworden, auf einmal wußte sie den Inhalt meiner ganzen Predigt, auf die der Alte bald kam, und vertheidigte mich eifrig gegen ihn, als er einige Sätze darin anzugreifen suchte. Man stieß endlich auf das Wohl meiner Braut an, und dabei war eine heitere, ruhige Fröhlichkeit in jedem Gesichte.

„Mutter," sagte der Alte; „wären wir so fröhlich, wenn wir jetzt nicht wüßten, was wir wissen? Die heimlichen, krummen Gänge taugen niemals etwas. Geht man sie, dann schlägt das Herz so ängstlich, und das Wort erstirbt einem auf der Zunge. Sieh, jetzt kann ich unsern Herrn Nachbar dreist in die Augen sehen; diesen Morgen konnte ich das nicht, du eben so wenig, magst du doch sagen, was du willst, und Gustchen gar nicht. Ich sage dir, Mutter, du kamst mir heute früh falsch vor, so gut deine Absicht auch war.

Bei dieser Aeußerung warf ich verstohlen einen Blick auf die Tochter. Sie saß erröthend

da, und sah nur von Zeit zu Zeit ihren Vater bittend an, doch ohne daß der gute, treuherzige Alte es merkte.

Falsch? sagte die Mutter. Da sey Gott vor, Vater! Nein, ich will dir auch nie wieder so vorkommen, und sollte Gustchen ewig so bleiben, wie sie ist. Ich dachte, Vater, es könnte nicht schaden, . . .

„wenn du den lieben Gott so ein wenig zurechtwiesest!" unterbrach der Alte lächelnd. „Liebe Frau, was recht und wahr gesagt ist — nun, wenn es Gelegenheit dazu giebt, so habe ich nichts dagegen. Doch heimliche Absichten, und so weiter? Ist ein Wunsch recht, so muß er sich sagen lassen; läßt er sich nicht sagen, so ist er auch nicht recht."

Die Mutter schüttelte den Kopf: Vater, zu viel ist auch nicht gut! Wünschen konnten wir das wohl, aber nicht sagen.

„Auch sagen," erwiederte der Alte eifrig: „einem jeden guten Menschen; und spottete er darüber, so wäre er kein guter Mensch."

Vater, frag Gustchen, frag jedes Mädchen — es geht nicht! — Ich blickte verstohlen auf die Tochter, und sah, daß eine Thräne nach der andern langsam über die Wange floß. Sie schien gern aufstehen zu wollen; ihr Vater aber, der sie herzlich liebte, hatte, wie fast den ganzen Mittag, ihre Hand gefaßt. Die Mutter hat Recht, liebster Vater, sagte sie

schmeichelnd; und sogleich setzte sie hinzu: soll ich nicht eine Flasche Johannisbeerwein holen?

„Hernach! hernach!" antwortete der Alte noch eifriger. „Sie hat nicht Recht, deine gute Mutter, sag' ich; denn du, Herzensgustchen, hast nichts gewünscht, gar nichts, das weiß ich. Und was deine Mutter wünschte, das konnte sie auch sagen, wenn der Herr Nachbar da ein guter Mensch ist." — O, lieber Vater! unterbrach ihn Auguste mit sehnlich bittender Stimme.

„Nun, geh, mein Kind," sagte der Alte sanft; „geh, und hole eine Flasche, oder zwei, von dem weißen." Sobald sie hinausgegangen war, wendete sich der Alte mit einem ernsten Gesichte an mich, reichte mir die Hand über den Tisch zu, und sagte: „ich halte Sie für einen guten, unschuldigen, lieben Mann; und hätten Sie keine Braut, so würde ich Ihnen mit Freuden mein Gustchen geben, die — kann ich Ihnen jetzt wohl sagen — auch des besten Mannes werth ist. Ich und meine Frau, wir haben gewünscht, Gott möchte es so leiten; es ist aber nicht sein Wille gewesen." Mir stiegen Thränen in die Augen. Ich faßte, ohne etwas sagen zu können, die Hand des vortrefflichen Alten, und drückte sie herzlich.

„Nun sieh, Mutter," fuhr er fort: „ich habe ihm gesagt, was wir Beide wünschten; und da stehen uns allen Dreien die Thränen in den Augen. Von jetzt an wird er unser

Freund seyn, wenn auch nicht unser Sohn. Warum hätte ich das nicht sagen können? Gustchen durfte es nicht sagen, aber auch nicht wünschen; und sie hat es nicht gewünscht: denn, Mutter, Mutter! ich schwieg gestern; aber das Herz hat es mir umgekehrt, als das Kind dich mit Thränen bat, ja keine Anstalten auf den Herrn Nachbar zu machen. Da sprach die Unschuld der Jungfrau, und der Stolz der Jungfrau; du hörtest aber nicht."

Die alte Frau stand auf, umfaßte ihren Mann, und sagte mit Thränen: ich habe Unrecht. Aber, lieber Vater, daß du dieses Gespräch angefangen hast, das ist doch wohl auch nicht recht!

„Nein, freilich nicht. Aber ich sah es unserm Gaste an, daß er gemerkt hatte, was du wünschtest; und konnte er nicht Gustchen so gut in Verdacht haben, als dich? Der Mutter kann er den Wunsch verzeihen; aber auch der Tochter? ... Mußte ich nicht sprechen? sollte er aus unserm Hause weggehen, wie aus einer Mördergrube? Ich mußte. Gott Lob, daß er eine Braut hat! nun konnte ich reden!"

O Vater, ich habe großes Unrecht, sagte die Alte mit Thränen der Reue, und legte sich wieder an seine Brust. Er küßte sie, und sagte: jetzt still davon! Klingle Gustchen!

Nein, rief ich; noch einen Augenblick! Mein Herz und meine Hand sind frei. Geben Sie mir Ihre Tochter.

Die Mutter starrte mich freudig an. Der Vater sagte ernst; „wie soll ich das nehmen, Herr Nachbar? Ich meinte, Sie hätten eine Braut? . . . Jetzt merke ich wohl, meine gute Frau hat die Worte aus Ihnen hervorgelockt; aber . . ." —

Ich schämte mich meiner Härte und meiner Unwahrheit von ganzem Herzen. Sie hielten mich für gut, sagte ich erröthend; ich fürchte, Sie werden anfangen mich für schlimm zu halten, wenn ich Ihnen gestehe, was diesen Morgen in meiner Seele vorgegangen ist.

Muß ich Ihnen nicht vergeben, sagte er lächelnd, wenn ich meiner Frau vergeben soll? . . . Liebe Mutter, hier hast du eins deiner Sprichwörter: wie es ins Holz hinein schallt, schallt es wieder heraus. Siehst du, daß ich Recht habe? Er bezahlte dich mit deiner Münze. — Nun, lieber Freund, Sie verlangen mein Kind zur Frau. Wir haben Ihnen schon gesagt, daß es unser Wunsch gewesen ist; doch darum wünschte ich nicht, daß es so schnell kommen sollte. Ich weiß, Herr Nachbar, mein Gustchen ist ihrer Liebe werth, und wird Sie glücklich machen; aber ich will Sie und mein Kind nicht um die schönen Tage bringen, welche die Liebe jungen Herzen giebt. Besuchen Sie uns wieder. Gustchen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, erfährt von dieser Unterredung nichts. Nach einem Vierteljahre, denke ich, werden wir mit andern Ge-

sichtern davon sprechen, als jetzt; doch nicht eher!"

Er klingelte, und das liebe Mädchen kam — noch immer verlegen — mit zwei Flaschen in das Zimmer; aber wir, ich und ihr Vater, waren im tiefstem Gespräch über einen Satz aus der Theologie. Nach Tische führte ich, während der Vater seine Mittagsruhe hielt, die Tochter in den Garten, und von da auf das frie Feld. Jetzt, da sie auf einem schmalen Fußsteige vor mir herging, betrachtese ich ihre schöne, edle Gestalt, und fühlte mein Herz gewaltig pochen. Als wir dann wieder neben einander gehen konnten, erzählte sie mir von ihren Kinderjahren, und sprach von ihren Eltern, besonders von dem Vater, mit dem innigsten Entzücken. Jetzt sah ich auch ihr schönes Gesicht, das von kindlicher Liebe glühete, und kaum konnte ich mich enthalten, ihr sogleich mein Herz zu entdecken. Doch der Gedanke, daß ich nach dem Gespräche bei Tische ihr jungfräuliches Gefühl beleidigen könnte, hielt mich davon ab. Ich verließ die Familie gegen Abend; aber am folgenden Morgen stand ich schon ganz früh vor meinem Fernrohr (einem Erbstück von meinem Vater), und betrachtete das Pfarrdach, unter dem die schöne Auguste lebte.

Das Vierteljahr gieng hin wie ein Augenblick, und die Liebe (die mir bis jetzt nichts weiter gewesen war, als der Geschlechtstrieb, weil

sich erst Einmal, und nur eine eitle Thörin, geliebt hatte) wurde mir nun die Begeisterung meiner Seele, die Quelle meiner Tugenden, und — warum soll ich es leugnen! — die festere, heiligere Hoffnung des ewigen Lebens. Alles Große, alles Edle, alles Schöne, was bisher nur die Philosophie mit unsichern, kalten Zügen auf mein Papier und in mein Gedächtniß geschrieben hatte, das drückte jetzt die Liebe mit unvergänglichen, flammenden in mein Herz. Die Ewigkeit, vor der ich sonst ungläubig grübelnd zitterte, dachte ich mir jetzt als mein Eigenthum; das Grab, die dunkle Zukunft war verschwunden, und ich stand durch die Liebe in den Strahlen eines ewigen Daseyns leuchtend da. — Bei diesen großen Vorstellungen schäme ich mich fast, des weißen Tuches zu erwähnen, mit dem meine Braut mir aus dem Dachfenster des Pfarrhauses winkte, wenn ich kommen sollte, und das mein Herz in die froheste — ja, ich kann sagen, in die erhabenste — Empfindung versetzte. Aber wehe dem jungen Manne, dem es, wenn er sich in meiner Lage befände, nicht wäre, als ob das Flattern des weißen Tuches Himmel und Erde in ein schöneres Licht kleidete, und der das stärkere Pochen seines Herzens nicht für den froheren Puls der ganzen Natur hielte! — —

Wir waren bis zum folgenden Frühling Brautleute. Den Tag nach der Hochzeit schlich

ich mit meiner jungen Frau ganz still aus meines Schwiegervaters Hause, von dem Getümmel der Verwandten weg, durch den Garten, und ging mit ihr nach meinem Dorfe. Welch ein Gang! Ich hatte mir vorgenommen, über diesen Gang ein eigenes Kapitel für die Hagestolzen zu schreiben, nur um Gelegenheit zu haben, ihn mit jedem Leser, er sey Hagestolz oder nicht, noch einmal zu gehen. Aber wer einen solchen Gang nie gemacht hat, glaubt nicht, was er ist; und wer ihn machte — guter Gott! wollte der wohl eine Beschreibung des meinigen lesen? würde er sich nicht neben seine Gattin oder auf ihr Grab setzen, seinen eigenen Gang noch einmal überdenken, und dann mit neuer Liebe an das Herz seiner Lebensgefährtin, oder mit glühender Sehnsucht auf ihr Grab, sinken und sagen, was ich jetzt sage: o, wie glücklich ist der Mensch!

Wir gingen — zu meinem, zu ihrem Hause! Mann und Weib! —

Nahe bei dem Dorfe rollte aus einem Hohlwege, mit vier muthigen Füchsen bespannt, der schöne Wagen des neuen Amtmanns in meinem Dorfe hervor. Das adelige Gut in Großen-Esebach wurde nehmlich nicht lange nach meinem Antritt der Pfarre verpachtet. Der neue Pachter, den ich erst einige Male gesehen hatte, heirathete ein reiches Mädchen, und der Zufall wollte, daß er mit seiner jungen

gen Frau so eben aus der Stadt kam, als ich mit der meinigen auf das Dorf zu ging.

Der Amtmann Schenk ließ seinen Kutscher halten, sobald er uns erblickte. Er legte sich zum Schlage heraus, und rief mir zu. So wie ich näher kam, sagte er: das trifft sich ja vortrefflich, lieber Pastor! Ich kann Ihnen hier sogleich meine junge Frau präsentiren. — Die junge Frau nickte vornehm mit dem Kopfe, und heftete dann ihre Augen auf meine junge Frau.

„In der That," erwiederte ich „das trifft sich so gut als möglich. Gestern habe ich Hochzeit gehabt, und jetzt führe auch ich meine junge Frau nach Hause." Schenk schlug ein lautes Gelächter auf, und sagte; unerhört! das trifft sich in tausend Jahren nicht wieder! Er öffnete den Schlag des Wagens, hob seine Frau heraus, und sagte dem Kutscher: fahrt zu! Wir haben nur noch hundert Schritt bis zum Gute... Also erst gestern! Ich habe schon vor einer Ewigkeit Hochzeit gehabt. Heute vor acht Tagen. Jetzt sind wir einander schon müde: nicht wahr, meine Liebe? — Das sollte wohl ein Scherz seyn; aber ich zitterte bei dem Scherze. —

Die Amtmannin stand meiner Auguste gegenüber, prächtig, und im neuesten Geschmak gekleidet, mit blitzenden Steinen an den Fingern, in den Ohren und im Haare. Der gan-

ze Putz meiner Auguste war ein leichtes weißes Kleid und ein Strohhut; aber — in ihren Augen glänzten noch zwei Thränen, welche eine freudige Rührung hinein gelockt hatte.

Der Amtmann nahm den Arm meiner Auguste, und sagte: kleine schöne Frau, wir müssen heute bei einander bleiben, da uns der Zufall so seltsam zusammen geführt hat. Was ich auch dagegen einwenden mochte; er hörte nicht. Seine Frau gab mir endlich ihren Arm, und wir gingen nach dem Gute. Vor dem Hause wollte ich Abschied nehmen; der Amtmann zog aber meine Frau die Stuffen hinan, und ich mußte folgen. Er öffnete eine Thür, und sagte: hier, meine Liebe, ist dein Zimmer. (Es war prächtig möblirt.) Die junge Frau sah langsam rings umher, und bewegte nur den Kopf dabei. Eine Entree, fragte sie endlich; ließ sich hier wohl nicht anbringen? Schicklich wäre sie gewesen. Nun, für eine Wohnung auf dem Lande ist es ganz hübsch! Meinen Sie nicht, Frau Pastorin?

Ich habe nie etwas Prächtigeres gesehen, antwortete Auguste.

So? sagte die Amtmannin kalt. Wenigstens passen die Gardinen nicht zu der Garnitur der Stühle. — Und wie ist denn der Eßsaal, mein Lieber?

Wenn es gefällig ist, so sehen wir auch den.

Er bot meiner Frau den Arm; ich sagte aber in einem etwas verdrießlichen Tone: „Sie können leicht denken, Herr Amtmann, daß auch meine Frau neugierig ist, mein kleines Eigenthum zu sehen; also werden Sie erlauben.“ Ich nahm die Hand meiner Auguste. Die Amtmannin verbeugte sich sehr anständig, der Amtmann sagte noch ein Paar Einfälle, und wir gingen. Ich war in der That sehr verdrießlich; denn das neue Ehepaar hatte mich gänzlich in dem vollsten Genuße meiner Seligkeit gestört. Es mochte, wie ich nur gestehen will, sogar etwas Neid mit im Spiele seyn. Ich hatte Gustchens Stube, in der ich mit zu wohnen gedachte, auf meine Weise recht hübsch aufputzen lassen. Es war ein nußbaumenes Kanapee darin, mit sechs dazu passenden Stühlen, die ich sehr wohlfeil gekauft hatte; ein neuer Kaffeetisch stand unter einem ziemlich großen Spiegel, und ein grüner Schenktisch in der einen Ecke nahm sich recht gut aus. Die Wände hatte ich selbst mit Rosenguirlanden bemahlt, freilich nur so so, da ich nun eben kein sonderlicher Mahler war, und erst einige Tage vor der Hochzeit auf den Einfall kam. Aber das Ganze machte doch eine recht hübsche Wirkung, und in der That, ich konnte mir den Tag vor der Hochzeit schon Stundenlang mit einem rechten Genusse träumen, was Auguste zu dem Allen sagen, und wie freudig

sie erstaunen würde. Heute, auf dem Wege von ihres Vaters Hause nach dem meinigen, hatte ich freilich mit keinem Gedanken an die Scene bei Augustens Eintritt in die Stube gedacht, die mir in meiner Einsamkeit so wichtig war. Als aber der Amtmann sagte: hier ist dein Zimmer! (gerade so wollte ich zu Augusten sagen, wenn ich die Thür aufmachte), fiel mir alles wieder ein; und was für Wirkung konnte nun wohl mein Zimmer auf sie thun, da sie so eben erst das Zimmer der Amtmannin gesehen hatte! Wie konnte ihr das Kanapee, mit Rohr geflochten, gegen den atlassenen Sofa gefallen! Genug, ich verließ des Amtmanns Haus mit Verdruß, und die ersten Schritte in dem Garten hinter dem Gute that ich nichts weniger als fröhlich.

Als wir aber in dem Bosket waren, umfaßte mich Auguste, und es stürzten Thränen aus ihren Augen. O, nie, sagte sie; nie werde es mit uns so! nie! nie! — „Nimmermehr, Auguste!" sagte ich, sie an mein Herz drückend, und dachte nicht mehr an Zimmer und Sofa. Ich fühlte wieder die vorige Seligkeit, und so kamen wir unter Händedrücken und bei einzelnen Schmeichelworten vor meiner Wohnung an. Als Auguste mit mir unter den Bäumen weg in das Haus ging, zitterte ihre Hand, und ihr Auge funkelte höher: „Meine Auguste!" sagte ich mit bebender Stimme: „willkommen, mein Weib! hier un-

ter meinem — unter deinem Dache!" Sie lag schluchzend an meiner Brust, und ich vergaß alles in der Welt, nur nicht meine Seligkeit. Meine Hütte wurde zu einem Feen-Pallaste, das Stübchen zu einem Tempel der Liebe, und mein Knie, auf das Auguste sich setzte, der Thron des Glückes. Das dunkelste Gefängniß wäre mir dasselbe gewesen, und das prächtigste Königshaus nicht mehr; denn ihre Thränen rollten an meiner Wange nieder, ihre Brust hob sich an meinem pochenden Herzen, ihre Arme hielten mich eng umfaßt.

Und Auguste hat Wort gehalten. Meine Hütte ist der Tempel der Liebe und der Wohnplatz des Glückes geblieben. Nur Thränen der Freude hat sie uns gegeben, nicht Eine Thräne des Unmuthes, des Verdrusses.

Ich breche hier ab; denn ich höre sie kommen. Sie tritt nicht mehr so leicht auf, wie sonst; aber noch immer höre ich ihren Gang mit Freude und Segen.

Meine Frau.

Ich wollte, der Leser hätte sie gekannt, als sie Braut war, oder in den ersten Jahren unserer Ehe; er würde bei der Ueberschrift dieses Abschnittes nicht lächeln, und ich könte viele

Worte sparen. Aber ich muß das doch wohl thun, eben weil er sie nicht gekannt hat. In den ersten vier Wochen unserer Ehe wußte ich nicht mehr von ihr, als jetzt der Leser: daß sie eine junge, hübsche, und darum liebenswürdige Frau war. Ich hatte gehört, sie spielte das Klavier. „Es wird wohl nur ein Bißchen Klimpern seyn," dachte ich; „mehr nicht: denn warum hätte der Vater, da er sie herzlich liebt, ihr sonst das Klavier nicht mitgegeben?"

Nach vier Wochen war ihr Geburtstag. Als wir den Morgen aus der Schlafkammer traten, stand ein hübsches Instrument offen im Zimmer, und auf dem Pulte lag ein kleines Liedchen, das der Vater ihr zu Ehren komponirt hatte. Sie las es, und sah mich lächelnd, aber doch verlegen, an. Ich wußte nicht, was ihre Verlegenheit bedeutete, und trat näher, um das Liedchen zu lesen, und die Musik anzusehen, die gar nicht leicht schien. Jetzt fing sie auf einmal an zu spielen, und mit einer Empfindung, einer Zartheit, daß ich erstaunte. Sie spielte die Musik ohne Anstoß vom Blatte weg; nun lächelte sie mir wieder seelenvoll zu, öffnete die frischen Lippen, und sang die Worte mit einer schönen, sanften Stimme. Die letzten Verse konnte sie vor Thränen nicht hervorbringen; aber sie spielte fort, schloß mit einem sanften Adagio, das sich, wie das Leben, mit leisen Seufzern endigte, und sank dann zärtlich in meine Arme.

„Und das," sagte ich mit einem stolzen Lächeln, und drückte sie zärtlicher an meine Brust: — „das erfahre ich so spät, Auguste?"

Würdest du gelächelt haben, wie jetzt, wenn du es erfahren hättest, ehe ein Instrument hier war?

Ich verstand sie nicht. Sie fuhr mit lebhafter Fröhlichkeit fort: ich liebe die Musik, ich liebe sie leidenschaftlich, und mein Vater liebt sie eben so. Ein Klavier ist so theuer. Meine Eltern konnten mir keins kaufen, weil die Aussteuer viel kostete. Ich wußte, daß mein Vater mir das seinige geben würde, wenn ich ihn darum bäte. Aber konnte ich das? konnte ich es auch nur nehmen, wenn er es mir von freien Stücken anbot? Ich spielte also das Vierteljahr unseres Brautstandes fast gar nicht; und wenn mein Vater mich daran erinnerte, so sagte ich: die Mutter mag doch wohl Recht haben, daß Musik nicht für eine Hausfrau gehört. Ich denke schon jetzt nicht daran, lieber Vater. — So behielt er sein Klavier, und du erfuhrest nicht, daß ich es spiele. Ich wollte dir die Ausgabe für ein Instrument nicht machen, bis bessere Zeiten kämen. Jetzt aber . . .! — setzte sie rasch, mit Thränen in den Augen hinzu, und ließ mich los. Sie fing an zu phantasiren, und konnte nicht wieder aufhören. Etwa um zehn Uhr kamen die Eltern, und sie fiel ihrem Vater um den Hals. „Mein Kind," sagte er mit

der zärtlichsten Rührung; „du hast dir nun über vier Monate die Musik entzogen. Ich danke dir dafür. Gewußt habe ich schon lange, warum du es thatest; ich wollte dir aber die Freude dieser Aufopferung nicht nehmen. Jetzt hatte ich das Geld für dieses Instrument übrig. Macht es dir nun Freude?"

O, ich wollte lieber, der Leser hätte die Tochter und den Vater, als die Braut oder die junge Frau gesehen! Es war eine Scene der innigsten Liebe.

Ich blieb bei dem Alten, und plauderte mit ihm, während Mutter und Tochter in einem andern Zimmer waren. Auf einmal kam meine Frau ganz bleich wieder herein, und umfaßte laut weinend ihres Vaters Kniee. O mein Vater! mein Vater! rief sie, und der Schmerz schien sie ersticken zu wollen. Ich wußte nicht, was geschehen war, und würde das größte Unglück befürchtet haben, wenn nicht meine Schwiegermutter lächelnd, aber doch ein wenig furchtsam, in die offene Thür getreten wäre. Mein Schwiegervater legte zärtlich seine linke Hand auf die Stirn seiner Tochter; die rechte erhob er drohend gegen seine Frau, und sagte: „Plaudertasche!"

Jetzt trat die Mutter dreist herein. Ja Vater, sagte sie; ich habe es Gustchen erzählt. Soll denn dein Kind nicht wissen, wie sehr du es liebst? Stehen dir nicht die Freudenthränen in den Augen, und mir nicht, und unserm Kinde, und dem Herrn Sohn dazu? — (Die Au-

gen gingen mir wirklich über, ob ich gleich noch nichts wußte.)

Der Vater fuhr in dem Tone der Alten fort: „dem ganzen Dorfe stehen Freudenthränen in den Augen, und dem Kirchsprengel, dem ganzen Herzogthume, und Himmel und Erde dazu! . . . Was du doch aus einer Mücke machst! Sehen Sie, Herr Sohn, die ganze Sache ist nichts. Hier, Gustchen, versagt sich ein Vierteljahr lang, so viel es ihr auch kostet, alle Musik, um mich hinters Licht zu führen; sie will nehmlich, daß ich mein Klavier behalten soll. Ich merke das, und trinke, anstatt vier Gläser Wein, wie sonst gewöhnlich, täglich nur eins. So spare ich in einem Vierteljahre ein funfzehn Thaler, lege noch etwas zu, und kaufe ein Klavier, um Gustchen wieder hinters Licht zu führen. Heute in meiner Freude erzähle ich das der Plaudertasche da. Nun haben wir das Elend und einen nassen Geburtstag!" — Er trocknete sich die Augen.

So erfuhr ich, daß meine Frau sehr gut Klavier spielte, und so kam ich hinter manches, was ich ihren unschuldigen Augen nicht zugetrauet hätte, und was mich in der ersten Zeit nicht wenig eitel machte. Es war nur mein größtes Leiden, daß alle unsre Bekannten, sogar der Amtmann und seine Frau, die uns so oft zu Boden drückten, von dem Geiste und den Talenten meiner Frau eben so wenig wuß-

ten, als ich in den ersten vier Wochen unsrer Ehe. Je größer die Gesellschaft war, desto stummer und verlegener saß meine Auguste da. Nur in dem vertraulichen Gespräche mit mir, thaten sich die Blätter ihrer schönen, feinen Seele aus einander — wie die Nachtviole nur in der stillen vertraulichen Dämmerung ihren Kelch öffnet und duftet.

Zum Scherzen (und das ist die Handhabe des Gespräches) war sie zu groß, zum Unterbrechen zu bescheiden; so machte jeder, der nur den Mund öffnete, sie stumm. Sagte ich ihr etwas darüber, so erwiederte sie lächelnd: lieber Mann, wie lange wird es dauern, so sind die Rosen von diesen Lippen verschwunden, die Wangen bleich, und das Auge erloschen!

„Das meine ich nicht, sondern deinen Verstand, deinen Geist."

O, was ein Paar rothe Lippen sagen, hält man meistens für Weisheit, wenigstens für Witz; aber was aus blassen kommt, müßte besser seyn, als ich etwas sagen kann, wenn es Zuhörer finden sollte. Unser Geist, unser Witz, sogar ein Theil unsers Charakters verliert sich mit der Jugend. — Du kennst doch die Pastorin Müller?

„Ja!"

Nun? wie gefällt sie dir?

„Die alte Frau, meinst du?"

Wie alt denn! Sechs und dreißig Jahr. — Aber wie gefällt sie dir?

„Ei nun, sie mag eine gute Hausfrau seyn.“

Sie hatte eine Menge von Liebhabern, sogar von Freunden, die sie achteten und liebenswürdig fanden, ohne sie zu lieben. So sagt mein Vater, der sie jung gekannt hat.

„Wie ist es möglich, daß diese Frau jemals hat gefallen können!“

Das fragte auch ich; und mein Vater gab mir zur Antwort: „denke, Gustchen, wie die Armuth, und, noch mehr als sie, die Sorge, an diesem schönen Gesichte genagt; denke, daß diese Frau in den letzten zehn Jahren ihrer Ehe nichts als waschen, kochen und spinnen gethan hat. Keine Freude ist mehr in ihr Herz, und keine andere Idee mehr in ihre Seele gekommen, als die ermattenden der Haushaltung. Die faltige Kruste der Sorge hat sich um ihren Geist wie um ihren Körper gelegt. Der bewundernde Blick ihrer Liebhaber lockte die Funken ihres Witzes hervor; jetzt aber schweigt sie, denn sie ist weder hübsch noch dreist mehr. Jeder sieht sie mit Kälte oder gar mit Verachtung an; und das macht sie noch scheuer. Nur dann, wenn ein Freund ihrer Jugend bei ihr ist, findet sie zuweilen noch einen frohen Augenblick, und zeigt die alte Heiterkeit, die ehemals Verstand oder Witz genannt wurde.“ Was kann mir, setzte

meine Frau mit ihrem Zauberlächeln hinzu — was kann mir an einem Beifalle liegen, der mit der Farbe meiner Jugend verschwindet? Auch mir wird es einmal so gehen!

Und hat meine Frau nicht Recht? Ich sehe jetzt nie eine verachtete Alte, ohne zu denken: auch du hast deine Tage gehabt! ich denke es nie, ohne es ihr auf irgend eine Weise auch zu sagen; und jedes Mal ist ein Lächeln meine Belohnung dafür.

Nichts weiter von meiner Frau. Sie hatte ihre Fehler; ich hoffe aber, der Leser wird hierbei denken: auch ich habe die meinigen.

Apologie meines Buches.

Die Apologie eines Buches gehört — das fühle ich sehr wohl — in die Vorrede; oder eigentlich sollte ein Buch, das gedruckt wird, gar keiner Apologie bedürfen. — Ich habe keine gelehrten Freunde; sonst würde ich einen von ihnen bitten, über mein Buch ein neues zu schreiben, und dem Publikum die Kunst, die Feinheit, das Rührende, das darin steckt, gefällig aus einander zu setzen. Um recht offenherzig zu seyn — in einem tollen Augenblicke, von dem ich dem Leser bald etwas sagen werde,

war ich nicht übel Willens, mir selbst einen Freundschaftsdienst zu erweisen, und über „das Leben eines Landpredigers" etwa Briefe drucken zu lassen, worin das Publikum aufgefordert würde, es zu lesen, und, noch mehr, es schön zu finden. Es ging damit so zu. Meine Frau ertappte mich beim Schreiben, und fragte: was schreibst du denn, Vater? Da ich erröthete und mit der Antwort stockte, so nahm sie ein Blatt auf, und fing an zu lesen. Sieh da! sagte sie lächelnd, als sie die erste Seite zu Ende hatte; es ist doch kein Tag im Jahre, der nicht endlich käme. Jetzt nahm sie einen Stuhl, und griff nach den übrigen Blättern. Ein schnelles Gefühl erinnerte mich, daß darin manches über meine Frau vorkam, was einer sanftern Biegung der Stimme, eines gerührten Tones im Vorlesen bedurfte, um ihr Herz zu treffen, und einen sanften Eingang bei ihr zu finden. Daher nahm ich ihr die Blätter weg, und sagte: ich will dir vorlesen, Mutter. Nun setzte ich mich neben sie, faßte ihr Hand, las, und brachte alle kritischen Stellen unter Händedrücken, und in zärtliche Töne versteckt, in ihre Ohren.

Als ich das Ende des ersten Abschnittes gelesen hatte, sagte sie mit einem Händedrucke: gegen mich bist du auf dem Papiere nicht so gut, wie im Leben. Aber lies nur weiter! ... Hätt ich doch das hinter dem Kinde, hinter Lottchen, nimmermehr gesucht, Vater! Du hast

Recht: es ist ein Unglück, daß unser Herz ein Paar Jahre früher fertig wird, als der Kopf. Nur gut, daß ich es weiß! denn mit deiner mütterlichen Aufsicht würde es nicht weit her seyn.

Ich las den Abschnitt „Endlich die Heirath" vor. Der Anfang brachte das Herz meiner Frau in Bewegung. Sie legte ihren Arm um meine Schultern, und ich sah auf ihren Lippen ein Lächeln, das ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Es ist mir nur lieb, sagte sie, daß du die Lust verlieren wirst fort zu schreiben. Als ich weiter las, fing ihr Auge erst an, sich zu verdunkeln; dann benetzte es sich sanft, und endlich rollten die Thränen. O lieber Karl! sagte sie mehrere Male in großer Bewegung: Gott hat dem Menschen viel, sehr viel gegeben!

Der letzte Abschnitt mit der Ueberschrift: „Meine Frau," machte ihr Auge wieder trokken, ob ich gleich gegen das Ende hin manches Wort im Lesen mit einem andern vertauschte; und bei dem Schlusse war sie völlig abgekühlt. Das alles ist recht hübsch, lieber Vater, sagte sie; aber ich würde dir doch rathen, deinen Acontius nicht zu vergessen! —

Augenscheinlich war meine Frau durch irgend etwas beleidigt, da sie mich an den Acontius erinnerte. So oft sie nehmlich über meine unzähligen und immer mißlungenen Versuche, Schriftsteller zu werden, lächelte: so oft

stellte ich ihr vor, welch einen hohen Beruf der Schriftsteller habe, und mit welcher Versicht er zu Werke gehen müsse. Das that ich nicht etwa, um meine Langsamkeit zu entschuldigen, sondern es war wirklich Ernst. Ich konnte des Acontius Brief de ratione edendorum librorum, worin er angehenden Schriftstellern so heilsame Regeln giebt, beinahe auswendig, und sagte wohl: liebe Frau, Herzensgustchen, ein Buch ist ein viel wichtigeres, erhabeneres Ding, als irgend etwas Anders in der Welt. Hätte ich es nur mit jetzt lebenden Menschen, Recensenten u. s. w. zu thun: warum sollte ich dann zögern? Aber höre nur, liebe Frau, was Acontius hier in diesem Briefe sagt: „Ein Schriftsteller soll, ehe er ein Buch schreibt, bedenken, daß das künftige Jahrhundert aufgeklärter, kultivirter ist, als das jetzige, und soll Achtung haben, wenn nicht für das jetzige Publikum, so doch für das kommende." —

„Eben darum, Mutter," antwortete ich ihr auf die Erinnerung an den Acontius; „gerade eben darum schreibe ich dieses Buch."

Sie lächelte, streichelte mir sanft die Wange, und ging, ohne ein Wort zu erwiedern. (So machte sie es immer, wenn sie Recht zu haben glaubte.) Ich stützte den Kopf auf, überlegte, und las den Acontius noch einmal. Ganz beruhigt nahm ich dann die Feder, um fortzufahren, und sagte: „meinetwegen mag das folgende Jahrhundert, und das folgende

Jahrtausend lesen, was ich schreibe; ich bin gewiß, überall Herzen zu finden, die zittern werden, wenn sie mich lesen. Die Gelehrsamkeit vergeht; aber Väter, Kinder, Gatten, Herzen, deren Geschichte ich hier mit voller Seele niederschreibe, werden seyn, so lange die Erde noch ist, und sie werden mich verstehen. — Acontius erklärt das funfzehnte Jahrhundert für gelehrter, als das sechzehnte, worin er lebte; „aber,“ setzt er hinzu: „die jetzigen Menschen haben, wenn nicht so viel Gelehrsamkeit, doch mehr gesunde Vernunft.“ Rapin sagt in seiner Begeisterung des Thucydides mit dem Livius dasselbe von dem siebzehnten. Seine eignen Worte sind: „man ist jetzt nicht so entsetzlich gelehrt, aber vernünftiger; man achtet jetzt mehr die einfache gesunde Vernunft, als die ungeheuere und unbegreifliche Gelehrsamkeit eines allwissenden Querkopfs.“

Sagt man jtzt nicht dasselbe von dem vorigen Jahrhundert? — Es ist doch seltsam und bedenklich, daß jedes Jahrhundert dem vergangenen die Gelehrsamkeit als einen Fehler vorwirft, und sich selbst im Besitze der gesunden Vernunft glaubt. Acontius tadelt das funfzehnte; Rapin schilt die Gelehrten des sechzehnten Narren; wir fahren über den Rapin her, und wer weiß, welchem neuen Rapin unsre Gelehrsamkeit einst zum Ziele des Spottes dienen

nen wird, besonders da das letzte Decennium unsers Jahrhunderts sich wieder ein so hochweises Ansehen giebt, als wohl nicht einmal ein Ausleger der Offenbarung Johannis sich gegeben hat.

Wie gesagt, es ist bedenklich; und am Ende könnte das wohl wahr seyn, was ein Spötter sagt: troz unserer gerühmten Vernunft sind wir nicht klüger und nicht besser, als die Menschen zu allen Zeiten.

Aber so komme ich ja nimmermehr zu einer Apologie meines Buches. Nun, mag es doch! Ich darf ja nur mit der Herausgabe des Buches warten bis zu der lezten Messe in diesem Jahrhundert, um es mit Sicherheit bis in das folgende zu bringen. Und was hätte denn Acontius dagegen wohl zu sagen?

Zwei Charaktere.

Nach einem begangenen Unrecht wird man weicher, sanfter, als man vorher war; und, was noch übler ist, man befindet sich in dieser weichen, wehmüthigen Auflösung so wohl, daß man diese Empfindung über die verlezte Tugend wohl gar Tugend nennt. Zuweilen könnte

man wünschen, Unrecht gethan zu haben, um nur zu dieser so sanften Theilnahme gegen Menschen zu kommen, weil sie so süß ist, weil sie sich als eine sittliche Vollkommenheit fühlt. Wie täuscht sich der eitle Mensch, wenn er sinkt, und wenn er steigt! Nach jeder tugendhaften Handlung, selbst nach einer, die kein Opfer kostete, wird er stolzer auf sich selbst, härter gegen Andere, und grausam gegen die, welche da fielen, wo er stehen blieb.

Ich habe des Amtmannes schon erwähnt, welcher die Besitzungen des Grafen Raugart, unsers Gutsherrn, gepachtet hatte. Der Mann war bei dem Kammerpräsidenten Bedienter gewesen, und hatte sich durch natürliche Geschmeidigkeit, und durch eine gute Hand, die er schrieb, die Gunst seines Herrn erworben. Eine Erbschaft, die ihm unvermuthet zufiel, gab ihm einiges Vermögen. Jetzt erhielt er eine kleine vortheilhafte Pachtung; und da er mit seinem gewesenen Herrn in Verbindung blieb, so gab man ihm von allen Seiten Unterstützung, und lieh ihm kleine Kapitale zu mäßigen Zinsen. Er brauchte Geld, Zeit, und die Gunst des Präsidenten so klug und so glücklich, daß er nach einigen Jahren eine große Pachtung antreten konnte, und allgemein für einen Mann von Verstande und guten Charakter galt. Endlich übernahm er, neben der bisherigen Pacht, auch die von Großen-Esebach, heirathete die reiche Erbin eines Titular-Hofraths, und be-

zog das große, prächtige Haus des Grafen Raugart bei unserm Dorfe.

Bis zu seiner Heirath hatte er, unter den Beschäftigungen des Landbaues, einfach gelebt, ob er gleich seinem Bedienten eine sehr reiche Livree gab, und auch sich selbst vorzüglich elegant kleidete. Durch seine Heirath kam er aber in eine Familie, deren Mitglieder alle sehr reich waren, und, wenn auch nicht verschwenderisch, doch auf einem vornehmen Fuße lebten. Es herrschte bei allen mehr ein gewisser Geld- als Rangstolz: sie wollten ihr Geld nur so eben sehen lassen, ohne es wegzugeben; und eben diesem Geldstolze hatte er die Hand des reichen Mädchens zu verdanken. So gehörte er nun auf einmal zu der reichsten und angesehensten Familie der ganzen Provinz. Er war eitel, und wollte gern über dem vornehmsten Leben vergessen lassen, daß er ehemals eine Livree getragen hatte; daher möblirte er sich prächtig, schaffte sich eine glänzende Equipage an, hielt sich eine Menge Domestiken, führte einen sehr guten Tisch, und erwarb sich dadurch sogar die Bekanntschaft vieler Adeligen in der Nachbarschaft. Er war dabei kein Verschwender, sondern konnte sehr gut rechnen. Sein höchster Stolz bestand einzig und allein darin, den vornehmen Mann zu spielen; und bei geringen Leuten gelang ihm das in der That sehr gut: er gab sich, ohne plump zu seyn, das Air

eines wichtigen, aber feinen, artigen Mannes. Nur, wenn er mit eigentlich vornehmen Personen beisammen war, konnte man ihm noch immer den Bedienten ansehen. Dann betrug er sich kriechend, furchtsam, heuchlerisch gegen sie; aber trotz den unangenehmen Gefühlen, die sie ihm bei solchen Umständen erregen mußten, drängte er sich doch ohne Unterlaß in ihre Gesellschaft, und ein vertrauliches Wort, das ein vornehmer Mann ihm sagte, machte ihn höchst glücklich.

Seine Frau hingegen, die den Geldstolz ihrer Familie hatte, brüstete sich gegen Vornehme, und sprach wohl gar von Bettelvolk oder dergleichen. Das Kriechen ihres Mannes empörte sie; und je demüthiger er war, desto stärker zeigte sie ihren Hochmuth. Sie ließ ihre Gäste, die freilich oft nur der sechs Schüsseln wegen kamen, das ganze Gewicht ihres Reichthums fühlen; und da der reiche Adel sie vernachläßigte, so vernachläßigte sie zuweilen noch auffallender die Vornehmen, die bei ihr aßen, jagten und fischten.

Darüber kam es schon im Anfange zu harten Scenen zwischen den beiden Eheleuten, und sie beging bei einem solchen Gezänk einmal die Unvorsichtigkeit, dem eitlen Manne die Livree vorzuwerfen, die er ehedem getragen hatte. Nun war die Liebe und das Vertrauen vollends weg; beide Eheleute haßten einander.

Wir, ich und meine Frau, lebten mit ihnen auf einem recht guten Fuße; meine Frau besonders mit dem Amtmanne: denn zwischen den beiden Weibern war immer eine Art von Feindseligkeit, so viel ich auch darüber reden mochte. „Warum," fragte ich, „wirst du denn mit ihm fertig?" — Er ist nur eitel, antwortete meine Frau; er will sich wohl heben, aber uns doch nicht demüthigen. Sie aber will das. Er sagt mir sehr oft: ich bin reich. Mein Silber kostet über vier tausend Thaler; der Sekretär ist aus Paris, und der neue Wagen aus London. Nun, das lass' ich mir gefallen. Aber die Frau Amtmannin? die sagt: Sie essen ja wohl nur von Zinn? Lieber Gott! ich bin von Jugend auf gewohnt, von ächtem Porzellan zu essen.

Waren wir bei dem Amtmanne, so sprach meine Frau nur mit ihm, und lobte ihn wohl gar wegen seiner Kleidung, oder seines Benehmens. Daraus setzte sich denn der eitle Herr Schenk zusammen: meine Frau, die damals in der vollsten Jugendschönheit blühete, wäre in ihm verliebt. Nun wurden wir Tag für Tag eingeladen, und mußten an allen Vergnügen des Hauses Theil nehmen; auch kam der Herr Amtmann sehr oft zu uns. Auf einmal blieb er weg; der Umgang mit ihm hörte auf. In seinem Gesichte sah ich übel verhehlten Groll, und er erregte mir Verdruß, so oft er nur konnte.

Ich wußte mir das nicht zu erklären, und nahm mir vor, ihn zu besuchen, und wie ein Mann zu fragen, was er gegen mich hätte. Als ich das meiner Frau sagte, rieth sie mir, es nicht zu thun. Ich verlangte ihre Grundsätze zu wissen, und nun gestand sie mir: der abscheuliche Mensch habe sich eingebildet, sie sey in ihn verliebt, und er habe ihr auf die beleidigendste Weise sein Herz angetragen. „Was gabst du ihm denn zur Antwort, liebes Gustchen?" fragte ich sehr neugierig. — Alles, antwortete sie, noch jetzt vor Zorn erröthend — Alles, was mein bitter gekränktes Herz, und der Zorn . . . über deine beleidigte Ehre mir eingab. (Die letzten Worte brachte sie zögernd, mit einer Art von Scheu hervor.)

„Und was gab dir dein gekränktes Herz denn ein, liebe Frau?" fragte ich, ein wenig bedenklich. — Richtig! sie hatte ihm die Livree vorgeworfen. „Nun begreife ich," sagte ich, „warum er uns so unversöhnlich haßt. Wärest du nicht so gleichgültig gegen ihn gewesen, du wärest nicht so hart geworden Ich wollte, du hättest ihm alles Andere gesagt' nur das nicht.

Nur das nicht? fragte meine Frau ernst.

„Ja, nur das nicht; es war eine Härte, die mit der Beleidigung nichts zu thun hatte, eine Härte, die er uns nie vergeben wird."

O, bedenke nur, wie hart seine Liebeserklärung für mich war! Denn — wofür hielt er mich? — (Das sagte sie weinend.)

Ich faßte sie in meine Arme, und sagte: „gieb Acht, wir werden die Livree noch lange fühlen müssen; aber nie, liebe Frau, werde ich aufhören zu fühlen, wie tief dein Herz, dein treues Herz, gekränkt seyn mußte, daß es so hart seyn konnte.“

Ich denke, der Leser wird vermuthen, daß meine Menschenkenntniß hier im Spiele war; und er hat richtig gerathen. Das machte mich so kalt gegen des Amtmanns Beleidigung und gegen die Treue meiner Frau. Ich hatte mir nehmlich ein sehr feines Plänchen ausgedacht, des Amtmanns Freundschaft wieder zu gewinnen. Es ruhete auf den feinsten Springfedern der Menschenkenntniß, und ich triumphirte recht über meine Erfindung. „So kann es gar nicht fehlen!“ sagte ich einmal über das andere, und ging zu meiner Frau, um ihr den Plan aus einander zu setzen; aber mit ihrem Geständnisse, daß sie Herrn Schenk die Livree vorgeworfen hatte, machte sie allen Planen, die ich erfunden hatte und noch erfinden konnte, auf einmal ein Ende. Nun war ich nicht den tausendsten Theil so aufgebracht über den Gecken, als ich es hätte seyn sollen. Um doch nicht alles zu verlieren, hielt ich meiner Frau wenigstens eine lange Vorlesung über die verschiedenen Grade der Beleidigungen

Die ärgste von allen ist, sagte sie weinend, eine Frau für liederlich zu halten. — Ja! erwiederte ich, mit einer Liebkosung. Ich hätte gern hinzugesetzt: und einem gewesenen Bedienten die Livree vorzuhalten!

Meine Frau warf mir einen seltsamen Blick zu, den ich noch nie gesehen hatte; dann verließ sie mich. Nachher fand ich sie einige male verstohlen weinend. Es währte lange, ehe ich errieth, daß meine Kälte bei ihrem Geständnisse die Ursache ihrer heimlichen Thränen war. Sie hatte den Amtmann abgewiesen, um mir einen bittern Verdruß zu ersparen. Diesen Triumph, vielleicht den höchsten, den eine Frau erhalten kann, versagte sie sich; und als ich endlich ihre Großmuth erfahre, gebe ich ihr sogar halb und halb Unrecht. Kein Wunder, daß meine Kälte sie schmerzte. — O, die großmüthige Seele! rief ich, als ich das gedacht hatte. Ich lief zu ihr hinunter, nahm sie in meine Arme, und gestand ihr meine Schuld. Ach, unter ihrem Verzeihen wurde mein Herz so weich, wie das Herz eines Kindes; und aus diesem Zerfliessen meines Innern nahm ich den Muth zu sagen: „siehst du, daß ich dich nicht weniger liebe, als du mich?" Ich vergaß meine Beleidigung, mein Unrecht, und rechnete ihr, der großmüthigen Seele, meine R e u e über ein begangenes Unrecht als eine T u g e n d an. Sie war jetzt

noch großmüthiger; sie ließ meine Reue dafür gelten.

Jetzt sehe ich, sie war zu hart gegen den Amtmann, ich zu gefällig gegen mich selbst.

Der Amtmann blieb unversöhnlich. Meine Frau kümmerte sich nicht darum, und wollte übrigens nie zugeben, daß der Vorwurf, den sie ihm gemacht hatte, daran Schuld sey. Anfangs war mir der Gedanke, einen unversöhnlichen Feind zu haben, unerträglich, und so oft ich des Amtmanns Gut sah, das heißt, so oft ich nur an mein Fenster trat) schlug mir das Herz. In einer Stadt würde ich das Viertel, wo mein Feind wohnte, verlassen, um ihn nicht mehr vor Augen zu bekommen; hier aber mußte ich aushalten, mußte den Amtmann täglich an meinem Hause vorüber gehen sehen, und, was das Schlimmste war, und mir jedesmal das Blut in die Wangen trieb, zuweilen in seiner Gegenwart von der Feindesliebe predigen. Das Gefühl wurde mir zu drückend. Ich sah, sobald ich kalt genug dazu war, sehr wohl ein, daß die Beleidigung den eitlen Mann ganz unversöhnlich mit uns entzweiet hatte; aber mein Herz dachte besser von den Menschen, als mein Kopf, und ich machte dennoch allerley kleine Versuche, wenigstens ein erträgliches Verhältniß unter uns wieder herzustellen. Sie mißlangen alle; und zu meinem größten Leidwesen hielt der Amtmann einige von diesen Versöhnungsversuchen

für neue Beleidigungen, weil ich das, was ganz geschehen mußte, nur halb that. Ach, unsere Tugenden sind nur unsere guten Vorsätze; von den Handlungen zieht, wie von den Reichseinkünften die Herren Finanzbedienten, jede Leidenschaft etwas ab. Eitelkeit, Stolz, Furcht, Trägheit, Selbstsucht, Troz beflecken die tugendhafte Handlung, die so rein aus dem Herzen hervorging. Genug, der Amtmann blieb unser Feind, und — o, der arme Mensch! — wir gewöhnten uns daran, und ließen uns in unserm Glücke nicht stören.

Der zweite Charakter, den ich in der Ueberschrift dieses Abschnittes angekündigt habe, gehört einer gewissen Mamsell Goldmann, der Tochter eines wohlhabenden Goldschmids in der Stadt, worin ich als Candidat lebte. Eben dieses Mädchen war es, über welches ich das Unglück mit meiner ersten Predigt vergaß. Julchen (so hieß sie) hatte ihre Mutter früh verloren. Ihr Vater saß in einem Hinterstübchen, und machte alchimistische Versuche, ohne sich um seine Kinder zu bekümmern. Seine zwei Söhne hatten schon die Jünglingsjahre erreicht, als Julchen noch ein Kind war. Sie ging, da es ihnen nicht an Gelde fehlte, unbesorgt ihren Vergnügungen nach, und luden ihre Freunde, junge Leute aus allen Ständen, zu sich ein. Man spielte, man trank, man tanzte, und gab kleine Schauspiele. Unter diesem

geräuschvollen Leben wuchs Julchen auf; sie wurde eine blühende Schönheit, und eben dadurch die Seele in den Gesellschaften ihrer Brüder. Ohne Mutter, ohne weibliche Aufsicht, nur ihren geselligen Brüdern und ihrer eigenen Klugheit überlassen, schien sie jedem jungen Menschen eine leichte Beute. Schon früh umgab sie daher ein Hof von schmeichelnden Liebhabern, noch ehe ihr eigenes Herz erwachte; und das war ihr Glück — oder ihr Unglück. Die Huldigungen aller Männer schienen ihr ein Tribut, der ihrer Schönheit gebührte; sie zog alles an, ohne selbst angezogen zu werden, und es war ihr Triumph, allgemein geliebt zu seyn, ohne selbst zu lieben. So wurde sie eine Kokette, und die gefährlichste von der Welt. Von ihrer Kindheit an beständig in der Gesellschaft junger Männer, die ihr schmeichelten, und alles thaten, ihre Sinne zu verführen, lernte sie früh mit der Gefahr spielen, sich in allen Verlegenheiten leicht benehmen, und in jeder Lage ruhig und besonnen bleiben.

Im funfzehnten Jahre herrschte sie unumschränkt über alle Bekannten ihrer Brüder, und über alle Gefahren, die aus ihrer Art zu leben für sie entstehen mußten. Es war augenscheinlich, daß sie ein Spiel mit ihren Liebhabern trieb, und oft ein trotziges, unverschämtes. Sie verlor in der Stadt ihren guten Ruf, nur nicht — gewiß ein seltner Fall!

— bei den wilden jungen Leuten, die in ihrem Hause aus und ein gingen. Mit den Jahren nahm ihre Besonnenheit noch zu. Je mehr Liebhaber ihre in der That reitzende Schönheit ihr erwarb, desto unbefangener wurde sie, und desto mannichfaltiger wurden die Netze, worin sie die Männer zu fangen wußte. Sie bewarb sich um den Beifall, um die Liebe aller Menschen, nicht bloß der jungen Leute. Hier war sie die Empfindsame, die Sanfte, die Ernste, die Philosophin; dort die Heroische, die Wilde, die ausgelassen Fröhliche: und jede Rolle spielte sie mit gleicher Leichtigkeit, mit gleichem Glücke. Sie war so sehr daran gewöhnt, geliebt zu werden, daß sie um die Gunst der Kinder nicht weniger buhlte, als um die Gunst der Erwachsenen, und daß sie mit Frauenzimmern eben so kokettirte, wie mit Männern. Wie es schien, wollte sie weiter gar nichts, als angebetet seyn: darum hatte sie ihre Augen überall, und suchte mit der größten Artigkeit, sich jedem gefällig zu machen.

Ob sie gleich unter allen Menschen, die nicht mit ihr umgingen, ihren guten Ruf verloren hatte, so boten ihr dennoch mehrere ehrenwerthe Männer, die sie kennen lernten, ihre Hand an. Sie gab abschlägige Antworten, und — was das Seltsamste war, — sie verstand die Kunst, die Freundschaft dieser Männer zu behalten. Auch nicht Einen ihrer Liebhaber verlor sie, ob sie gleich die Anzahl der-

selben mit jedem Fremden, der sie zum ersten Male sah, vermehrte. Ohne Zweifel wollte sie ihre Hand nur einem Manne geben, dessen Rang und Reichthum alle ihre Wünsche befriedigte; und ihre vertrautesten Freunde vermutheten, es sey ihre Absicht, die Gemahlin des jungen Grafen Klenau zu werden, der jetzt noch von einem alten Vater abhing: sie behandelte nemlich den Grafen zwar nicht besonders ausgezeichnet, aber doch mit größerer Zartheit, als die übrigen Liebhaber.

Einige meiner Bekannten redeten von Julchen Goldmann, als von einer Göttin. Ich lachte darüber, und fällte über das Mädchen, ohne es zu kennen, ungefähr dasselbe Urtheil, wie das Publikum. Endlich wurde ich bei ihr eingeführt. „Hm!“ hatte ich vorher zu mir gesagt: „was ist es denn nun mehr! Eine feine, weiße Haut? — durch ein Mikroskop angesehen, ist sie nichts als glänzende, häßliche Schuppen; ein blaues Auge? — jeder Frosch hat es schöner; eine schlanke Gestalt? — ich kann mir ja, wenn sie mir gefährlich würde, die Runzeln, die Krümme, die Trokkenheit des Alters daran denken. Das thun die jungen Männer nicht; darum laufen sie unbesonnen in die Netze der schönen Buhlerin.“

Ich fand sie, als ich in das Zimmer trat, mitten in einem Kreise von jungen Leuten sehr beschäftigt. So wie sie mich erblickte, ließ sie alles stehen und liegen, kam auf mich zu, und

verbeugte sich mit unbeschreiblicher Anmuth. Sie sagte mir einige Worte mit der lieblichsten Stimme, und führte mich dann in den Kreis zu den Uebrigen. So beschäftigt sie auch mit Andern zu seyn schien, warf sie doch von Zeit zu Zeit ein Paar verstohlne Blicke auf mich, brach ein Gespräch ab, wenn ich anfing zu reden, wiederholte, was ich gesagt hatte, bald nachher, foderte oft mein Urtheil über etwas, und hörte es kindlich, mit einem zarten, lieblichen Lächeln an. Sie hob Alles, was ich sagte, hervor, und war immer mit mir derselben Meinung. Als ich endlich Abschied von ihr nahm, schien sie ernsthaft zu werden, und als ich auf der Straße war, bemerkte ich, daß sie am Fenster stand, und mir nachsah.

Ich ging recht zufrieden mit mir selbst nach Hause. Noch nie war ich in irgend einer Gesellschaft so dreist, so ungezwungen gewesen, als in dieser. Die Aufmerksamkeit, die mir das schöne Mädchen erzeigt hatte, hielt ich für eine Wirkung dieser Ungezwungenheit, und sie war doch die Ursache davon. Ich that mir nicht wenig darauf zu gute, daß Julchen am Fenster stand, um mir nachzusehen, und ich war nun nicht viel besser, als ein gewöhnlicher in sich verliebter Geck.

Nach einigen Tagen besuchte ich Julchen wieder. Sie behandelte mich (was nur ich allein merkte) ausgezeichnet, mit dem zartesten Vertrauen und doch zugleich auch kindlich be-

scheiden. Es fand sich eine Gelegenheit, daß sie eine Viertelstunde im Fenster mit mir allein sprechen konnte. Sie redete laut über die Gegend, worin ich geboren war, und dem Anscheine nach sehr gleichgültig; aber ihr Gesicht, das nur ich allein sah, hatte den sprechendsten Ausdruck. Ein holdes Lächeln, still glühende Blicke, ein leichtes Erröthen, und eine liebliche Verwirrung, die sich wechselweise auf ihrem Gesichte zeigten; die leichte Gestalt, die vor mir in den schönsten Umrissen schwebte, als ob nur ihr Fuß zuweilen den Boden berührte; die schönen Bewegungen der runden, weißen Arme; ein leichter Druck ihrer Hand auf die meinige, wenn sie mich unterbrach; das süße, angenehm ruhige Lächeln, womit sie mich so kindlich anhörte; das Aufblitzen eines froheren Lächelns, wenn ich einen vorzüglichen Gedanken sagte; die krause Stirn, die sie halb gegen die Gesellschaft wendete, wenn man zu laut wurde: das alles brachte mein Herz in eine sehr unruhige Bewegung. Süßere Augenblicke, als diese, hatte ich nie gehabt. Ich verlor die Furchtsamkeit, die mir sonst überall nachtheilig war, und ich mußte mir selbst gestehen, daß Julchen mir den Muth zu diesem freien Benehmen gegeben hatte. Mit aufwallendem Herzen und mit Entzücken redete ich von dem Glücke der Freundschaft, das ich nicht kannte, und von dem ländlichen Aufenthalte meiner Jugend. Ihr schönes Auge wurde dunkel; dann schlug sie es

auf, und wendete es langsam gen Himmel. Sie sah jetzt aus, wie eine betende Heilige, und ich fuhr, entzückt wie ein Heiliger, fort zu reden, als sie die weiße Hand an die Rosenwange legte, und ihr kleiner, runder Finger unbemerkt eine Thräne in dem Auge zerdrückte. O — ich hätte nur die Spitze dieses Fingers berühren mögen! —

Der Himmel mag wissen, wie sie es anfing — genug, sie entfernte auf einmal Alles aus dem Zimmer, und nur ich blieb bei ihr. Gott Lob! sagte sie seufzend. Das tobt und lacht, der Kopf möchte einem zerspringen! — Auch ich wollte gehen, weil sie die Hand an die Stirn legte; aber, ohne mich eigentlich aufzuhalten, fing sie an zu sprechen, und ich blieb bei ihr. Wir kamen auf das vorige Gespräch, und sie redete mit großem Entzücken, mit der einfachsten Unschuld von der Einsamkeit, von dem Landleben, dem Vertrauen, der Freundschaft; es war mir, als säße ich neben einem Engel, der mir Worte des Heils verkündigte. — — Ich verlor alle Furchtsamkeit, so daß ich ihre Hand faßte, und sie küßte. Sie seufzte, legte wieder die Hand an die Stirn, und klagte in einer süßen, unschuldigen Verwirrung über Kopfweh. Ich rieth ihr, die Stirn fest zu drücken. Sie that es, lächelte aber bald über ihre Schwäche. Ich erbot mich zitternd zu diesem Geschäfte, und

sie hielt mir geduldig das schöne Köpfchen her. Jetzt fühlte ich, was ich gemacht hatte! Ich legte die bebende Hand an ihre Stirn, und drückte sie sanft; aber, ach! als das schöne Gesicht so nahe vor meinen Augen war, da fühlte ich, daß ich mehr mein Herz zusammendrückte, als ihre Stirn. Ich dankte dem Himmel, als sie endlich mit einem sanften Händedrucke sagte: „ach, es hilft nicht!"

Nun schlug ich ihr vor, ein nasses Tuch auf die Stirn zu legen. Sollte das helfen? fragte sie lächelnd. Sie machte ein weißes Tuch feucht, und hängte es sich über die Stirn, so daß es beide Augen bedeckte. Nun war es noch schlimmer: sie konnte mich nicht sehen; ich hatte also völlige Freiheit, sie mit dreisten Blicken zu betrachten. O, sie schien mir der Liebesgott, oder die Unschuld mit Amors Binde.

Da saß sie mit verhüllten Augen vor mir, und ich betrachtete nun die zarten Lippen, die schönen Wangen, und die Brust, die so schneeweiß, und doch so lebendig war, als ob der Wiederschein der Morgenröthe an einem Schneehügel glänzte. Sie schwieg geduldig, wie eine Heilige; und dieses Schweigen vermehrte meine süße Gefahr mit jedem Pulsschlage. Ich betrachtete die schöne Gestalt von den Augen an bis auf die Spitze des kleinen Fußes, die unter dem Rocke hervor sah, und mein Herz pochte immer stärker. Es war kaum ein ha-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

 der Zoll Raum zwischen meinem und ihrem Knie, und nicht eine Ellebreit zwischen meinem und ihrem Gesichte; denn ich hatte ihr bei dem Auflegen des Tuches helfen müssen, und wir waren nachher Beide fast ganz in derselben Stellung geblieben. Ich näherte Zoll für Zoll mein Gesicht dem ihrigen, so daß endlich der Athem ihrer Seufzer meine Wangen berührte.

Auf einmal flog das Tuch zurück, und ich erröthete, weil sie mich eine Spanne weit in dem gedankenlosesten Anschauen ertappte. — Das hilft! sagte sie lächelnd, und ihr schönes Auge glänzte in neuer Heiterkeit. Endlich ging ich, aber mit zögernden Schritten; ich ließ dem Mädchen mein Herz da, und hatte dafür weiter nichts, als ein lebendiges Bild des schönen Kopfes mit verdeckten Augen. Zum erstenmale in meinem Leben warf ich mich in der wehmüthigen Sehnsucht der Liebe auf mein Lager; zugleich begeisterte mich aber die Hoffnung, daß Julchen vielleicht meine Empfindung mit mir theile.

Ich ging jetzt alle Tage zu ihr, und wurde — das Spiel eines fühllosen, selbstsüchtigen Herzens. Sie entflammte meine Leidenschaft durch tausend kleine Künste; ein Händedruck, ein bedeutendes Lächeln, ein verstohlener Blick, ein Paar mir vertraulich zugeflisterte Worte, gaben mir ein nie gefühltes Entzücken, und Hoffnungen der höchsten Seligkeit,

Als ich sie näher beobachtete, wurde ich freilich gewahr, daß sie jeden Andern eben so behandelte, wie mich; aber dennoch glaubte ich bald wieder, von ihr ausgezeichnet zu werden.

O, dachte ich oft; wenn ich nur Einmal das Glück hätte, sie allein zu treffen! Diese Thränen, dieses heiße Herz würde sie rühren! — Anfangs hatte ich sie oft allein gefunden; jetzt aber, da ich es wünschte, konnte ich nur durch die größte Aufmerksamkeit zuweilen einige flüchtige Sekunden erhaschen, und jedesmal, wenn meine Augen glüheten, wenn meine Brust vor Furcht und Sehnsucht klopfte, wenn ich eben reden wollte, war sie wieder verschwunden. Sie dachte an ein nöthiges Geschäft; dann kam sie wieder, hatte irgend jemand, wenigstens ein Kind, bei sich, und die Gelegenheit war entflohen.

Ich verwünschte meinen Unstern; denn ich sah in ihren düstern Augen eine Flamme, eine Sehnsucht, die meine Brust mit immer neuen Hoffnungen füllte. So verging beinahe ein glückliches Jahr voll Täuschung. Ich wußte von dem Bekannten, der mich bei Julchen eingeführt hatte, daß sie alle Männer so täuschte; aber daß sie auch mich täuschte, glaubte ich nicht. Freilich hätte ich es sehen können; denn keiner von allen meinen Nebenbuhlern beneidete mich, und jeder war nicht weniger glücklich. Meine Menschenkenntniß ließ mich

nicht in Zweifel über ihr Benehmen gegen Andere; ja, ich war dreist genug, ihr etwas darüber zu sagen. Sie wurde einen Augenblick verlegen, und zwar nicht wenig. „Sehen Sie wohl, schönes Julchen," (so nannten wir sie Alle) „daß ich Sie errathen habe?" Sie lächelte jetzt, und sagte ruhig: ja, Sie haben Recht. Aber was soll ich thun? Soll ich dem Einen sagen: mein Herr, ich halte Sie für fade? dem Zweiten: Sie haben einen leeren Kopf? dem Dritten: Ihr Herz ist leer? . . . Soll ich mir, meinen Brüdern, und allen den Menschen das Leben sauer machen? Verdienen diese Schmetterlinge etwas anders, als daß man sie lächelnd flattern läßt? Glauben Sie mir, ich weiß meine Leute zu unterscheiden! Was thut man nicht um des Friedens willen! und mit einem bedeutungslosen Lächeln richte ich viel aus.

Das sagte sie mir mit einem kräftigen Händedrucke, und ich — ich schwamm in einem Meere von Entzücken; denn sie wußte ja ihre Leute zu unterscheiden! Mit stolzen Schritten trat ich auf dem Rückwege den ganzen Erdball unter mir; denn ich war es, der die jungfräuliche Nymphe gefesselt hatte. Mein Triumph dauerte freilich nicht lange: bald ging das alte Spiel wieder an. Nun aber griff ich zu den Waffen, die mir meine Kenntniß des Menschen darbot. Sie liebt mich, dachte ich; aber sie will mir die Triumphe nicht

alle opfern, die sich ihr anbieten. Ich werde ihr Herz mit Gewalt öffnen müssen; und dazu ist Eifersucht das beste Mittel. Ich stellte mich kälter, sprach mit einem Dritten von einem schönen Mädchen, blieb ein Paar Tage ganz weg, war zerstreuet, wenn sie mich anredete, und — o Triumph! ich erreichte meinen Zweck sehr glücklich. So wie eine Spinne auf das schon lange gefesselte Insekt, wenn es eine Bewegung macht, wieder herabschießt, um es noch enger einzuspinnen: so schoß Julchen auf mich zu. Sie gab mir jetzt offenbar den Vorzug, drückte mir höchst zärtlich die Hände, suchte die Gelegenheit, ein Paar Augenblicke mit mir allein zu seyn, und hatte den Strahl der Sehnsucht so bedeutend in ihrem Auge; kurz, sie gebrauchte alle die kleinen süssen Künste der Weiber, ein Herz zu fesseln.

Jetzt war ich ihrer Liebe gewiß, und bat sie um ein tête-à-tête von einer halben Stunde. — O, Sie Undankbarer! sagte sie: sehen Sie denn nicht, mit welcher Mühe ich die Augenblicke suche, bei Ihnen zu seyn? Ist es denn möglich? Wann wäre ich allein? Bin ich denn nicht verdammt, der Geselligkeit die schwersten Opfer zu bringen? O, (mit einem Seufzer) ich weiß, wir haben einander viel zu sagen! (Nachdenkend.) Gäbe es denn kein Mittel, daß wir uns ohne Verdacht und ohne Zeugen sprechen könnten? Sie wissen selbst, daß nur das behutsamste Betragen meinen gu-

ten Ruf in dem Schwarme von jungen Herren erhalten kann.

Das war mir genug. Ich empfahl mich spät; doch ließ ich noch ein Paar junge Herren, die schon nach Hut und Stocke griffen, bei ihr. Anstatt aber fort zu gehen, schlich ich in Julchens kleines Wohnstübchen, neben dem ein Alkoven war, worin ihr Bett stand. Hier erwartete ich sie mit den entzückendsten Hoffnungen. Meine Augen standen voll Thränen, in meiner Brust wallte ein Meer von stürmender Freude. Ich glaubte die edle Gestalt schon mit dem Lichte hereintreten zu sehen, und breitete die Arme aus. Jetzt wurde die Thür des Gesellschaftszimmers zugeschlossen, und Julchen wünschte dem Letzten gute Nacht. Ich hörte ihre Schritte, und mein Athem stockte. Wenn du willst, sagte sie zu ihrem Bruder; so komm noch ein wenig zu mir herein. Du sollst hören, was mein Entschluß ist.

Wohin sollte ich fliehen? Ich sprang in den Alkoven, der kaum Raum genug für Julchens Bette hatte. — Der Leser wird lächeln; aber es sey darum! Ich beugte mich mit neuem und schönerem Entzücken auf die Decke des Bettes nieder, und küßte sie mit der frommen Unschuld eines guten Kindes. Seyd mir gegrüßt, lispelte ich, ihr Götter des heimlichen Schlafgemaches! ihr Zeugen der unbesorgten, unschuldigen Jungfrau! — Aber jetzt fing der Bruder an zu sprechen, und ich horchte.

„Jule," hob er in einem gemein vertraulichen Tone an; „laß dich warnen, sag' ich! Du treibst es zu arg. Alle Leute hast du zu Narren."

Julchen lachte laut, und erwiederte in einem eben so vernachläßigten Tone, (dessen Gemeinheit ich freilich noch nicht bemerkte): warum seyd ihr so dumme Narren? Aber im Ernst, Bruder, meine Plane gehen weit hinaus. Bitte nur den Himmel, daß der alte Graf Klenau erst die Augen zuthut! — „Aber, Jule, wenn der nun noch eine Mandel Jahre lebte!" — Ei, er wird nicht; und — dauert es zu lange, so gebe ich ihm den Abschied, und nehme Friesen. Den kann ich alle Tage haben. — (Ich dachte in meinem Winkel lächelnd: das kluge Geschöpf! wie es ihm jede Spur nimmt, hinter ihr Herz zu kommen!) „Du bist zwei und zwanzig Jahr alt, Jule!" fuhr der Bruder fort. „Ich bitte dich, sey klug! Am Ende müssen sie es ja merken, sie mögen wollen oder nicht; denn mit allen Narren läßt du dich ja ein, Jule: zum Exempel mit dem Schwarzrock, dem Bebenroth."

Dieser einfältige Hans, erwiederte sie; dieser Bebenroth, dünkt sich so klug. Der macht mir eben den größten Spaß. Sieh, er weiß, daß ich alle Mannspersonen zu Narren habe. Ich erschrack nicht wenig, als er es mir sagte. Aber, daß er der größte Narr unter allen ist, das weiß er nicht. Mit dem habe

ich eine himmlische Lust. Er schwört Stein und Bein darauf, daß ich in ihn verliebt bin. Ich seufze und drücke ihm die Hände; dann macht er possirliche Gesichter, und spricht von Bauerjungen, von dem Dorfe, als ob er nicht gescheid wäre. Jetzt verlangt er von mir eine geheime Audienz, um mir seine Bauernliebe zu erklären. Der Narr! Gleich das erstemal hatte ich es weg, daß er sich einbildet, er könne mit seiner Menschenkenntniß hexen. Warte du nur! dachte ich; du sollst ankommen! Er konnte sich vor Blödigkeit nicht in mich verlieben; aber er sollte, weil er sich so klug dünkte. Ich jagte einmal alles fort, außer ihn. Nun hatte ich Kopfweh, und ließ ihn meine Stirn zwischen den Händen drücken; aber doch blieb der Pinsel blöde. Als das nicht half, hängte ich ein nasses Tuch über die Augen, und saß mit dem Gesicht dicht vor seinem da. Nun ging's. Ich hörte ihn seufzen. Er beugte sich so nahe an mich heran, daß ich dachte: jetzt ist es Zeit. Ich schlug das Tuch auf; und du solltest nur das Armesündergesicht gesehen haben, das er machte!

Der Leser mag sich denken, wie mir zu Muthe wurde. Meine Angst, wie ich mich aus dem Winkel wegstehlen sollte, nahm betäubend zu. Solche Minuten habe ich in meinem Leben nie wieder erduldet.

Bruder und Schwester sprachen weiter in den nachläßigsten, gemeinsten Ausdrücken.

Endlich ging er, und Julchen blieb allein. Ich konnte gar nicht zu dem Entschlusse kommen, aus meinem Winkel hervorzubrechen; und doch sah ich dem fürchterlichen Augenblicke, da sie mich finden würde, mit einer unbeschreiblichen Angst entgegen.

Sie nahm vor dem Spiegel den Kopfputz ab, und wurde nun noch reitzender; aber es war mir, als wenn der Lucifer den gestohlenen Glanz eines guten Geistes ablegte. Je mehr der natürlichere Anzug sie verschönerte, desto häßlicher wurde sie in meinen Augen. Endlich ergriff sie singend den Leuchter, wahrscheinlich, um ihr Nachtzeug zu holen. Nun war denn die schreckliche Minute gekommen. Sie öffnete die Glasthüre des Alkovens, und erblickte mich. Mein Gott! sagte sie erschreckend; Bebenroth! was geben Sie für Dinge an! — Ich machte eine Verbeugung über die andere, und stolperte endlich aus meinem Winkel hervor. Beschämt, vernichtet, ohne ein Wort sagen zu können, ging ich, die Blicke auf den Boden heftend, neben ihr weg, und auf die Thüre zu. Sie leuchtete mir über die Hausflur, sagte mit ihrem süssen Tone: gute Nacht, lieber Bebenroth; und riegelte die Thür hinter mir ab. Jetzt, im Freien, wallte mein Zorn auf; ich stampfte wüthend den Boden, und ob ich gleich sehr friedfertig bin — diese Nacht hätte ich doch mit der halben Welt Händel anfangen können: so zanksüchtig war ich.

Im Bett entwarf ich die gräßlichsten Plane zu einer recht ausgezeichneten Rache; Schande war mir unerträglich, und ich glaubte, in der Stadt, worin ich so beschimpft worden war, nicht länger leben zu können. Gegen Morgen schlief ich endlich ein. Als ich erwachte, war das Gefühl meiner Schande und mein Zorn zur Hälfte verflogen. — O, wie bedeutungsvoll sind die Tempel, und die Kunstwerke der Alten! In Syzion stand ein Tempel, mit einer Bildsäule des Schlafes, der einen Löwen zur Ruhe bringt; und dieser Gott hieß: der Geber des Guten. Wenn ich nachher zornig war, wenn ich beleidigt wurde, wenn in meinem Herzen die Flamme der Rache brannte, so warf ich mich, was auch der Moralist darüber sagen mag, lieber diesem Geber des Guten in die Arme, der den wüthenden Löwen in meiner Brust so sicher bezähmte, als daß ich mich unter den Schutz eines Moral-Systems begab. Er löscht alle Sorgen, allen Zorn, alle tobende Leidenschaften unseres Herzens so sanft, und wir stehen aus seinen Umarmungen besser, menschlicher, heiterer wieder auf, als von der schönsten Belehrung über die Pflicht, unsere Leidenschaften zu beherrschen. So viele Achtung ich auch für die Bibel habe, so sage ich doch allen meinen Hausgenossen, wenn sie zornig sind, wenn die Flamme der Rache aus ihren Augen hervorschlägt: „laß die Sonne nur erst über deinen Zorn untergehen!" . . . „Geh

schlafen, mein Sohn!" sagte ich sanft, wenn wilde Leidenschaften meinen Sohn ergriffen. O, was würde, trotz allen Moral-Systemen, trotz dem höchsten Moral-Princip, aus dem tobenden Herzen des Menschen, wenn nicht der Geber des Guten freundlich alle Tage einmal den Läwen besänftigend in seine Arme nähme! Und warum sollte ich nicht sagen: „geh schlafen, mein Sohn!" Es ist zwar nur ein Hausmittel, aber probat. — Geh schlafen! sagte die Gottheit segnend zu den Menschen; warum sollte ich ihr nicht nachsagen: geh schlafen, mein Sohn!

Ich schloß mich ein Paar Tage ein; und als ich dann wieder im Publikum erschien, fand ich alles unverändert. Einen Monat lang vermied ich die Straße, worin Julchen wohnte; nach zwei Monaten hatte ich Alles, meine Thorheit, meine Liebe und das Mädchen, vergessen.

Der Besuch.

Als ich schon sechzehn Jahre Prediger war, ging ich einmal zur Herbstzeit während der Abenddämmerung in meinem Studierstübchen auf und nieder, und erwartete geduldig die Rückkehr meiner Familie, welche im Garten das Obst abnahm. Da pochte jemand anmie-

ne Thür, und ein Frauenzimmer in einer schwarzen-Enveloppe, mit einer Art von Nachthaube auf dem Kopfe, trat in das Zimmer. Es war schon so finster, daß ich ihr Gesicht nicht mehr erkennen konnte. — Ich reise hier durch, lieber Herr Pastor, sagte eine mir unbekannte, häßliche, gemeine Stimme. Ich komme weit her: von Hanau. Sie erinnern Sich meiner wohl nicht mehr. Ich habe viel Unglück gehabt. Mein Mann starb, und hinterließ mich mit einem Sohne in den elendesten Umständen. Ich weiß nicht, ob Sie mich noch kennen werden, lieber Herr Pastor.

Ich merkte, daß es eine Bettlerin war, und griff in die Tasche. Im Kruge, fuhr sie in ihrem halb niedersächsischen, halb reichsländischen Dialekte fort, hörte ich, daß Sie hier wären. Lieber Gott! ich habe eine weite Reise gemacht, und nun will ich nach Halberstadt, wo mein Bruder wohnt.

„Von Hanau nach Halberstadt?" sagte ich; „das ist auch sehr aus dem Wege!"

Ich bin zu Fuße; da geht man, wie man kann. . . . Sie werden Sich meiner wohl noch erinnern.

„Nein," erwiederte ich; "daß ich nicht wüßte. Wer sind Sie denn?"

Ich bin die ehemalige Goldmann. Noch immer konnte ich mich nicht besinnen; denn mit diesem Namen hatte ich sie so selten nennen hören. Julchen Goldmann, setzte sie fruchtsam

hinzu, als sie sah, daß ich mich ihrer nicht erinnerte. Nun wußte ich's; nun erkannte ich sie! Der Himmel mag wissen, warum ich gar nicht an die Jahre dachte, die zwischen diesem Augenblicke und jenem lagen, da sie, mit dem Lichte in der Hand, so schön, so reitzend, so schwebend, so heiter in den Alkoven trat. Ich erinnerte mich jener Stunde, doch ohne alle Bitterkeit; und (wie es zuging, weiß ich nicht) ich vergaß ihren jetzigen armseligen Zustand, und glaubte unter der langen schwarzen Enveloppe schon den schlanken Körper, unter der Haube und dem abgeschnittenen Haare schon das wunderschöne Gesicht zu sehen.

„Mein Gott! Julchen Goldmann?" sagte ich, in der That recht fröhlich; und die reitzende Gestalt stand in der Dämmerung wie lebendig vor mir. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür. Eine Magd brachte Licht; der Schein fiel auf Julchens Kopf, und ich fuhr mit Schrecken zurück. Nicht Ein Zug mehr von den ehemaligen Reitzen: eine gelbe Haut, die über spitze Knochen gespannt war und aus der ein Paar scheue, erloschene Augen hervorblickten. Die lange, feine Nase, die wir sonst so schön fanden, diente jetzt nur — wie soll ich mich ausdrücken? — ihrem Gesichte den Charakter des Leeren, des Unbedeutenden zu geben. Doch diese Bemerkungen machte ich erst lange nachher; im ersten Augenblicke sah ich nur das häßliche Gesicht, die armselige Klei-

dung, und einen großen, plumpen Manns-schuh, der unter dem Rocke weit hervor stand. Dieser Anblick hätte, wenn auch noch Haß in meiner Brust gewesen wäre, ihn gänzlich aus-gelöscht; und jetzt erregte er bei mir das schmerz-lichste Mitleiden. Ja, das schmerzlichste. Ich mußte mich eine Minute lang abwenden, um nicht in Klagen auszubrechen.

Als ich wieder zu der Unglücklichen hin sah, suchte sie einen Theil ihres Jammers un-ter einem leichten Tone, den sie erzwang, zu verbergen; und zugleich trat sie in den Schat-ten. Ja, hob sie halb scherzend an; Sie haben wohl nie gedacht, daß Sie mich einmal so wie-dersehen sollten. Mein Mann wurde abgesetzt, und ich mußte nach und nach Alles verkaufen. Als er endlich starb, ging ich . . . — Sie hielt den scherzenden Ton nicht aus; ihre Stimme wurde zitternder. Ich habe viel aus-gestanden! setzte sie mit der letzten Anstren-gung aller ihrer Kraft noch hinzu; dann schwieg sie, und ihr Kopf sank auf die Brust. Jetzt will ich zu meinem Bruder, hob sie, doch mit ganz veränderter Stimme, wieder an; und es fehlt mir an Allem!

Es war grausam, daß ich nicht sprach; allein ich konnte nicht. Mein Brust war all-zu voll. Ehemals so; und jetzt . . .! Das war der Gedanke, der schmerzend durch meine Seele lief. Endlich sagte ich: „erholen Sie Sich erst

ein Paar Tage bei mir. Meine Familie wird den Augenblick kommen.»

Nein! nein! nein! sagte sie heftig. — „Warum nicht?“ fragte ich, ganz ohne Kopf, da doch ihr gewaltsames, wiederholtes Nein durch meine Seele drang. O, sagte sie schmerzlich; unmöglich kann ich mich so sehen lassen! Ich bitte Sie nur um eine Unterstützung.

Ich gab ihr, was ich bei mir hatte, und sie eilte aus dem Zimmer, weil sie auf der Treppe gehen hörte. Es war meine Frau. Sie kannte meine kleine Begebenheit mit dem schönen Julchen. Ich sagte ihr, wen ich so eben gesehen hatte, und machte dazu die rührendsten Anmerkungen, die mir so höchst natürlich schienen, daß ich sie jedem Herzen zugetrauet hätte. Wie mußte ich also erstaunen, als meine Frau auf einmal sagte: das ist die Strafe ihrer Bosheit! Sie verdient kein Mitleiden. — O, das seltsame menschliche Herz! Ich war in diesem Augenblicke so weich, so sanft, so gut, daß ich mein Leben mit jedem Unglücklichen hätte theilen wollen; und der Ausruf meiner Frau brachte mich so auf, daß ich hart wurde. „Frau,“ sagte ich streng; „du hast ein Herz, wie ein Kieselstein!“ Ich dachte nicht daran, das sie die Unglückliche mit den Augen eines Weibes ansah, ansehen mußte.

Meine Frau sah mich starr an, und ging mit den Worten: das Essen ist auf dem Tisch! hinunter. Ich folgte ihr nach einigen Minuten,

und fand sie, anstatt beim Essen, beim Packen eines Bündels Kleidungsstücke und Wäsche. Vater, sagte sie sanft, ohne ihr Packen zu unterbrechen, Kleider werden ihr wohl am willkommensten seyn. Ich trat lächelnd hinzu, und besah, was sie einpackte. Sagen mochte ich es ihr nicht; aber ich hätte viel darum gegeben, wenn sie etwas Flitterstaat dazu gelegt hätte. Doch schlechterdings konnte ich Eins nicht verschweigen, das mir an der Unglücklichen als das Bedauernswürdigste vorgekommen war. So oft ich sie mir in ihrem jetzigen Zustande dachte, sah ich doch ganz vorzüglich nur die großen breiten Mannsschuhe, die sie trug. „Liebes Gustchen," sagte ich: leg ein Paar Schuhe mit bei, so klein, so hübsch du sie hast; sie kann ja in den großen plumpen Schuhen keinen Schritt thun, der ihr nicht durch die Seele ginge."

Meine Kinder sahen neugierig zu. „Lieber Gott, welch eine Veränderung!" sagte ich nach einem Eingange, worin ich ihnen die Geschichte der Unglücklichen erzählte. „Eine Person, die sonst von Liebhabern umringt war, so gesunken, daß sie zu Fuß, in solchen Schuhen, Deutschland durchstreifen muß!" Ich war gerührt, und der Ton meiner Stimme zeigte es. Meiner Frau wurden die Augen naß; sie packte noch ein Paar gute Hemden ein, und wickelte Geld in Papier. Aber so

groß

groß ich auch den Kontrast zwischen den ehemaligen kleinen Schuhen von Atlas und den jetzigen großen von plumpem Leder machte: so konnte ich sie doch nicht bewegen, ein Paar gute Schuhe herzugeben. Sie blieb dabei, in Mannsschuhen ginge es sich besser.

Die Unglückliche hatte das Paket unserer Magd abgenommen, ohne ein Wort zu sagen. Am folgenden Morgen bekam ich ein Billet von ihr, und schämte mich nicht wenig, als ich es las: denn ein schlechteres und einfältigeres Geschreibe hatte ich nie gesehen. Sie war nicht zufrieden mit unsrem Geschenk, und verlangte mehr; ja, die Wendung, womit sie das Billet schloß, schien die Drohung zu enthalten, daß sie mit meiner Frau sprechen wollte.

Das brachte mich auf; jetzt sah ich in ihr weiter nichts, als die unverschämte, verächtliche Bettlerin, und ließ ihr durch den Boten sagen: sie sollte ja nicht säumen, sich fort zu machen. Ich hörte nichts weiter von ihr; doch nach vier Wochen sah ich sie zu meinem Erstaunen in dem adeligen Stuhle sitzen, und erfuhr, daß sie Ausgeberin bei dem Amtmann Schenk geworden wäre. Sie bekümmerte sich so wenig um uns, als wir um sie. Ich vergaß sie, und gönnte ihr die Ruhe, die sie in meiner Nachbarschaft gefunden hatte, von ganzem Herzen.

Ihre Geschichte kann ich hier in wenigen Worten geben. Ein junger Wüstling, der ihre Künste übersah, ließ sich keine Mühe verdrießen, sie in ihren eigenen Netzen zu fangen. Er fesselte ihre Eitelkeit, und brachte dann ihre Sinne in Bewegung. Sie liebte jetzt zum Erstenmale, wurde das Opfer ihrer Leidenschaft, und fiel. Der junge Bösewicht machte ihren Fall bekannt, und mit solchen Umständen, daß gar kein Zweifel übrig bleiben konnte. Selbst ihre ehrerbietigsten Liebhaber betrugen sich nun dreist und unverschämt gegen sie. Sie machte noch einige Versuche, die vorige Rolle wieder aufzunehmen; doch vergebens: sie hatte alle Achtung verloren. Jetzt stimmte sie die Saiten herunter: sie ließ die Hoffnung auf die Hand eines Vornehmen fahren, und suchte nur einen M a n n. Verdruß über häufige Demüthigungen nahm ihren Reitzen den frischen Glanz; um so mehr kam sie jedem, den sie zu berücken nur einige Hoffnung haben konnte, auf halbem Wege entgegen. Da alle ihre buhlerischen Künste ihr dennoch keinen Mann verschafften, und Anbeter ihrer Eitelkeit nun einmal schlechterdings nothwendig waren, so sank sie von Stuffe zu Stuffe immer tiefer, bis zu niedriger Wollust, und verjagte so zuletzt alle Männer. Sie verschwand endlich. Als sie wieder zum Vorschein kam, ließ sie sich Frau Buchhalterin nennen; niemand aber wußte mit Gewißheit, ob sie verheirathet gewesen

war, oder nicht. Sie hatte einen Sohn von dreizehn Jahren, mit einem sehr schönen, aber höchst zweydeutigen Gesichte. Dieser bestätigte zwar das, was seine Mutter erzählte; er lachte aber immer dabei, und so wurde ihre Lebensgeschichte noch ungewisser.

Meine Familie.

„Nein," sagte ich, als ich ihr Billet gelesen hatte, zu meiner Frau; „sie verdient kein Mitleiden."

Aber Hülfe! gab meine Frau zur Antwort. Und hätte ich das Billet schon gestern gelesen, ich würde ihr doch nicht weniger gegeben haben. Wie hieß doch das, Vater, was du gestern Morgen unsern Karl dreymal laut vorlesen ließest? Es war ein Heide, der es sagte; aber es könnte in der Bibel stehen, so schön war es.

„Und es stehet in der Bibel! Aristoteles sagt in seiner Topik: es ist besser, eine Ungerechtigkeit leiden, als eine begehen."

Könnte man nicht auch sagen: es ist besser, ein Unglück leiden, als ein fremdes sehen, ohne nach seinen Kräften zu helfen?

„Das könnte man, Gustchen; und ich hoffe, Gott Lob! wir dürften so etwas sagen, ohne groß zu prahlen.

Das dürfen wir, wiederholte meine Frau lächelnd; und darum: was ich gestern in Papier wickelte, war alles, was ich hatte.

„Gute Frau! es wird uns darum heute und morgen nicht schlimmer gehen, — wenn nicht etwa Besuch kommt; denn auch ich gab ihr, was ich hatte."

Es war für Elisabethe zu einem Hute bestimmt, wenn wir es nicht nothwendiger gebraucht hätten.

„Für einen Hut! Jetzt ist es besser angewendet, troz dem Billet. Und — beim Lichte besehen, verdient sie doch wohl unser Mitleiden."

Meine Frau gab mir die Hand, und ich ging mit ihr hinunter, unsre Kinder zu unterrichten. Mein Sohn Karl las aus dem Plutarch vor. „Jemand sagte zum Diogenes: lehre mich die Mittel, mich an meinem Feinde bitter zu rächen. Werde tugendhafter! antwortete dieser." Lies das dreymal, mein Sohn, sagte ich, und warf einen frohen Blick auf meine Frau. Sie sah mich stolz an; und wenn jetzt ein Besuch gekommen wäre, wir würden dennoch nicht demüthiger ausgesehen haben.

Der Philosoph sage, was er will — in einem Hause, das von oben bis unten möblirt ist, in einem Zimmer, worin ein Sofa

steht, und ein großer, schöner Spiegel an der Wand hängt, ist die Armuth, der Mangel schwerer zu ertragen, als unter zerbrochenen Möbeln, aus denen die Dürftigkeit hervorsieht. Wenn kein Geld im Hause war, fehlte es mir immer an Muth, einen Fremden in unsere Putzstube zu führen, die meine Frau aus der Erbschaft ihrer Eltern recht elegant möblirt hatte. — Um den Mangel ohne Scham zu ertragen, muß man einen zerrissenen Rock haben, und was dazu gehört, oder — was wir jetzt hatten — das Andenken an eine gute Handlung. Jetzt hätte ich einem Fremden gerade vor meinem Silberschranke, worin vielleicht für hundert Thaler Silber stand, gestehen wollen, daß ich keinen Groschen Geld hatte.

Es ist schwer, sage ich noch einmal, den Mangel zu ertragen. — Meine Pfarre war nicht sehr einträglich, und bestimmte Einkünfte hatte ich dabei sehr wenig. Am Ende des Jahres that ich allemal einen Ehrensprung, wenn ich sagen konnte: Gott Lob! liebes Gustchen, es hat gereicht; und sieh! das ist noch übrig für den Sylvestertag. (Es war meistens genug zu einem Bande, oder höchstens zu einer Haube für meine Frau, die ich an diesem Tage der Weiber zu beschenken nie versäumte.) Drei Jahre hatte ich den Ehrensprung gemacht; aber im vierten war er unmöglich. Ich hatte nichts, gar nichts übrig; ach! weniger als nichts — zwanzig Thaler Schulden. O, der Reiche la=

che hier nicht! — Meine Frau, der ich das gewiß verschwiegen haben würde, wenn sie nicht unsre Haushaltungsbücher selbst mit geführt hätte, saß still da, und weinte nicht, sondern stützte nur sorgend die Stirn in die Hand. Ich hatte ein kleines Geschenk; aber kaum konnte ich es ihr geben, als sie mit einem wehmüthigen Lächeln sagte: diesmal haben wir nichts erübrigt!

Da nahm ich mein ältestes Kind, unsere Elisabeth, auf; mein Sohn Karl, ein Säugling, lag in ihrem Schooße. „O, Gustchen," sagte ich entzückt; diese beiden Kinder und unsere Liebe haben wir übrig. Was wollen wir mehr!" Ich drückte das geliebte Kind an meine Brust, und die Mutter ließ Thränen auf ihren Säugling fallen.

Mit dem Kinde in den Armen fiel ich mitten im Zimmer auf die Kniee, und mein Herz erhob sich hoffend zu Gott. Meine Frau, die nicht aufstehen konnte, streckte mir die ausgebreiteten Arme entgegen. — Liebe Frau, wenn ich dich vergessen könnte, so würde in jeder guten, tugendhaften, hoffnungsreichen Stunde der lächelnde Blick voll Thränen, voll Entzückens, voll Hoffnung, den du auf mich warfest, mich wieder an dich erinnern. Du warest an deinem Brauttage nicht so schön, wie an diesem Sylvester-Abend, mit dem Gesichte voll Mutterfreude und Mutterstolzes!

O, wenn mein Buch ja einer Apologie bedarf, so steht sie hier! —

Von diesem Sylvester-Abend an war meine Frau wie verändert. Unsere Haushaltung bekam einen bessern Zuschnitt. Wenn es dem Leser nicht unangenehm seyn würde, alle die kleinen Sorgen einer Wirthschaft auf dem Papiere zu sehen, wo sie freilich sehr uninteressant sind, so könnte ich ihm eine rührende Beschreibung davon geben, und ihm zeigen, wie wir unsere Sorgen zu den feinsten Freuden machten. Es war ein Festtag für uns, wenn meine Frau einen Rock für mich genähet hatte, und wir Beide nun berechneten, was uns das ersparte; ein Festtag, wenn mein Garten ohne Hülfe eines Taglöhners umgegraben und bepflanzet war. Ich dachte mit Freude an den nächsten Sylvester-Tag, weil ich an ihm einer frohern Scene entgegen sah; und so wenig an diesem, als an einem folgenden Sylvestertage versäumte ich es, meine Kinder der Reihe nach um die Mutter herzustellen, und zu sagen: „so reich sind wir!" Wir küßten sie alle nach Reihe, und gingen so in Liebe jedem neuen Jahre entgegen. Kleine Unglücksfälle trafen uns freilich. Kleine, sage ich? Andere würden sie groß genannt haben; ich aber bedurfte nichts als einer herzlichen Umarmung von meiner Frau, um sie klein zu finden. Noch nicht Einmal hatte ich mich, um Muth zu schöpfen, in den Winkel setzen dürfen, womeines Vor=

gängers Frau ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Wir wurden glücklicher, selbst unter den wachsenden Sorgen für meine sich schnell vermehrende Familie. In neun Jahren bekamen wir sechs Kinder. Ich weiß noch immer nicht, wie meine Frau es anfing, alle sechs, und mich und sich dazu, reinlich zu kleiden. „O, die Mutterliebe kann Wunder thun!“ habe ich wohl tausendmal ausgerufen.

Die Erbschaft von meinen Schwiegerältern brachte auf eine Reihe von Jahren Überfluß in mein Haus, sogar einen kleinen Schatz von baarem Gelde. Ich schäme mich, zu sagen, wie wenig es war; es reichte indeß hin, eine Sorge der Zukunft, die Erziehung unserer Kinder zu erleichtern: und diese unsere Kinder waren es, welche uns den Muth gaben, alles zu erdulden, und immer rechtschaffen zu seyn.

Mein Haus war gleichsam ein kleiner Staat für sich auf einer abgesonderten Insel. Zwar hatte ich in der ersten Zeit Bekanntschaften genug gemacht, besonders mit den Predigern in den benachbarten Dörfern; sie waren aber alle wohlhabender als ich, und so sah ich mich genöthigt, den kostspieligen Umgang abzubrechen und den vertrauteren einzuschränken. Unsere Kinder, oder auch nur Eins davon, auf Schulen zu erhalten, konnte uns, als eine Unmöglichkeit, nicht einfallen; ich mußte sie also selbst unterrichten, und das that ich — gewiß ich darf mir das Zeugniß geben — in allem,

was ich wußte, mit Vatertreue. Zwar besaß ich nicht viele Bücher, aber doch die meisten Klassiker, und, was noch mehr war, ich hatte sie, weil ich keine andere bekam und zu bekommen wußte, wohl hundertmal gelesen. Meine Frau kannte sie so gut, wie ich selbst; denn in den ersten Jahren las ich ihr an den langen Winterabenden einen nach dem andern vor, versteht sich Deutsch. Von neueren Sprachen verstand ich das Englische, weil es auf der Universität den Theologen empfohlen wurde. Auch Französisch; das konnte ich aber nicht gebrauchen, weil ich kein Buch darin hatte, und so mocht' ich es so ziemlich vergessen haben. An neuere Lektüre war nicht zu denken: den Meßkatalogus ausgenommen, den mein Schwager, der Papiermüller, mir von Leipzig mitbrachte. Hatte ich den gelesen, und dann noch einen Stoß Recensionen, den ich ebenfalls von ihm bekam, und wodurch ich doch einigermassen mit der litterarischen Welt in Verbindung blieb, so regte sich vier Wochen hindurch meine Schreibbegierde. Nach andern vier Wochen las ich meiner Frau die Stelle aus dem Aeontius, und alles kam allmählig wieder in die vorige Ordnung. Meine Frau nannte diesen periodischen Wechsel: meine Ebbe und Fluth; und sie hatte nicht Unrecht.

Unsre neuere Litteratur reichte nicht über Gellert, Rabener und den ersten Band von Klopstocks Messias hinaus. Man sieht, die

schönen Wissenschaften konnten an uns keine Kenner finden; aber, was wir hatten, fand Herzen. So oft ich eine Recension über einen neuen Dichter las, und Lessing, Wieland, Herder, Mendelssohn und so weiter als die Sterne erster Größe an dem gelehrten Himmel genannt wurden, ging es mir durch die Seele, wenn meine Kinder dann einander nur ansahen, und den Wunsch, diese Männer kennen zu lernen, verschwiegen, weil ich ihn nicht erfüllen konnte. Meine Verbindung mit der Stadt hatte nach dem Tode meines ehrlichen Zinngießers, der bald wieder mein Freund geworden war, gänzlich aufgehört, und die Prediger in meiner Nachbarschaft lasen nun theologische Schriften. Was konnte ich also machen? Makulatur bekam ich von dem Buchbinder, bei dem ich die Bibeln und Gesangbücher für meine Gemeine binden ließ, und sie war mir ein Fest; aber ich sah daraus doch nur, wie viel ich an dem verlor, was nicht Makulatur war.

Die wenigen Deutschen Schriftsteller, die ich hatte, wurden obendrein von meinen drei ältesten Kindern so zerlesen, daß auf die drei jüngsten nur Bruchstücke kamen; dagegen aber konnten sie aus dem Gedächtniß ersetzen, was an den Blättern fehlte. Die Leselust, welche meine Kinder von Jugend auf hatten, und welche ich durch meine Ehrerbietung für Bücher noch vermehrte, brachte den Vortheil, daß sie gern zu Hause blieben. Was sie so einig, so

friedfertig unter einander machte, weiß ich nicht; ich denke aber, das Beispiel ihrer Eltern. Sie liebten sich, wie Kinder lieben können, doch vielleicht wohl mehr, als andre, die mancherlei Spielgefährten haben.

Besonders war der Winter die Zeit zum Lernen. Meine Frau verlangte ausdrücklich, daß die Mädchen so viel wie möglich an dem Unterrichte der Knaben Theil nehmen sollten. Nicht, weil sie es brauchen werden, lieber Mann, sagte sie: was braucht ein Mädchen denn am Ende, um eine glückliche Frau und Mutter zu seyn! Aber Brüder und Schwestern werden einander mehr lieben, wenn sie Alles mit einander theilen, wenn das eine nichts weiß, was nicht auch das andere wüßte. — Die Foderung meiner Frau schien mir wohl ein wenig ungebührlich; indeß, als ich bemerkte, wie mein ältester Sohn bei der ersten Englischen Stunde, die ich ihm allein gab, auf Elisabeth blickte; und als ich ihn nachher sagen hörte: wir haben alles zusammen gelernt, Lieschen! da entschloß ich mich doch, den Wunsch meiner Frau zu erfüllen. Die Englische Sprache wurde nun gemeinschaftlich getrieben, und die ältern baten mich, auch die jüngeren Theil nehmen zu lassen. Es wird nicht gehen, dachte ich: denn erstlich haben wir nur Ein Exemplar von Hume's Geschichte Englands, (diese wollte ich mit ihnen lesen); zweitens werden die Kleinen nicht mit den

Größern fortkommen. Aber es ging dennoch, und brachte sogar Vortheil: die Größern halfen den Kleinen in Nebenstunden nach; und da der Hume zweimal abgeschrieben werden mußte, damit wir Exemplare genug hätten, so machten sie alle durch das Abschreiben, welches nach der Reihe ging, recht große Fortschritte in der Sprache.

Weil das eine Veranstaltung der Mutter war, welche die Kinder unendlich liebten, und weil ich gesagt hatte, daß es nicht gehen würde, so entstand unter allen ein Wetteifer, das Wort der Mutter in Ehren zu erhalten; und ein Paar Theile vom Spectator, die ich, der jüngern wegen, bald anstatt des Hume wählte, thaten das Übrige. Wir hatten nun ein Lesebuch mehr, und eins, bei dem ihnen sogar ihre gewöhnliche Lektüre etwas gleichgültiger wurde. Ehe noch ein Jahr verging, war meiner ganzen Familie eine reiche Quelle von neuen Vergnügungen eröffnet: ein Dutzend Englischer Bücher aus meiner kleinen Bibliothek.

Den Unterricht in der Musik übernahm meine Frau, die sich lieber eine Stunde vom Schlafe abbrach, ehe sie einen Tag ohne Musik zugebracht hätte. Sie spielte mit tiefem Gefühl; nur hatten ihre Phantasieen, dünkt mich, einen zu ernsten Charakter. Die beiden ältesten Kinder, und das fünfte, Hannchen, lernten sehr bald Musik; die übrigen verloren nach manchen vergeblichen Versuchen die Lust dazu.

Wenn die Englische Stunde vorbei war, ging ich mit meinen drei Knaben auf mein Stübchen, um ihnen da die Anfangsgründe der alten Sprachen beizubringen. Die Noth wurde auch hier die Mutter einer glücklichen Methode. Was sie lasen, mußten sie vorher abschreiben, weil wir von jedem Buche nur Ein Exemplar hatten; das Abschreiben prägte ihnen aber die Worte ins Gedächtniß, und ihre bedeutenden Endigungen dazu. Meine Frau, welche die Trennung der Kinder von einander so ungern sah, bat mich, wenigstens zweimal wöchentlich die Knaben unten in Gegenwart ihrer Schwestern vorlesen zu lassen, was sie ausgearbeitet hätten. Ich that es; und das, was ich nur ungern bewilligte, wurde ein Fest für meine Kinder und ein scharfer Sporn ihres Fleißes. Die Schwestern kritisirten ihre Brüder. „O, was Karl las, war schön! Ludewig aber stotterte. Und nun gar der kleine Wilhelm mit seiner Fabel! Wir mußten lachen, lieber Wilhelm; es klang so possierlich.“ So sagten die Mädchen; und Ludewig stotterte nicht wieder, Wilhelm schrieb seine Übersetzung vorher auf, ehe wir zur Prüfung hinunter gingen.

Die Mädchen strickten, oder bereiteten unser Mittagsessen zu. Da sie sahen, daß ihre Kritik geholfen hatte, so wurden sie mit jedem Male strenger. Bald tadelten sie einen Ausdruck, bald eine Wendung; oder sie spotteten darüber, daß die Vorlesungen so kurz waren.

Auguste, die drolligste von allen dreien, meinte, sie wollten es dem Spectator nachmachen, der so oft sagte: die Vortsetzung folgt; darum läsen sie immer nur so ein kleines Stückchen von einer Geschichte vor. Als wir das nächste Mal herunter kamen, rief sie: da kommen die Spectators! und ein allgemeines Lachen empfing uns. Nun aber drangen meine drei Knaben darauf, auch die Mädchen sollten Übersetzungen vorlesen. Die Mädchen ließen sich nicht lange bitten, und es wurden zwei Abendstunden in jeder Wochen dazu bestimmt. Jetzt war das große Triebrad der Ehre in Bewegung: alle arbeiteten um die Wette, und wir Eltern brauchten nichts zu thun, als nur die Räder nicht anzuhalten, da sie von selber gingen.

Die Mädchen hatten zwar die leichtere Sprache voraus, aber die Knaben die mehreren Stunden; und so gewann keine Parthei ganz entschieden den Sieg. Ich hätte es, die Wahrheit zu gestehen, nicht für möglich gehalten, daß Kinder in so kurzer Zeit, und bei so wenigen Hülfsmittel, so rasch vorwärts kommen könnten, wie die meinigen. Besonders hatte das Bestreben jedes einzelnen, seine Übersetzung mit so vieler Sorgfalt zu machen als möglich, den glücklichsten Erfolg. Alle schrieben gut; und, ohne Vorbilder zu haben, hatte doch jedes seinen eignen Styl, sogar seine eigene Ansicht der Dinge. Die alten Sprachen blieben zwar meinen Mädchen unbekannt, aber

nicht die Schriftsteller, die darin geschrieben haben; und da die Klassiker den größten Theil meiner Bibliothek ausmachten, so trieben sie die Brüder eifrig an, ihnen doch bald alle diese Schätze zu eröffnen. Meine Söhne lernten nicht förmlich; sie thaten etwas viel besseres: durch ihren Fleiß waren sie unsere Hoffnung, die Quelle unserer reinsten Freude, und die angenehmste Unterhaltung unserer Abende.

Da alles, was meine Söhne vorlasen, doch nur einen kleinen Theil des Abends ausfüllte, so kam ich ihnen zu Hülfe. Ich fing entweder ein Gespräch über das Vorgelesene an, oder ich las ihnen etwas vor, das dahin gehörte: z. B. den Sittenspruch eines Weisen, wodurch dies oder jenes erläutert wurde; gewöhnlich las ich aber mehr, als zum Beweise diente. Besonders waren mir die Lebensbeschreibungen berühmter Philosophen von Diogenes Laertius hierzu sehr brauchbar. Auch gaben uns die Sittensprüche des Thales an mehreren Abenden Unterhaltung; und hier äußerte sich der verschiedene Charakter meiner Kinder am auffallendsten. Elisabeth, meine älteste, ein sanftes, weiches, gutes Geschöpf, liebte alles, was ihr glich, was weich, sanft, wohlthätig war. Das Mädchen hatte eine ganz eigene Neigung, alles in ein mildes Dunkel zu hüllen. Auguste sagte einmal von ihr: lassen Sie Lieschen nur, Vater! die kann ihr Leben nicht so trocken genießen, als wir;

darum tunkt sie es in Thränen. In der That, sie bezeichnete ihre Schwester nicht übel mit diesem Ausdruck, so ungereimt er auch war. Elisabeth liebte alle schwermüthige, trübe Sentenzen. Sie erklärte den Sophokles für einen großen Mann, weil er gesagt hat: das höchste Glück des Menschen ist der Tod; und Pindars Vers: das Leben ist der Traum eines Schattens! schien ihr der erhabenste Gedanke; denn, sagte sie mit einem kummervollen Blicke: diese Worte mahlen das Nichts des Menschen mit Einem Zuge.

Das Nichts des Menschen? sagte Auguste stolz. Freilich mußt du wissen, wie viel du werth bist. Ich für meinen Theil halte den Menschen für etwas, und mich für ziemlich viel. — O Auguste, was ist denn, im Ernst gesprochen, das Leben? fragte Elisabeth traurig lächelnd: ein Augenblick, aus Thränen und Leiden, aus vergeblichen Sorgen und vergeblichen Arbeiten zusammengesetzt, der sich mit dem Alter endigt, worin man verachtet, und mit dem Grabe, worin man vergessen wird. — Was doch aber alles recht hübsch und angenehm ist, sagte Auguste lachend, — bis auf das häßliche Grab, an das ich gar nicht denken mag.

Mein Karl war das Ebenbild von Lieschen, nur in einem höheren Style. Bei einem Streite, was das Schönste in den alten Schrift-

stellern

stellern wäre, sagte er: sehr schön ist der Brief des Spartaners im Xenophon. — Welcher? Hole das Buch! — Ich weiß ihn auswendig. Er heißt: „Wir sind geschlagen. Mindarus ist todt. Es fehlt uns an allem." Doch das Schönste von allem, setzte er hinzu, ist Lysanders Brief nach der glorwürdigsten That, nach der Eroberung von Athen. Er schrieb: „Athen ist erobert!" — Alle Züge von Seelengröße machten den schnellsten Eindruck auf Karls Seele; er wußte kaum, wen er vorziehen sollte, Sokrates oder Diogenes. Sein Ernst, seine Majestät diente unserer Auguste oft zum Gegenstande ihres Lachens und ihrer Einfälle. Nächst Elisabeth liebten wir ihn am meisten.

Auguste, das dritte von unsern Kindern, mit einem runden Gesichte, einer lustigen Stutznase, und schalkhaften Augen, war der Possenreisser in der Gesellschaft. Sie wurde nie ernsthaft, sondern fand überall etwas zu lachen; und so wenig sie zu Elisabeth paßte, so wußte sie sich dennoch die Freundschaft dieser älteren Schwester zu erhalten. Ich sah es gern; denn sie milderte des Mädchens traurigen Ernst. Ludewig, mein vierter, der auch gern etwas Witziges sagte, nannte die beiden Schwestern nicht unglücklich: Heroklit und Demokrit; — bis auf Heraklits Menschenfeindschaft, Lieschen! setzte er schmeichelnd hinzu. —

Auguste verschonte nichts. Ich pflegte meinen Kindern moralische Sentenzen, Maximen und Gleichnisse zu diktiren, weil ich überzeugt bin, daß sie dem Herzen eine gewisse Energie geben, und dem Verstande ein Mittel, sich schnell zu helfen. Späterhin habe ich bemerkt, daß man das bei der Erziehung zu sehr vernachläßigt. Mich zwang die Noth es zu thun, da ich weiter nichts hatte, als die Alten, die voll von solchen moralischen Sittensprüchen sind. So diktirte ich aus dem Plato: „Zieht der Mensch seine Erfahrung nicht zu Rathe, so ist er ein Kind, das mit jedem Morgen wieder anfängt zu leben; zieht er sie zu Rathe, so ist er ein Greis, der sich beklagt, zu lange gelebt zu haben.“ Ich wollte so eben anfangen, den zweiten Satz zu erklären, als mich Augustens Gelächter unterbrach. Auf meine Frage: warum lachst du? antwortete sie: wenn man den Menschen mahlen wollte, so müßte er also ein neugebornes Kind seyn, mit einem langen weissen Barte und einer großen Stutzperücke; dann hätte man die Sentenz vor sich. Ich mußte lächeln, und alle lachten. Karl gab seiner Schwester einen Verweis; aber hatte sie nicht Recht? bin ich nicht noch jetzt, so grau mein Haar auch ist, zuweilen das eben geborne Kind?

Von den drei Kleinen ließ sich damals wenig sagen. Sie waren die Bilder ihrer Geschwister, doch, mit eigenthümlichen Zügen.

Ludewig hatte Ähnlichkeit mit Augusten; Hannchen wurde von Allen die Weise genannt, und Wilhelm hieß Alexander der Große. Das mag fürs erste ihren Charakter bezeichnen.

So lebten wir. Im Sommer wichen die Musen den Arbeiten im Garten und im Felde; aber doch saßen wir manche Stunde, Alle mit Arbeiten beschäftiget, unter einer Laube von türkischen Bohnen, und einer von uns las ein Stück aus dem Livius vor, oder aus Hume, oder aus dem Virgil, den mein Karl in Klopstocks Styl zu übersetzen versucht hatte. Ich ließ meine Kinder in dem glücklichen Traume, daß sie recht viele Kenntnisse hätten, ob ich gleich sehr wohl wußte, wie viel ihnen fehlte, und daß die helle Sonne der Litteratur über Deutschland strahlte, ohne daß sie nur einen Schimmer davon sahen.

Lieber Gott! sagte meine Frau; laß sie doch! Was fehlt ihnen denn?

Was ihnen fehlt, liebste Frau? Sehr viel! Wenn ich nur den letzten Meßkatalogus durchblättre; wenn ich sehe, daß Hunderte von Büchern den Titel haben: „für Kinder! Zur Bildung des Geschmacks und des Herzens in der Jugend!" Es geht mir nahe, liebe Frau, daß wir nicht reicher sind. Sieh, unsere besten Köpfe schreiben jetzt für Kinder. Eine Naturgeschichte jagt die andere. Plinius

und Aristoteles! — was ist seit zwei Jahrtausenden nicht entdeckt, gedacht, und geschrieben! Die beiden Alten sind voller Fabeln. Ferner Botanik und Mineralogie!"

Lieber Mann, wir thun, was uns möglich ist; und wenn sie die Thiere nicht kennen, und die Pflanzen, die in Amerika wachsen, und die Edelsteine, von denen sie nie einen haben werden, so kennen sie doch den Menschen, und ihre Pflichten.

Physiologie, liebe Frau! das heißt: die Lehre von der Beschaffenheit unseres Körpers, der Knochen, der Eingeweide, der Muskeln, der . . ." —

Sie kennen das Herz, lieber Mann; und, was noch mehr ist, sie haben Herzen, menschliche, einfache, gütige Herzen. Sorge du nur nicht!

„Sie kennen das Herz? Ei nun ja, Menschenkenntniß! Du weißt, liebes Gustchen, ich verstehe mich ein wenig darauf. Aber man ist heut zu Tage weiter gekommen. Seitdem wir aus der Welt sind, haben sich die Sitten, die Gebräuche verändert. Das Herz werden sie wohl kennen lernen, aber die Welt nicht. Sieh, da giebt es jetzt psychologische Romane, Geschichten zur nähern Kenntniß der Welt, geheime Geschichten des menschlichen Herzens, und dergleichen. Wer weiß, Liebe, wie es unsern Mädchen einmal geht, wohin das Schicksal sie verschlägt, und ob nicht ein

solches Buch vielleicht der Engel, der Schutzgeist ihrer Unschuld, ihrer Tugend werden könnte. Laß noch einige Jahre hinlaufen, und sie haben alle meine Bücher durchgelesen. Was dann?"

Nun, für diesen Fall, sagte meine Frau, ist ja unser kleiner Schatz von Medaillen und seltenen Dukaten da. Geh in die Stadt, lieber Mann, und kaufe, wenn es so noth thut. — Jetzt hatte ich meine Frau, wo ich sie haben wollte.

Die Erwartung.

Am Abend, als meine Kinder versammlet waren, sagte ich ihnen, was sie noch nicht wußten: daß es außer den Büchern, die sie kannten, noch tausend unbeschreiblich angenehme, unterhaltende gäbe, und daß wir, ich und die Mutter, Willens wären, den Nothpfennig, den wir bisher für eine Zeit des Unglücks gespart hätten, zu ihrem Vergnügen anzuwenden. Bei dieser Erklärung leuchtete die Freude aus Aller Augen. Wir holten den Schatz hervor, und taxirten ihn, nach einem ungefähren Überschlage, auf einige und funfzig Thaler. „Wenn wir dies Geld gut anwenden," sagte ich, („und

ich hoffe es zu thun): so wird es auf mehrere Jahre zu unserm Nutzen und Vergnügen hinreichen. Ich werde nur das Allerbeste kaufen. Wir halten die Bücher so reinlich als möglich; und haben wir das Kostbarste, das Gold, aus diesen Gruben gehoben, so verkaufen wir sie wieder, vielleicht um zwei Drittel des Preises. Auf diese Art werden wir uns, denk' ich, einige Jahre lang hinlesen, ehe wir an den letzten Dukaten kommen."

Ich fragte nun meine Kinder, aus welchen Fächern der Litteratur sie am liebsten etwas zu besitzen wünschten, und las ihnen zu dem Behuf die Titel mehrerer Bücher aus Meßkatalogen vor. Auguste rief bei jedem drolligen Titel: o, das! bei jedem Lustspiele: o, das! — Karl wollte jedes Heldengedicht, und Elisabeth jedes Trauerspiel haben. Als ich ihnen nun aber, um ihrer Kenntniß von Büchern einigermaßen eine bessere Richtung zu geben, auch ein Paar Recensionen vorlas, bald aus diesem, bald aus jenem Fache: da waren die meisten Stimmen für Romane und Gedichte. Ich setzte denn noch einige Bücher über die Naturgeschichte, die Geographie und die Anthropologie hinzu.

Aller Erwartung von der neuen Deutschen Litteratur wurde den Abend aufs höchste gespannt. Die Mädchen erboten sich, täglich ein Paar Stunden länger zu spinnen, um den Schatz zu vergrößern; und am folgenden

Tage reiste ich, von den Segenswünschen meiner ganzen Familie begleitet, nach der Stadt, die ich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte.

Ich war in einer nicht geringen Verlegenheit, was mich bei meinem Einkaufe leiten sollte. Zwar kannte ich einige berühmte Namen; ich wußte aber sehr wohl, daß nicht jeder berühmte Name auch berühmt zu seyn verdient. Unterweges überdachte ich daher meinen Plan sehr genau; leider hatte ich indeß nur sehr unzusammenhangende Bruchstücke zu überlegen. Ich wußte keinen Menschen, den ich um Rath fragen konnte; und doch kam mir nicht wenig darauf an, mein Geld so gut als möglich anzuwenden. Mit solchen unauflösbaren Zweifeln erreichte ich die Stadt, und ging sogleich in die berühmteste Buchhandlung. Da war ich nun, seit vielen Jahren zum ersten Male wieder, mitten unter den ehrwürdigen Schätzen des Deutschen Fleißes, und sah an den Paketen die Namen berühmter Schriftsteller, aber — den meinigen noch immer nicht! Ich wurde von einem geheimen Schauder ergriffen, als ich vor dem Buchstaben B stand und mir so recht lebendig dachte, wie mir seyn würde, wenn ich auch den Namen Bebenroth sähe, und mit welcher Ehrerbietung mich der Ladendiener, der mich jetzt nur nachlässig von der Seite anblickte, betrachten würde, wenn ich ihm sagen könnte: dieser Bebenroth bin ich!

Es waren mehrere Käufer in dem Laden. Ich wartete, bis sie weggingen, ehe ich mein Gewerbe damit einleitete, daß ich nach Gesangbüchern fragte. Jetzt eben trat ein dicker Mann, der Herr selbst, aus einer Seitenthür in den Laden. Willkommen, Herr Pastor, sagte der Mann sehr freundlich und treuherzig, und schüttelte mir die Hand. willkommen hier in Ihrem Hause! — „In meinem Hause!" fragte ich. — Ja, in Ihrem Hause, in Ihrem Eigenthum. Das ist der Laden hier in mehr als Einem Betracht. Die ersten Schriftsteller in neueren Zeiten waren Theologen; die Schriftstellerei, der Buchhandel, ging von der Theologie aus, und zwei Drittheile des ganzen Buchhandels sind noch immer theologische Sachen. Auch rekrutiren sich die übrigen Wischenschaften fast alle aus den Theologen; die meisten Philologen, Philosophen, Historiker, Geographen, Mathematiker, Belletristen sind vorher Theologen gewesen, haben gepredigt, u. s. w. Juristen und Mediciner lassen sich selten auf andre Wissenschaften ein. Also willkommen hier in Ihrem Hause, lieber Herr Pastor. — Er schüttelte mir noch einmal die Hand, und fragte nun, wie ich hieße, und wo ich Prediger wäre. Als ich mich und den Namen meines Dorfes nannte, schien er zu stutzen, und ich bemerkte etwas Besonderes an ihm. Er zog mich unter herzlichen

Händedrücken in ein Seitenzimmer, und bat mich, mit ihm zu frühstücken.

Das treuherzige Wesen des Mannes machte auf einmal allen meinen Zweifeln ein Ende. Ich zog meinen kleinen Schatz hervor, zählte ihn auf den Tisch, und sagte: „bei Ihnen bin ich gerade an den rechten Mann gekommen. Sie sollen mir sagen, wie ich das Geld hier recht vortheilhaft anlegen kann, an Bücher nehmlich.“ — Er besah das Geld, und sagte komisch: seltenes Geld, seltne Waare! Wollen Sie Orthodoxes, oder Heterodoxes? oder wollen Sie Mittelgut, das nicht kalt und nicht warum ist?

„Theologische Sachen gar nicht. Ich weiß mehr Theologie, als mir im Leben und Sterben nöthig ist. Die ganze Dogmatik habe ich auf meinem Dorf noch nicht Einmal brauchen können.“

Nun, was wollen Sie denn sonst, lieber Herr Pastor? Recht haben Sie freilich: die Theologie liegt in einer Krisis; die Philosophie ist aber ganz und gar entschlummert, und spricht immer nur im Schlafe. Man ist es müde, das nachzusagen, was Leibnitz, Wolf und Baumgarten vorgesagt haben. Nun, noch einmal: was wollen Sie?

„Drei bis vier der ausgesuchtesten Romane, die den Geschmack bilden und Menschenkenntniß geben. Auch Naturgeschichte, und ein Paar Bände guter Verse. Mit Einem

Worte: so etwas von dem, was meinen Kindern fehlt, die bis jetzt in der Stille des Landlebens, in der Unschuld ihrer Herzen, und in dem Kreise der häuslichen Liebe erzogen sind. — Dies war ein Nothpfennig," setzte ich hinzu; „aber kann ich ihn besser anwenden, als für die Bildung und das Glück meiner Kinder?"

Hm! sagte der Mann viermal hinter einander langsam, und zog die Stirn kraus. — Es sind Mädchen? fragte er dann nachdenkend.

„Drei Knaben und drei Mädchen. Ich und meine Frau, wir haben für die Kinder gethan, was in unsern Kräften stand. Jetzt fehlt ihnen aber Bildung, Politur. Sie sind noch um ein halbes Jahrhundert zurück, und meine Bibliothek wissen sie schon auswendig."

Hm! hm! hm! hm! wieder viermal langsam hinter einander. Was enthält denn Ihre Bibliothek?

Ich nannte ihm, was wir gelesen hatten. Er zog die Stirn noch krauser, und ich schämte mich nicht wenig; daß ich hier so elend bestand.

Das Alles, fragte er, haben Ihre Kinder ohne Unterschied gelesen? die ganzen Bücher?

„Nun, wohl hundert und mehr Stellen habe ich freilich nicht mit ihnen lesen können, weil . . . weil . . . O, Sie glauben nicht, wie unschuldig meine Kinder sind! Wäre es

nach meiner Frau gegangen, sie hätten noch gelesen.

Stecken Sie Ihren Nothpfennig wieder ein, lieber Herr Pastor, und seyn Sie diesen Mittag mein Gast. In einigen Tagen reise ich nach B**; dann besuche ich Sie. Wir werden ja sehen, was zu thun ist. Jetzt kommen Sie mit mir hinauf; ich will Ihnen ein Paar Bücher leihen, die Sie bis dahin Ihren Kindern vorlesen können, und die — das glauben Sie mir auf mein Wort! — hinreissend schön sind. Sie enthalten so erstaunlich viele Menschenkenntniß, ein so treues Gemählde des Herzens, daß . . . daß . . Sie werden selbst sehen. Doch, ein Paar Stellen, die Ihre Frau Ihnen rathen würde zu überschlagen, kommen auch darin vor. Also dächte ich, Sie läsen die Bücher erst vor sich allein.

Er führte mich die Treppe hinauf, öffnete eine Flügelthür, und ich trat in ein schön möblirtes Zimmer, worin eine Dame und vier junge Frauenzimmer saßen. Meine Schwester und ihre vier Töchter, sagte er zu mir. Er nahm der jüngsten ein Buch aus der Hand, sah den Titel an, steckte es ein, und sagte: du kannst es dir, wenn du es heute brauchen willst, aus meiner Bibliothek holen. Dann nahm er aus einem Glasschranke noch vier prächtig gebundene Bücher, und legte sie auf eine Toilette.

Die Mädchen sahen mich von oben bis unten an, und mit so dreisten Blicken, daß ich darüber ein wenig blöde wurde. Nachdem mein Buchhändler noch einige Worte über mich gesagt hatte, worin er mich als seinen guten Freund, und — mit einem komischen Lächeln, das nur ich verstand — als eine Stütze des Buchhandels und der Litteratur ankündigte, nahm er mich in ein Fenster, und plauderte mit mir über Theologie und die alten Klassiker. Er selbst war Theologe gewesen, und in mancherlei Wissenschaften sehr gut bewandert.

Nach und nach sammelte sich eine kleine Gesellschaft, und das Gespräch wurde bald allgemein; ich konnte aber gar keinen Theil daran nehmen, da es weiter nichts betraf, als die neueste Litteratur, die bildenden Künste, die Musik und das Theater. Über die vier Mädchen erstaunte ich. Ihr Oheim wies mir Zeichnungen, die sie gemacht hatten; auch spielten und sangen sie sehr fertig, aber in einer ganz andern Manier, als meine Frau und meine Kinder. Es war mir, als wollte mein Wirth mir sagen: das ist die Bildung, die du für deine Kinder verlangst. Glaubte er das, so that er mir Unrecht; ich wußte sehr wohl, daß meine Kinder diesen hohen Grad von Eleganz, diese Leichtigkeit und Feinheit des Benehmens, diese Sicherheit des Geschmacks, und diese Bestimmtheit der Urtheile über alle Ge-

genstände der Künste und Wissenschaften, nie erreichen konnten.

Am Tische flog eine angenehme Unterhaltung mit witzigen Einfällen und lustigen Anekdoten rings umher. Ich citirte, um doch nicht ganz stumm zu seyn, ein Paar Verse aus Gellert, die gerade in das Gespräch paßten; man sah mich aber lächelnd an, und kümmerte sich nicht um Gellert. Mein Wirth, der neben mir saß, zog mich schnell in ein Gespräch, und machte ein finsteres Gesicht; das galt aber nicht mir: er wollte nur etwas verbergen, und ich fürchtete ein spöttisches Lächeln der Gesellschaft.

Nach Tische gab er mir die Bücher, und sagte dabei ausdrücklich, sie gehörten seinen Nichten. Als er mich dann die Treppe hinunter begleitete, wiederholte er noch einmal sein Versprechen, mich zu besuchen. Da er wußte, daß ich mit meinen Kindern Englisch las, so gab er mir eine in dieser Sprache mit philosophischem Geiste geschriebene Naturgeschichte aus seiner Bibliothek mit, und sagte dabei: das können sie sogleich lesen.

Meine Familie kam mir eine Stunde weit entgegen, und in allen Gesichtern war die gespannteste Erwartung. Ich erzählte meine kleine Begebenheit, und kündigte den Besuch meines Buchhändlers an. Wie ich mich in Absicht der Bücher, die ich mitbrachte, benehmen sollte, wußte ich noch nicht; denn ein Paar

Blicke, die ich unterweges hinein gethan hatte, waren hinlänglich gewesen, mich zu überzeugen, daß mein verständiger Buchhändler Recht hatte. Ich vertröstete meine Kinder bis auf unsre Ankunft zu Hause; und hier gab ich ihnen fürs erste die Englische Naturgeschichte mit schönen Kupfern zum Ansehen.

Und die andern? rief alles. — „Sollen folgen, wenn wir mit diesem zu Ende sind.“ Wir lasen noch den Abend. Die ganz neuen Vorstellungen, welche das Buch bei den Kindern, so wie bei mir selbst, erregte, befriedigte ihre Neugierde; und der alte Plinius erhielt noch heute ein allgemeines Verdammungsurtheil. Aber je mehr das neue Buch Aller Erwartung befriedigte, desto größer wurde nun auch die Neugierde auf die andern, die ich mitgebracht hatte. Sie verlangten, ich sollte ihnen nur die Titel zeigen; ich schlug ihnen das aber mit ernst ab.

Als sie zu Bett gegangen waren, holte ich einen Band hervor, und sah auf dem Titel den Namen eines großen Schriftstellers. Mit Erwartung schlug ich das Buch auf, und las meiner Frau mit gedämpfter Stimme daraus vor, weil die Kinder noch wachten. Mein Buchhändler hatte sehr richtig geurtheilt: die Sprache war Gesang; wir wurden in eine ganz neue Welt versetzt, und das Intresse vermehrte sich mit jedem Blatte. Jetzt fühlte ich, warum man lächelte, als ich Gellert citirte.

Welch eine Geschmeidigkeit der Sprache, wie volltönend, wie gedrängt, wie klar, wie lebendig! und dagegen nun die schlaffe Weitläuftigkeit der älteren Schriftsteller! Wie liebenswürdig, wie hinreißend war die Unschuld, die Tugend gezeichnet! und bei der rührenden Schilderung einer Unglücklichen konnte ich vor Thränen nicht mehr fortlesen. Aber mein Buchhändler hatte wieder Recht. Die Liebe wurde in dem Buche mit glühenden Farben gezeichnet; der unendliche Reichthum der Dichtkunst war gebraucht, — nicht die Liebe des Helden zu mahlen, sondern in dem Herzen des Lesers die heftige Gluth der Leidenschaft anzufachen.

Ich schüttelte bedenklich den Kopf. „O," sagte ich endlich, als meine Frau noch immer horchend da saß, ohne die Gefahr zu ahnen, welche diese Stellen für die heißen Herzen unsrer Kinder haben konnten: „o, wie zerstörend müßte diese Flamme in den Herzen unsrer Kinder werden!" Zu meinem großen Erstaunen fand meine Frau das nicht so. Zerstörend? sagte sie, mit hellen, unschuldigen Augen. Warum denn, lieber Mann? warum denn? O sieh, ich konnte es dir nicht so sagen, als ich deine Braut war, und in den ersten Jahren unsrer Ehe; aber gefühlt hab' ich es wohl. Es ist, als hätte der große Mann mein Herz in seiner Hand gehabt. Sollte ich dich denn weniger lieben? Warum dürften das unsre Kinder nicht wissen? warum nicht lesen? Ich

habe dich ja so geliebt, und beinahe liebe ich dich noch jetzt so.

Die unschuldige Seele! Ich umarmte sie zärtlich. Ach, sie hatte nie einen andern Mann geliebt, als mich; ihre heiße Liebe war ihre Tugend gewesen, nichts weiter. Mir fiel das schöne Julchen ein, und ich fing an, meiner Frau die Zweifel, die mich beunruhigten. zu eröffnen. Sie begriff mich nicht; denn sie hielt es für unmöglich, daß jemand einen andern Menschen als seinen Gatten oder seine Gattin lieben könnte, und sie hielt jedes Herz für unschuldig, weil nie ein strafbarer Gedanke in ihre Seele gekommen war. Ich erinnerte sie an den Amtmann Schenk, der sie geliebt hatte. Sie erklärte aber dessen Empfindung für Wollust, für Liederlichkeit; und die hatten in ihrer Vorstellung nichts mit der Liebe zu schaffen.

Ich mußte endlich schweigen, und las weiter. Es kam eine Scene der Untreue, der höchsten und glühendsten Liebe. Sie erstaunte, als der Dichter diese Schwäche des Herzens vertheidigte, bat mich aufzuhören, und erklärte geradezu, der Dichter kenne das menschliche Herz nicht. Jetzt waren wir, obgleich aus verschiedenen Gründen, Beide mit einander eins, daß dieses Buch keine Lektüre für unsre Kinder seyn könnte: ich, weil die Liebe, diese süße Leidenschaft, mit zu glühenden Farben darin gemahlt war; sie, weil der Dichter et-

was

was ganz anderes als die Liebe, nichts als das strafbarste Vergehen, geschildert hatte.

Vielleicht sind die andern desto besser, sagte sie; und wir nahmen an den nächsten Tagen die übrigen vor. — „Weiß man denn,“ sagte ich zuletzt recht traurig, „nichts anderes zu schreiben, als von dieser fürchterlichen Leidenschaft?“ Meine Frau erwiederte: lieber Mann, fürchterlich nennst du sie? Ist sie denn nicht das Glück des Lebens? Beinahe möchte ich sagen: du redetest einmal wunderlich. Das möchten sie immerhin lesen: denn sie sehen ja, wie zärtlich wir uns lieben; wir zeigen es ihnen ja unverholen, wir sagen es ihnen ja ausdrücklich. Da wäre ja unser Beispiel tausendmal schlimmer, als ein solches Buch. Und meinst du denn, das Herz hätte erst Bücher nöthig, um zu fühlen? Ich liebte dich, ohne je ein solches Buch in der Hand gehabt zu haben; und hier steht am Ende nicht einmal alles, was ich fühlte. Aber der liebe Gott soll mich bewahren, je meine Kinder lesen zu lassen, daß es nichts als Schwäche des Herzens, verzeihliche Schwäche sey, wenn man einen großen Fehltritt begeht!

Wir waren mit einander einig. Die Bücher wurden verschlossen, und wir studierten die Naturgeschichte.

Endlich kam mein Buchhändler. Wir Alle erwarteten von ihm einen Theil unseres Ver-

gnügens; man kann sich also leicht denken, mit welcher Freude er empfangen wurde. Er zog mich in eine Ecke, und fragte: nun? haben Sie die Bücher gelesen? Ich zuckte die Achseln, und sagte ihm: „sie enthalten freilich die geheimste Geschichte des menschlichen Herzens; meine Kinder sind aber zu unschuldig, um sie ohne Gefahr wissen zu können. Wir haben die Bücher zurückgelegt." Ich erzählte ihm den Streit mit meiner Frau, und sagte ihm auch, wie sie zu ihren seltsamen Begriffen gekommen wäre. Er warf zärtliche Blicke auf sie, und setzte sich dann zwischen meine Kinder.

Anfangs waren sie unbeschreiblich blöde; doch durch sein Plaudern gewann er ihre Herzen bald. Jetzt umgaben sie ihn mit kindlichem, gutmüthigem Vertrauen, und alle redeten, jedes nach seinem Charakter, auf ihn ein. Auguste neckte die sanfte Elisabeth mit ihrem Ernst; Karl blitzte zuweilen mit einem Sittenspruche der Alten dazwischen. Ich wußte nicht, was meinem Buchhändler ankam: er wurde von Minute zu Minute wortarmer, obgleich freundlicher; dann umfaßte er meine Kinder, eins nach dem andern, und drückte sie an seine Brust.

Das Gespräch wechselte unaufhörlich, und sie plauderten mit der größten Arglosigkeit, was sie dachten. Elisabeth mußte auf dem Klaviere phantasiren. Ich wunderte mich, daß

mein Fremder so aufmerksam zuhörte; denn das Instrument in seinem Hause klang ganz anders: wie das schönste Glockenspiel. Er stellte eine ordentliche Prüfung mit meinen Kindern an; dann ging er mit mir und meiner Frau in den Garten, während die Mädchen Küche und Tisch besorgten. Sobald wir in einer Laube allein waren, umfaßte er mich und meine Frau zugleich, und hatte Thränen in den Augen, ohne ein Wort zu sagen.

„Was ist Ihnen?” fragte ich ein wenig bestürzt.

Sie sind ein glücklicher Vater, sagte er stockend. Sehen Sie, was mich an Sie zog, lieber Pastor, war die herzliche Liebe, mit der Sie von Ihrer Familie sprachen, als Sie mich neulich besuchten. Sie wissen wohl nicht, daß ich Sie schon länger kenne, und . . . daß Sie mein Wohlthäter sind! Sie glauben wohl nicht, daß, als Sie den Nothpfennig hervorzogen, den ich schon kannte, mein Herz in Thränen schwamm, und daß ich in dem Augenblicke beschloß, Sie zu meinem Freunde zu machen. Doch jetzt will ich erst . . . — Er ließ seinen Wagen, der im Gasthofe hielt, auf unsern Hof kommen, und packte, nebst einigen Flaschen Wein, eine Menge Bücher aus, die er unter meine Kinder vertheilte. Jetzt, sagte er, da ich Ihren Geschmack kenne . . . — „Wir haben keinen!” unterbrach ich ihn. —

Er lächelte, und sagte mir sehr viel Verbindliches über meine Erziehung, über die Kenntnisse meiner Kinder, über ihren reinen Schönheitssinn, und ihre unschuldigen Herzen.

Ohne viel auf sein Lob zu achten, murmelte ich mehr als Einmal: „ich Ihr Wohlthäter?" Das lag mir gar zu sehr am Herzen; denn ich konnte mich nicht erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Er mußte endlich meine Neugierde befriedigen. Sehen Sie, sagte er, lieber ehrwürdiger Mann; ungefähr vor sechs Monaten (es war im Spätherbst) kam ich mit einem meiner vertrautesten Freunde hier durch. In der Hohlgasse unten im Dorfe brach mein Wagen. Wir gingen in den Krug, und fanden ihn voll Menschen, voll übler Luft, und erstickend heiß. Auch eine Bettlerin mit einem Knaben saß zwischen den Bauern. (Sie werden bald hören, warum ich das bemerke.) Als der Schade an meinem Wagen besehen war, erklärte mir der Schmid, wir müßten bis den folgenden Mittag verziehen. Ich hatte nicht Lust, die Nacht in diesem Fegfeuer auszuhalten, und fragte einen Bauer: ist euer Pastor gastfrei? (Es war meine Absicht, mir ein Nachtlager bei Ihnen auszubitten.) Der Bauer lächelte, und fing nun Ihr Lob an, in das alle Anwesende mit einstimmten. Man rühmte — was so selten ist — Ihre Uneigennützigkeit, erzählte uns, daß Sie mit ihrer Familie ganz einsam lebten, und

machte, so gut Bauern das können, eine Beschreibung von Ihren liebenswürdigen Kindern; aber dabei sagte jeder, Sie wären arm. Nun trat auch der Schulmeister herein, und vollendete die Schilderung von Ihnen. Kurz, ich und mein Freund wir wurden Beide höchst neugierig, Sie kennen zu lernen. Indeß sahen wir wohl ein, daß wir Sie durch unsern Besuch und unsere Bitte, eben weil Sie so gutherzig sind, in Verlegenheit bringen müßten. Um das bei einem so braven Manne nicht zu thun, ertrugen wir lieber alles Ungemach. Ich fragte nur nach Ihrem Namen, und man nannte ihn mir. Jetzt aber wurde die Frauensperson aufmerksam; sie erkundigte sich, woher Sie wären, und so weiter. Dann ging sie hinaus, und ich hörte sie nach der Pfarre fragen. Sie ging den Weg, den man ihr bezeichnete. Als sie zurück kam, zählte sie eine Handvoll Geld, und forderte sich Essen, da sie vorher sehr demüthig um ein freies Nachtlager gebeten hatte. Ich war überzeugt, daß sie das Geld von Ihnen bekommen hätte, und machte meinen Freund aufmerksam. Nach einer halben Stunde kam eine Magd mit einem Paket Kleider, die Sie der Bettlerin schickten. Ich schüttelte den Kopf; Ihre Armuth wurde mir zweifelhaft, weil die Kleidungsstücke noch sehr brauchbar waren, und besonders, weil bei diesem Pack wieder eine kleine Summe Geld in einem Papiere lag. So viel giebt kein Armer!

dachte ich, und examinirte nun die Bauern sehr genau über Ihre Einkünfte. Da sah ich denn freilich, daß Sie nicht viel übrig haben konnten.

„Ich erinnere mich sehr wohl," fiel ich ein; „die Bettlerin war aber eine alte Bekannte von mir: eine Mamsell Goldmann, die mich einmal entsetzlich angeführt hat." — Ich erzählte ihm die Begebenheit, und er hörte mir lächelnd zu.

Als ich fertig war, fragte er: erinnern Sie sich nun auch wohl eines Mannes, der gegen Mittag zu Ihnen kam und — bettelte?

„Recht sehr genau," erwiederte ich. „Er war gut gekleidet, besser als ich. Sein rundes Gesicht glühete von Gesundheit. Ich hatte nie einen solchen Bettler gesehen."

Ganz recht! Es war mein Freund, ein Romanendichter, ein braver, ehrlicher Mann, den die Lust, Sie und Ihre Familie in einem Romane darzustellen, die ganze Nacht nicht schlafen ließ. Ich verlege alle seine Schriften, und feuerte ihn noch mehr an. Wir machten hundert Plane, Sie zu sehen. Auf die gewöhnliche Weise wollte mein Freund Sie nicht besuchen: denn, sagte er, ich muß ihn sogleich in einer rührenden Situation haben. Nach hundert und abermal hundert Anschlägen beschloß er endlich, bei Ihnen zu betteln. Er zog seinen Regenrock an, ging zu Ihnen, und kam nach einer Stunde mit nassen Augen wieder. Sie hatten ihm diesen Dukaten gegeben,

weil Sie kein anderes Geld mehr besaßen. (Er zog einen Dukaten hervor, und zeigte ihn mir.)

„Und hat er mich wirklich in ein Buch gebracht?" fragte ich eifrig.

Er ist jetzt dabei, und ich hoffe, es soll Ihnen gefallen. — Wir fuhren Beide gerührt nach Hause. Mein Freund arbeitete an seinem Roman, und ich sann auf Mittel, den Dukaten wieder in Ihre Hände zu bringen. Aber, wie die reichen Leute nun sind, lieber Freund — es kamen Geschäfte, Schnupfen, Ärger, Verdruß und Plane dazwischen. Ich vergaß Sie, bis Sie mir in meiner Handlung Ihren Namen nannten, und Ihren Schatz hervorzogen. — Der liebe Mann drückte mir die Hand, und hatte Thränen in den Augen.

Der Bettler.

Der Leser wird so gütig seyn, sich der Unterredung zu erinnern, die ich mit meiner Frau an dem Morgen hielt, da wir ganz ohne Geld waren, da wir alles der Goldmann gegeben hatten; ferner der Bemerkungen über die Armuth, welche ich bei dieser Gelegenheit machte. Etwa eine Stunde nachher kam der Romanen=

schreiber, der Freund meines Buchhändlers, über den Hof, klopfte an, und trat in das Zimmer, wo ich mit meiner Familie plauderte. Jetzt war es mit meinem Stolze auf einmal vorbei; ein Blick von meiner Frau gab mir aber wieder Muth, und ich beschloß, im Nothfalle dem Fremden zu gestehen, daß ich keinen Groschen Geld im Hause hätte. Er warf freundliche Blicke auf mich und meine Familie; dann hob er an, und gleich die ersten Worte verriethen mir, daß er betteln wollte. Ich hatte kein Geld, und der Mensch war besser gekleidet als ich: diese beiden Umstände machten mich so hart, wie einen Kieselstein. „Mein Herr," unterbrach ich ihn; „so gekleidet, wie Sie, würde ich mich scheuen, einen Mann anzusprechen, der wenigstens nicht reich ist. Ich kann Ihnen nichts geben; gewiß, ich werde Ihnen nichts geben!"

So gekleidet, wie ich? fiel der Bettler ein, ohne sich, wie es schien, beleidigt zu finden. Eben diese Kleidung giebt mir ein Recht mehr, nicht allein auf Ihre Wohlthätigkeit, sondern auch auf Ihre Schonung. Es ist schwer, sehr schwer, in solcher Kleidung zu sagen: ich bin ein Bettler!

Eben dasselbe hatte ich erst vor einer halben Stunde gesagt und aufgeschrieben; aber daran dachte ich jetzt nicht: die Worte des Mannes fielen wie ein warmer Regen auf mein Herz, und lösten die Eisrinde in einem Momen-

te auf. Meine Frau hatte so verdrießlich ausgesehen, wie ich; aber diese Worte machten ihre Miene sanft, und gossen in ihr Gesicht eine Schamröthe über ihre und meine Härte. Setzen Sie Sich doch! sagte sie mit bebender Stimme zu dem Fremden. Ich sann in diesem Augenblicke auf ein Mittel, meine Härte wieder gut zu machen; sie fand es auf der Stelle in einer Kleinigkeit: darin, daß sie ihm den besten Stuhl im Zimmer anbot. Aber Geld hatte ich doch nun einmal nicht, und ich wußte mir durchaus nicht zu helfen.

Eben diese Kleidung, fing der Fremde wieder an, ist ein Beweis, wie sehr unglücklich ich bin, Herr Prediger. Ich habe bessere Tage gehabt! Es ist das schwerste aller Opfer, sich der Verachtung so hinzugeben: denn auf den Armen wirft jeder, selbst das Kind, den Blick der Verachtung. (Das sagte der Mann mit bebender Stimme.) Auguste und die jüngern wendeten sogleich ihre Blicke ängstlich von ihm ab, und errötheten; Elisabeth aber, die in einen Winkel getreten war, um ihre Thränen über meine ersten harten Worte zu verbergen, wendete sich jetzt schluchzend zu dem Fremden um. Sie schien zu fühlen, daß sie ihm etwas Besseres zeigen könne, als Verachtung: Augen voll mitleidiger Thränen.

„Meine Härte," sagte ich, „giebt Ihnen Recht zu dieser Bemerkung." (Ich sprach sehr kleinlaut, weil ich mich nicht wenig schämte.)

„Ach,“ setzte ich hinzu; „glauben Sie mir, es war nicht sowohl Härte als Nothwendigkeit. Ich bin wenigstens jetzt eben so arm, wie Sie selbst. Nicht einen Groschen habe ich im Hause.“ Meine Frau fiel versichernd ein: das Letzte, was wir hatten, Alles, gaben wir gestern einer Unglücklichen.

Der Fremde stand auf, und trocknete sich die Augen. Es geth mir nahe, sagte er sanft und gerührt, daß ich Ihnen heute die unangenehme Empfindung machen muß, mich ohne Hülfe . . . — Meine Frau bat ihn mit Thränen, und wahrhaft demüthig, zum Frühstück. Als er sich zu besinnen schien, liefen alle meine Kinder hinaus, und jedes brachte etwas, das zum Frühstücke gehörte, in das Zimmer.

O! o! rief der Fremde einmal über das andere, äußerst gerührt, als er die frohe Geschäftigkeit meiner Kinder sah. Ich habe keine Zeit, sagte er weinend; aber ich gehe mit einem vollen, einem frohen Herzen, Ihr guten wohlthätigen Seelen.

Jetzt sprang meine Frau schluchzend vor den Schrank, worin unser Schatz lag; und ich hielt den Fremden, der schon an der Thür stand. Meine Kinder erhoben ein Freudengeschrei; denn sie wußten, so gut wie ich, was meine Frau thun wollte. O, nehmen Sie! sagten wir, als meine Frau ihm einen seltenen Dukaten in die Hand drückte. Nein! nein! rief er; indem er mich und meine Kinder laut

schluchzend umarmte. O, sagte Elisabeth, und faßte seine Hand: nehmen Sie! lassen Sie uns nicht so trostlos stehen! Jetzt nahm er das Goldstück; dann rannte er willd zum Hause hinaus, und ließ uns alle mit Herzen voll schöner Empfindungen zurück.

Ich will den Leser nicht mit den Anmerkungen aufhalten, die ich, als der Fremde weg war, über die Wohlthätigkeit machte. Elisabeth unterbrach auf einmal meine Reflexionen dadurch, daß sie mit ausgebreiteten Armen aus ihrem Winkel hervortrat, und mit entzückten Blicken, mit hell tönender Stimme sagte: o, wie selig muß Gott seyn!

Meine Kinder treten in die Welt.

Der Buchhändler, den ich bei seinem Vornamen Friedrich nennen will, weil ihn seine Schwester und seine Nichten so nannten, und weil auch wir ihn auf sein Verlangen so nennen mußten, brachte den Tag mit Vergnügen unter uns zu. Gegen Abend nahm er mich und meine Frau allein, und sagte ernst: hört, Kinderchen! die Romane, die ich euch geliehen habe, gebt mir nur wieder. Lieber Pastor, Sie haben ein Meisterstück von Erzie-

hung geliefert. Ich bin erzückt über die Unschuld, und die reine Empfindung ihrer Kinder. Ob sie Ihnen nicht ein Paar Romane spielen werden, ist freilich ungewiß. Ihre Mädchen sind schön, und Ihre Elisabeth hat ein Herz, das in Liebe getaucht ist; also werden sich die Romane wohl finden, dafür stehe ich Ihnen. Aber lesen sollen sie keinen, auch nicht den besten. Was für sie darin zu lernen seyn möchte, wird ihr Herz sie ohnehin früh genug lehren; und alles, was andre Kinder dadurch bekommen könnten, Liebe zum Guten, zum Schönen, zur Tugend, das brauchen die Ihrigen nicht. Also nichts davon. Ich wollte, mein Freund wäre hier, der Bettler, der Sie um den Dukaten brachte. Er sollte Sie, Ihre Frau und Ihre Kinder nun in einen andern Roman bringen der . . .

Uns? sagte meine Frau mit großen Augen. Lieber Gott! was wäre denn an uns, um nur eine Seite voll davon zu schreiben? Wer würde doch . . .?

„Liebes Gustchen," fiel ich mit Herz pochen ein; „das weißt du nicht, das verstehst du nicht. Wenn es wäre, ich fragte nichts, gar nichts darnach. Für Begebenheiten würde der Herr wohl sorgen, oder — das Schicksal," setzte ich zögernd hinzu.

Ich bitte Gott, sagte meine Frau, daß nie ein Mensch, selbst der große Mann nicht, dessen Romane wir gelesen haben, etwas von uns

zu schreiben wissen möge, und wäre es auch das Beste, das Schönste von der Welt. Sind wir gut, lieber Mann, so ist es schon hinlänglich, wenn Gott es weiß und unser Gewissen.

Liebe Frau, sagte Friedrich, da haben Sie etwas gesagt, das geradezu gedruckt werden könnte. Ich weiß wohl, das Publikum will Begebenheiten, Mord und Todtschlag; und Gott behüte sie vor allem, was Stoff zu einem solchen Buche gäbe! Aber wäre Ihr Leben beschrieben — so einfach der Roman auch seyn würde, Ihre Kinder sollten ihn dennoch nicht lesen, wenigstens nicht früher, als bis sie selbst schon Kinder hätten; das meine ich.

Ich schickte meine Frau unter einem Vorwande weg, und nun sagte ich dem Buchhändler, daß ich nicht übel Lust hätte, mich noch als Schriftsteller bekannt zu machen. In aller Geschwindigkeit nannte ich ihm ein Dutzend der intressantesten Titel, zu denen ich von Zeit zu Zeit Willens gewesen war, ein Buch zu schreiben. Er sagte lächelnd: Sie haben recht. Hat man den Titel des Buches gewählt, so ist wenigstens die Hauptsache da. Ich kenne Schriftsteller, die ein gutes Buch schreiben können; aber ihr Witz reicht nicht hin, einen Titel dafür zu finden, und wir Buchhändler müssen am Ende die Mühe übernehmen. Oft ist der Titel alles, was ein Buch verkauft. Übrigens, kann ich Ihnen sagen, ist ein Schriftsteller gerade nicht der glücklichste Mann. Hat er Ruf,

so fällt jeder über ihn her, der sich einbildet, daß Deutschland nur für ihn allein Augen und Ohren haben sollte, alle die jungen Schriftsteller, die in der ersten Hitze den Ruf noch für etwas Großes halten; hat er keinen Ruf, so fallen ihn die Recensenten an, so gut sein Buch auch seyn mag. Erregt er gar nichts, weder Neid noch Tadel, so kennt ihn niemand, und er hat vergebens geschrieben. Ist er wirklich groß, und kann er den Neid verachten, so geht es ihm, wie dem Reichen; der Pöbel schreiet: er habe seinen Reichthum zusammen gestohlen; und schreit erst Einer dem großen Manne sein „Dieb! Dieb!" nach, so giebt es immer noch kläglichere Menschen, die es wiederholen. Sie haben nun zu wählen, lieber Freund. Es hilft Ihnen nichts; Sie müssen durch das Fegfeuer.

„Ich schreibe anonym."

Das leidet Meusel nicht; der flistert den Recensenten Ihren Namen ins Ohr, und die machen, was noch schlimmer ist, Anspielungen darauf. Von Ihnen würden sie z. B. sagen: Uns wundert nur, wie dieser Mann ohne Beben, ohne roth zu werden, etwas der Presse übergeben konnte! Das Beben und roth lassen sie groß drucken. Was wollten Sie machen? Sie müssen durch das Fegefeuer, es hilft Ihnen nichts.

Ich wurde sehr kleinlaut, doch ohne darum die Hoffnung aufzugeben, in der ich mich

so glücklich fühlte. Er mochte sagen, was er wollte: jetzt, da ich ihn kannte, glaubte ich meinem Ziele näher zu seyn, als jemals; indeß schwieg ich.

Ehe er wieder wegfuhr, lud er mich, meine Frau und die drei ältesten Kinder zu einem Besuche ein, und versprach uns, daß sein Wagen uns abholen sollte. Meine Frau wollte Anfangs nicht gern an diese Fahrt weil ihr noch immer die Vorstellung im Kopfe lag, daß man unser einfaches Leben in einem Romane schildern möchte. Unsre Kinder, sagte sie, passen nicht in die Welt; sie sind blöde, und auch nicht so gekleidet, daß sie sich könnten sehen lassen. Aber es half nichts. Unser Freund sagte: Sie müssen dahin passen lernen; sie müssen dreist werden. Kleider machen den Menschen nicht aus, und obendrein werde ich fast Niemanden zu Tische haben, als meine Familie. Wir mußten versprechen, ihn zu besuchen; und ich that es gern. Meine Frau schob nur den Tag etwas weiter hinaus, um, wie sie mir nachher sagte, einige Zubereitungen machen zu können. Die Kinder, welche mit dem Oheim Friedrich (so mußten sie ihn nennen) schon sehr vertraut waren, freuten sich außerordentlich auf die kleine Reise, und sagten ihm voraus, daß sie seinen Buchladen plündern würden. (Er hatte ihnen so viele Bücher versprochen, als sie selbst verlangten.) Sie hingen, als er in den Wagen stieg, an

seinen Armen, an seinem Halse, und riefen ihm mit lauter Freude nach: Adieu, Onkel Friedrich!

Die Vorbereitung.

Die Überschrift dieses Abschnittes wird den Leser befremden, da er schon weiß, wie wenig wir zum Vorbereiten hatten. Ich selbst wunderte mich, als meine Frau mir sagte: sie hätte nur darum einen Aufschub der kleinen Reise gewünscht, weil sie doch Zeit haben müßte, uns Alle ein wenig in Stand zu setzen, daß wir mit Ehren in dem Hause eines reichen Mannes erscheinen könnten. — „Eines reichen Mannes, wie dieser? Mutter, sind unsre Kinder nicht reinlich gekleidet? Es ist wahr, wenn ich an unsere Amtmannin denke, oder an die Schwester und Nichten unseres Freundes, so kann ich nicht sagen, daß unsere Mädchen recht in der Mode wären; aber daß die Welt unsere Moden nachahmen sollte, und wir nicht die ihrigen: davon bin ich überzeugt. Überdies, Mutter, sind es ja Kinder, denen alles gut steht. Elisabeth ist noch nicht sechzehn Jahr.

Nun

Nun ja! Aber Etwas muß doch seyn; man hat sonst über mich zu reden. Elisabeth ist ja auch größer als ich, und Auguste nicht viel kleiner, dabei aber voller, und schon recht ausgewachsen.

„Nun, Gustchen, so mach, was du willst. Es wird mir sogar lieb seyn, wenn ich die Mädchen einmal recht hübsch geputzt sehe."

Meine Frau saß bald in voller Geschäftigkeit. Ich und mein Karl wir waren freilich in einigen Stunden abgefertigt; dann aber ging es an den Putz der Mädchen und meiner Frau, mit dem es mehr zu sagen hatte. Alle Schränke im ganzen Hause wurden durchgesucht. Ich hatte vorher mit großer Zuversicht gesagt: Lieschen und Gustchen werden sich gar nicht darum bekümmern, was sie anziehen sollen, wenigstens Lieschen gewiß nicht. Das war aber ein starker Irrthum; denn als nun alle Kleider meiner Frau auf den Stühlen umherhingen, und zwei nesseltuchene Fenstergardinen dazu, welche diese Reise nach der Stadt — der Himmel mag wissen, in was für einer Form — mitmachen sollten; und als die Tische voll Band lagen, das sogar von dem weisen Hannchen (obgleich das Kind zu Hause bleiben sollte) bald so, bald anders vor der Brust und auf dem Kopfe probirt wurde: da schnatterten meine Frau, Elisabeth, und Auguste, alle drei so laut und mit einer sol=

chen Schnelligkeit gegen und durch einander, daß mir (ich las so eben mit meinen beiden ältesten Söhnen Hederichs Archäologie) Hören und Sehen verging. Das Seltsamste war, daß wir, ich und meine Söhne, (was ich Anfangs gar nicht bemerkte) gerade dasselbe Kapitel abhandelten. Ich examinirte sie eben über die Kleidung der Griechen. „Wie hieß das Unterkleid, Ludewig?" fragte ich ernsthaft. Χιτων, antwortete er. — „Wie war es beschaffen?" — Ohne Ärmel; es reichte bis an die Hälfte der Schienbeine.

Bis auf die Spitzen der Füsse! sagte Auguste dazwischen.

„Das läßt es wohl bleiben!" rief ich; „nur bis an die Waden, Jungfer."

Pfui! wie wollte das aussehen!

Sie redet von dem Kleide, das sie den Donnerstag anziehen will, sagte Karl.

„So? das geht uns nichts an. Was hat sie hier zwischen zu reden? . . . Das Kleid, Karl?" — Στολη; es ging bis auf die Füsse.

Auguste sah sich rasch um, und sagte: nun geht es wieder bis auf die Füsse. Ich möchte doch wissen, was du willst! Das müssen wir wohl besser verstehen!

„Ei, Jungfer Naseweis, was hat sie doch! — Darüber, Ludewig, trug man?" — Den Mantel, ἱματιον. — „Von welcher Farbe trugen ihn die Redner?" — Roth.

Ich dächte blau; roth wäre abgeschmackt! sagte meine Frau.

Das traf sich so seltsam, daß ich in der That nicht wußte, ob den Mädchen und meiner Frau auch der Kopf noch recht stände. „Roth!" sagte ich laut und sehr scharf. „Ihr da! sprecht doch von euren Siebensachen, und mischt euch nicht in unsere Lektion!"

Das thun wir ja. Aber ich muß doch wohl wissen, welche Farben sich zusammen schicken!

„Roth, Frau, giebt ein erhabenes Ansehen." —

Lieber Mann, laß uns doch nur! Blau! sag' ich euch, Mädchen. Ich weiß nicht, was du willst, Auguste. — Ich sage ja nicht ein Wort, liebe Mutter; der Vater sagt roth. — Ich bitte dich! Roth auf Violett! (Sie hielt eine rothe Bandschleife auf ein violettes Kleid.) Wie abscheulich! Sieh doch selbst.

„Ei, ich redete hier von dem Mantel der Griechen, und nicht da von Eurem Plunder!" Sie hörten meine Entschuldigung nicht, und waren schon wieder in dem tiefsten Gespräche. Ich machte nun mein Buch zu, und entließ die Knaben.

Endlich waren meine Frau und die beiden Mädchen über die Farben eins; aber der Schnitt der Kleider machte eine neue Schwierigkeit. Man erwies sogar mir die Ehre, mich zu fra-

gen, wie die Kleider der Nichten ungefähr gesessen hätten. Ich besann mich, und sie sahen mich voll Erwartung an. „Ja," sagte ich endlich; „ich muß dir nur gestehen, liebe Frau, daß ich auf die Kleider nicht so recht Acht gegeben habe. Ich weiß nur noch, daß die Eine Hörner von Haaren trug, wie Moses. Wenn Ihr das nachmachen wollt, so will ich euch den Moses in der Bilderbibel zeigen. So sah es aus, gerade eben so."

Mutter! rief Auguste; kommen Sie doch! die Amtmannin geht spazieren! Ich laufe hinterher. Da seh' ich alles ab, und bringe Ihnen Nachricht. — Ich gehe mit, rief Elisabeth eben so rasch; vier Augen sehen mehr als zwei. „Lieber Gott! auch Elisabeth kann so seyn!" dachte ich mit einem Seufzer. Wartet! rief meine Frau: ich will selbst sehen; denn aus euren Beschreibungen würde ich doch nicht klug werden. — Ich schüttelte wohl eine Viertelstunde lang den Kopf über diese Eitelkeit, und am folgenden Morgen ließ ich meinen Karl Juvenals Satire auf diese Schwäche übersetzen; Frau und Töchter maaßen und näheten aber so emsig, und plauderten dabei so schnell, so froh gegen einander, daß die schönsten Stellen, ob ich sie gleich mit meiner kräftigen Baßstimme wiederholte, um sie eindringender zu machen, so wie die ganze Satire, verloren gingen. Es war in der That, als hätten sie sich gänzlich geändert. Tag für Tag

liefen sie hinter der Amtmannin her, um zu sehen, was sie trüge, und wie sie es trüge — meine Frau so gut, wie meine Töchter. Bei dem ersten Hofschneider kann es nicht viel anders seyn, als es jetzt bei mir war; ich hörte fast nichts als Namen von Farben und Zeugen.

Zwei Tage vor der Reise war denn endlich alles fertig. Es wurde anprobirt, und ich sollte mein Urtheil darüber sagen. Da standen Auguste und Elisabeth, beide schon jetzt über und über roth. Ich schüttelte verlegen und ein wenig ängstlich den Kopf; anstatt zu urtheilen, fragte ich: „sitzt es denn nun so, wie die Kleider der Amtmannin?" Die beiden Mädchen antworteten freudig: Ja! Meine Frau aber — was mir ein wenig verdächtig vorkam — schwieg. „Nun, Ihr lieben Mädchen, Ihr gefallt mir so. Ihr seht beide recht angenehm aus, und ich kann nichts an euch tadeln. Aber — ich weiß nicht, Kinderchen, wie ich es sagen soll — Auguste, zum Exempel, liebe Frau, ging unter ihrem Hute so leicht, so keck; und da an dem Dingelchen von Flor, das etwa zwei Loth wiegen kann, trägt sie, wie an einem Centner!" — Vater, sagte Karl, Gustchen sieht aus, wie vor dem Herodot der Atlas, der die Weltkugel trägt. — „Recht, mein Sohn, du hast getroffen, was ich sagen wollte; es sieht aus, als ob sie nichts dächte, wollte, fühlte und trüge, als das Ding da."

Augusten kamen Thränen in die Augen. Sie trägt es, sagte Ludewig, als hätte man es ihr an die Haut festgestochen. — Oder, sagte der kleine Wilhelm — oder so trägt es Schwester Gustchen, als wenn sie damit balanciren müßte, wie mit einem Strohhalm auf der Nase. — Höre, Gustchen, sagte das sanfte Hannchen: — aber du mußt nicht weinen! es sieht ordentlich gefährlich aus. Ich kann wirklich nichts anders ansehen als das Coeur.

Auguste warf einen unwilligen Blick auf ihre Schwester; aber meine Frau sagte sanft und gerührt: es geht mir nahe, Gustchen; denn das Coeur macht dir Freude: aber sie haben Recht, dein Vater und deine Geschwister. Ich weiß nur nicht, was wir thun sollen. Die fatale Reise.

Elisabeth stand in der Ferne. Ludewig sagte mir leise ins Ohr: Lieschen balancirt eben so; aber sagen mag ich es ihr nicht. — Niemand hatte den Muth, das sanfte Mädchen zu necken; die Schamröthe auf ihren Wangen sagte mehr, als wir ihr sagen konnten. Sie nahm, als wir sie mitleidig ansahen, ganz still den Kopfputz ab. Endlich sagte ich gerade heraus: Kinder, ich wollte noch einen raren Dukaten — so viel kosten am Ende die beiden . . . nun, die beiden Dinger — ja, den wollte ich darum geben, wenn Ihr euch entschliessen könntet, eure Korsenhütte aufzusetzen. Am Ende geht es euch sonst, wie unserer Anne,

als sie Gevatter stehen mußte, und sich frisiren ließ. Ihr wißt, wie albern sie da aussah; und du, Gustchen, lachtest am meisten.“

Setzen sie die Korsenhüte auf, sagte meine Frau, so — Eins folgt aus dem Andern — so dürfen sie auch die Kleider nicht anziehen. Zu einem Hute gehört auch so ein Ding, wie die Amtmannin eins hat: von stahlblauen Atlas, so ein Wämschen.

„Liebe Frau, ich prophezeihe dir, es wird uns Allen übel bekommen; denn Ihr wißt ja nicht einmal die Namen der Dinge, die Ihr gern haben möchtet. Wenigstens kann ich euch sagen, daß die Dinge, die Oheim Friedrichs Nichten trugen, leichter saßen: gerade wie unsern Mädchen ihre Kamisölerchen. Jetzt ist es mit euch, als wollte ich mich in einen Küraß stecken, oder in eine Studenten-Jacke.

Die fatale Reise! hallte nun aus jedem Munde wieder. Mutter und Töchter standen alle drei sehr verlegen da. Ich sah Elisabeth, und dann wieder Augusten, gedankenlos an, bemerkte aber doch, daß die beiden unschuldigen, arglosen Mädchen Thränen in den Augen hatten, weil von allen ihren Habseligkeiten so gar nichts für die Welt passen wollte. „O,“ sagte ich, und zog die sanfte Elisabeth an meine Brust: „dein Herz, mein Kind, und auch das deinige, Auguste, paßt noch weit weniger für die Welt, als euer Kopfputz. So schwer euch das leichte Florhäubchen zu

tragen ist, eben so schwer würden die Leute in der Stadt eure unschuldigen Herzen tragen. Ihr paßt nicht für die Welt, weder mit eurem Anzuge, noch mit eurer Seele. Aber sollen und müssen wir nun einmal die Reise machen, so bleibt, was Ihr seyd: gute einfache Landmädchen, von außen und von innen!" Das sagte ich mit der gerührtesten Empfindung meines Herzens. Elisabeth ging in die Kammer, und nach fünf Minuten kam sie, wie sonst gekleidet, wieder zum Vorschein. So will ich reisen, Vater, sagte sie. Mögen die Menschen in der Stadt doch spotten, ich will es ihnen vergeben; aber lächerlich sollen sie mich nicht finden.

„Dafür stehe ich dir nicht, gute Elisabeth; aber du selbst wirst dich nicht nicht lächerlich finden, und das, mein Kind, ist schon genug. Es ist ja auch nur ein einziger Tag!"

Auguste nahm schnell ihre Haube ab; drückte sie zwischen den Händen zusammen, und sagte mit einem Gesichte, das zwischen Weinen und Lachen rang, die Worte des Sokrates: „Krito, wir sind dem Äskulap einen Hahn schuldig!" Damit legte sie die zerstörte Haube auf einen Tisch. Ihr Bruder Karl nahm das übel. Ich bitte dich, Schwester, hob er an; mache das Ehrwürdigste in der Welt nicht lächerlich! — Auguste fragte ernst: lächerlich? Sokrates trank den Schierlingsbecher; ich ent-

sage der Haube. Welches von beiden am schwersten war, das wissen die Götter.

„Krito,“ sagte ich; „opfere einen Hahn; denn meine Auguste ist gesund geworden.“ Ich drückte das Mädchen, dessen Augen jetzt von Thränen überströmten, an meine Brust.

Nun aber war die Verlegenheit noch größer. Meine Frau und Elisabeth sannen hin und her, was zu thun wäre; Auguste aber lachte und trieb Possen. Als Elisabeth ihr einen Vorwurf darüber machte, sagte sie, mit einem Blicke auf ihren Bruder: ich bin über den Rubikon gegangen (sie zeigte auf die Haube); jetzt ist mir alles gleich. Ich will unter meinem Korsenhute — den du am Ende nach allen Sorgen so gut aufsetzen mußt, wie ich ohne alle Sorgen, weil wir nichts anders haben — so trotzig umhersehen, daß es Niemand wagen soll, nur zu lächeln.

Sie hatte Recht; Alle mußten ihr nach über den Rubikon. Man putzte noch ein wenig, half hier und dort etwas nach, steckte da ein Schleifchen an, und dort wieder eins; aber die neuen Kleider wurden zurückgelegt, besonders darum, weil meine Frau erfuhr, daß Mohr (davon war Lieschens Kleid) gänzlich aus der Mode sey.

Die Stadt.

Wir Alle, Augusten ausgenommen, setzten uns ein wenig unmuthig und sorgenvoll in den Wagen. Meine Töchter hatten ihre Sonntags-kleider an, die nur mit ein Paar Bandschleifen aufgeputzt waren; meine Frau trug schwarz, wie ich. Ich mußte ihr das Zimmer, die Möbel, den Bedienten und den eleganten Tisch unsers Buchhändlers noch einmal beschreiben; und da warf sie wieder besorgte Blicke auf unsre Kleidung. Durch ihr Belehren, wie die Kinder sich benehmen sollten, machte sie uns Alle ängstlich, sogar Karln; nur Augusten nicht: das Mädchen war unbeschreiblich heiter; besonders scherzte sie mit ihrem Bruder, und wendete heute seine eigenen Sentenzen oft so glücklich gegen ihn an, daß wir Alle lächeln mußten. Nun, du wirst es schon sehen, Auguste! sagte er einmal; und sogleich parodirte sie eine Rede des Diogenes, die Karl oft im Munde führte. Ich bin arm, sagte sie stolz: anstatt eines Coeur trage ich einen Korsenhut, anstatt einer Robe von Seide ein nesseltuchenes Kamisölchen; aber ich setze dem Schicksale Muth, den Sitten der reichen Städter die Natur eines Landmädchens, und den Leidenschaften die Vernunft entgegen! — Sie behielt ihren Muth auch noch, als wir ausstiegen.

Oheim Friedrich empfing uns mit allen Zeichen der aufrichtigsten Freude. Ich zog ihn, sobald wir auf seinem Zimmer waren, in ein Fenster, und erzählte ihm, welche Unfälle wir erlitten, und wie muthig sich meine Töchter betragen hatten.

Recht sehr brav? sagte er freundlich. Seyn Sie unbesorgt! Es ist mir lieb, sehr lieb. Ich stehe Ihnen dafür, Sie sollen zufrieden seyn. — Nun setzte er sich unter meine Kinder, holte ihnen Kupferstiche, schökerte, und haschte sich mit ihnen, so, daß er aller Scheu sehr bald ein Ende machte. Dann ging er mit uns in einen Saal, über dessen Pracht meine Kinder erstaunten, und von da in das Eßzimmer, wo sie den Tisch gedeckt sahen. Er zeigte meinen beiden Mädchen, wo sie sitzen sollten (neben ihm), und nannte ihnen die Geräthe, von denen er vermuthete, daß sie ihnen unbekannt seyn möchten; und das alles lachend und schäkernd. Als er uns endlich in das erste Zimmer zurückführte, fanden wir darin die jüngste seiner Nichten, prächtig gekleidet.

Meine Mädchen fingen an, etwas fremd zu werden; Oheim Friedrich zog aber die Nichte sogleich in ein lustiges Spiel mit ihnen. Als die gute Laune wieder da war, kam die zweite Nichte; dasselbe Spiel wurde wiederholt, und meine Mädchen blieben heiter. Jetzt erschien die dritte. Ich merkte nun, daß Oheim Friedrich alles so veranstaltet hätte, um nicht

den Landmädchen durch den überraschenden Anblick einer größeren Gesellschaft auf einmal den Muth zu nehmen. Nach einer Weile kam auch die vierte Nichte. Alle vier Mädchen waren artig; aber doch warfen sie ganz eigene Blicke auf meine Töchter, und sie würden mich dadurch besorgt gemacht haben, wenn nicht des Oheims Augen sie sehr fleißig bewacht hätten.

Ist eure Mutter fertig? fragte er endlich; und nun gingen wir hinüber zu seiner Schwester, bei der er uns auf eine so komische Weise präsentirte, daß sie selbst lachen mußte. Dessen ungeachtet bemerkte ich aber doch, daß sie ein Paar spöttische Blicke auf Elisabeth warf, die ihr am nächsten stand.

Nun sammlete sich nach und nach eine kleine Gesellschaft von jungen Männern; und ich weiß nicht, wie es selbst Augusten ergangen seyn würde, wenn Oheim Friedrich sich ihrer nicht angenommen hätte. Er saß, und hielt dabei Lieschen oder Augusten zwischen den Knieen. Kam nun ein Gast, so hatte er dem etwas zu sagen, ohne deshalb seine Stellung zu ändern. Er sprach mit ihm, und dazwischen wieder mit einem von den Mädchen, die ihm auch recht herzhaft antworteten. So erfuhren wir die Namen und die Titel aller Fremden, die zu Tische eingeladen waren.

Jetzt hob der zweite Akt des Schauspieles an. Friedrich saß noch immer bei meinen Töchtern, aber er ließ dem Gespräche seinen Lauf;

und nun waren meine Kinder, wie ich und meine Frau, zu gänzlichen Stillschweigen verurtheilt. Er selbst, der Oheim Friedrich, sprach jetzt nur von Assembleen, Ressourcen und Piceniks; von denen kam man auf die letzten Bälle, die Redouten, und endlich auf Schauspiele, Gedichte, Musenalmanache und Romane. Onkel Friedrich schüttelte alle Viertelstunden meine ein wenig beschämten Mädchen einmal munter, sagte lachend: „o, wer doch von allen den Herrlichkeiten mitreden könnte! nicht wahr?" und machte sie dadurch noch beschämter.

Nun wendete der Oheim das Gespräch auf die Musik; seine Nichten spielten, sangen, und kritisirten alles durch. Meine Frau winkte unsrer Elisabeth unvermerkt zu, sie sollte doch jetzt ein Wort mitsprechen; und sogar ich selbst wünschte Anfangs, sie in das Gespräch zu bringen. Aber — da mochte ein Anderer trauen! Man sprach von Dingen, die ich in allen Musikstunden meiner Frau noch nie gehört hatte: von Französischer und Italiänischer Musik, von Manier, von sentimentaler, grotesker, pittoresker, sublimer Musik. Graun, Hasse, Sebastian und Emanuel Bach, wurden herunter gemacht; und es schien mir, als hätte Oheim Friedrich seine Freude daran, da er das Gespräch offenbar ganz absichtlich so und nicht anders lenkte. Es wurde noch ärger; man fing sogar an Französisch zu plaudern. Obgleich der Oheim Friedrich noch immer meine Töchter mit dem freundlichsten

Gesicht in den Armen hielt, so war ich doch nicht zufrieden mit ihm; denn er hörte nicht auf, von Zeit zu Zeit zu sagen: o, wer doch nun mit reden könnte! oder sonst etwas dergleichen, das meinen Töchtern jedes Mal eine Schamröthe, und meiner Frau das dunkleRoth des Zornes in die Wangen trieb. Ich war nicht böse über den Mann, gewiß nicht; allein ich fühlte das größte Mitleiden mit meinen armen Kindern. Jetzt verglich ich ihren Anzug mit den Poschen der Nichten, der damaligen Modetracht, und mußte freilich bemerken, daß ihre so ärmlich schlanke Figur dagegen sehr abstach. Ach, ich fühlte hier einmal wieder, wie schwer die Armuth ist!

Aber, fing Oheim Friedrich endlich wieder Deutsch an; so vollkommen die Musik jetzt ist, so hat sie, glaube ich, dennoch ihren individuellen Charakter verloren. Sie mag jetzt das Ohr mehr kitzeln; allein sie spricht weniger zu der Seele. Was meinen Sie, lieber Pahlen? — Der junge Mann dieses Namens lächelte und sagte: Sie wissen ja schon, daß ich mit Ihnen gleicher Meinung bin; und wenigstens habe ich viele große Musiker für mich. Tartini sagt dasselbe; und der Plain-chant, den ich einmal in einer Römischen Kirche hörte, bezauberte mich, ob er gleich nur unisono war und einen sehr einfachen Gang hatte.

Und wären die Wunder wahr, die von der alten Grichischen Musik erzählt werden —

fuhr der Oheim fort — Wie hieß doch der Mensch, der die streitenden Spartaner mit seiner Musik versöhnte? fragte er Elisabeth. — Terpander, antwortete sie. — Von Solon erzählt man ein ähnliches Wunder, fiel mein Sohn ein, der jetzt, da von den Alten die Rede war, seine Blödigkeit auf einmal überwinden konnte. — Pahlen sah Elisabeth, sah meinen Sohn an, und sagte: auch von der älteren Französischen Musik erzählt man etwas Ähnliches. Eine gewisse Melodie soll einen Edelmann rasend, und eine andere ihn wieder vernünftig gemacht haben.

Das bewirkte auch Olympus, sagte Elisabeth. O, Plutarch erzählt viele Wunder, welche die Musik gethan hat.

Haben soll, Lieschen! fiel Auguste ein; denn — wären die Wunder wahr: wie könnten die alten Schriftsteller so viel Böses von der Musik sagen? — Was sagen sie denn, Augustchen? fragte der Oheim. — Ei nun, zum Exempel, sie zerstöre, wie ein süßes Gift, die Gesundheit der Seele, sie entnerve das Herz, und sey ein sicheres Mittel, jedes Laster zu befördern.

Der Tausend! das sagen sie? Hören Sie wohl, Pahlen, was die Alten von der Musik sagen?

Glauben Sie ihr doch nicht, hob Elisabeth an: das sagen sie nur von der Jonischen Musik, von der neuen, die man da-

mals einführte; und es ist wahr, die reitzte die Leidenschaften, anstatt sie zu stillen, und brachte das Herz in Aufruhr, anstatt es zu beruhigen.

Mich dünkt, mein Kind, Sie treffen da auch eine Seite unserer modernen Musik.

Moderne? Was ist das für eine? fragte Elisabeth unschuldig.

Die jetzige. Modern heißt, was jetzt Mode ist. (Ein Paar von den Nichten lächelten.)

Man wundere sich nicht, daß meine Töchter dieses Gespräch führen konnten. Über eben diesen Gegenstand hatten sie oft kleine Streitigkeiten zu Hause. Auguste wollte, wie ich schon erwähnt habe, nie recht Musik lernen, und natürlich gab das Gelegenheit, sie bisweilen zu tadeln. Hörte sie nun bei unsern Vorlesungen aus den Alten etwas gegen die Musik, so rief sie jedesmal triumphirend: seht Ihr? Dann wurden ihr die Wunder der Musik vorgehalten, die sie ableugnete. Karl, der in Ansicht der Wunder sehr orthodox war, suchte alle Stellen, welche die Musik betrafen, aus den Registern zusammen; und je mehr er fand, desto ärgerlicher wurde Auguste. Einen solchen Zank hatte der Oheim Friedrich in meinem Hause mit angehört.

Die Nichten mußten bei diesem Gespräche stumm da sitzen, wie vorher meine Kinder. Sie wollten, um wieder mitsprechen zu können,

die

die neue Musik vertheidigen; allein der Oheim unterbrach sie mit der Frage an Augusten: Töchterchen, Sie lieben also die Wunder-Musik nicht?

O ja, antwortete sie. Wenn ich eine verstehen möchte, so wäre es eben die. Ich wollte dann über die ganze Erde reisen, und alle Menschen versöhnen. Sehen Sie, mein Bruder da, wenn der spielt, so klingt es so ernst, so majestätisch. Was nicht im dorischen Geschmack ist, gefällt ihm nicht; und ich bin gern lustig. Meine Schwester aber liebt die lydische Musik.

Was ist das für eine? fragte der Oheim. — Bei der einem das Herz weh thut, und die Thränen in die Augen steigen. Aber sagen Sie selbst: warum sollen wir weinen, da wir so glücklich sind? Es giebt ohnehin Gelegenheiten genug, wo einem die Thränen nahe genug kommen, als zum Exempel vorgestern, da wir den Schierlingsbecher tranken.

Auguste! sagte Elisabeth erröthend. Was in aller Welt! den Schierlingsbecher? fragte der Oheim lachend. Elisabeth warnte noch einmal: Auguste! — Ich verrathe nichts, sagte diese. Und am Ende war ich es ja nur allein, die das Ding fortbalanciren wollte; du, Elisabeth, hattest ja deinen Korsenhut schon wieder auf. Der Oheim wollte mehr hören, weil er aus meiner Erzählung bei unsrer Ankunft etwas errieth

Auguste plauderte noch weiter; und endlich mußte ich nur Alles erzählen, da der Oheim darauf drang, es zu wissen.

Und nun setztet Ihr muthig eure Korsenhüte wieder auf? fragte Oheim Friedrich zärtlich. Ja, sagte Auguste; und jetzt danke ich dem Himmel dafür, daß wir es gethan haben; denn wären wir so zu Ihnen gekommen, — das sehe ich jetzt an den Mamsells da — Sie hätten nicht aufhören können, über uns zu lachen. Die ganze Gesellschaft lächelte; und es wurde ein lautes Gelächter, als Auguste weiter erzählte, wie ihre Geschwister das Kopfzeug mit einem Strohhalm verglichen hätten, den man auf der Nase balancire, und so weiter. Und das alles, setzte sie komisch hinzu, sagten sie nur mir, obgleich unsere Elisabeth den Kopf eben so in der Schwebe trug, wie ich. Ach, liebe Elisabeth (mit einem sehr gutherzigen Tone), ob mir gleich über mein Leiden die Thränen in die Augen traten, so that es mir doch viel weher, wenn sie dich nur ansahen. — Elisabeth streichelte ihr die Wangen.

Die Nichten schienen nach gerade zu bemerken, daß der Oheim einen Plan hatte. Sie waren vorher noch immer ein wenig spöttisch gewesen; doch jetzt standen sie auf, nahmen Augusten in ihre Arme, und küßten sie recht herzlich. Dann gingen sie zu Elisabeth heran, sprachen mit ihr, und bezeigten ihr wirkliche Achtung. Pahlen bat Lieschen mit sanfter

Ehrerbietung, doch ein wenig zu spielen, und machte sie dadurch sehr verlegen. Ganz fertig spiele ich nicht vom Blatte, sagte sie endlich. Wir haben zu Hause nicht viel Zeit übrig; und was ich noch so ziemlich kann, wird wohl nicht hier seyn. — So phantasiere ein wenig! sagte Auguste. Elisabeth erröthete noch stärker; doch setzte sie sich an das Klavier, und spielte, aber nur mit furchtsamen, zitternden Fingern, etwas, das sie auswendig wußte. Der Oheim zog die Nichten auf die andere Seite des Zimmers, wo er ein ganz gewöhnliches Gespräch mit ihnen unterhielt. Pahlen stand neben Elisabeth, und sagte ihr, während sie spielte, zuweilen einige gleichgültige Worte. Dann blätterte er wieder in einem Notenbuche, und setzte sich selbst vor das Instrument, um eine schöne Stelle, die er gefunden hatte, zu spielen. Nun stand er wieder auf, und Elisabeth setzte sich. Er erzählte ihr den Inhalt einer Oper. Sie hörte zu, und spielte dabei, halb mechanisch, einige Gänge. Nach und nach schwieg er, und Elisabeth, die unbemerkt zu seyn glaubte, weil sie uns sprechen hörte, und weil auch Pahlen zu uns herantrat, blieb sitzen. Da auch die Schönheit des Instruments das Ihrige that, so spielte sie sich in eine süsse Vergessenheit alles Äußern. Ihre Hände zitterten nicht mehr; aber ihr Herz zitterte von schöner Wehmuth. Unser Gespräch wurde immer leiser, und end-

lich schwiegen wir ganz; doch eben unser Schweigen riß sie aus ihrer Vergessenheit. Sie schloß mit ein Paar starken Accorden, stand auf, und sagte, röther als eine Rose, sanft, und mit Verlegenheit in der Stimme: es ist ein schönes Instrument! Pahlen lächelte dem Oheim zu; die Nichten überhäuften Lieschen mit großen Lobeserhebungen, und machten dadurch das beschämte Mädchen noch beschämter. Pahlen rettete sie endlich, da er ein neues Gespräch anhob, und sie dankte ihm dafür mit einem hold lächelnden Blicke.

Jetzt trat auch mein Sohn an das Instrument, nur, um es zu probiren. Er griff einige Accorde fest und langsam.

Da marschirt ein Heer Spartaner auf! rief Auguste; die Heroen dazu, und der ganze Olymp!

Karl wendete sich um, sah Augusten an, spielte ein Paar Takte von einer Bärenmusik, und fragte: was ist das? — Ich! ich! antwortete Auguste lachend.

Wir gingen zu Tische, und nun kam durch eine anscheinend natürliche Veranlassung, die aber der Oheim herbeigeführt hatte, auch heraus, daß meine Kinder Englisch wußten, und gewissermassen Kenner der Sprache waren. Sie dankten ihm für die Naturgeschichte, und er fing an, sie daraus zu examiniren, um, wie er sagte, zu sehen, ob sie auch fleißig lernten. Seine Schwester und die Nichten zogen die

Stirn in Falten; es mochte ihnen doch wohl ein wenig zu viel werden. Besonders schien eine von ihnen oft sehr nachdenkende Blicke auf Pahlen zu heften, der sich neben Elisabeth gesetzt hatte, und sehr angelegentlich, aber sehr ehrerbietig, mit ihr redete. Außer den jungen Leuten war auch noch ein berühmter Gelehrter zu Tische. Dieser führte ein höchst interessantes Gespräch über die Klassiker, und mein Karl hielt sich dabei nicht übel: ich hatte ihn noch nie so dreist und so beredt gesehen; er mochte sich nicht wenig darauf einbilden, daß er neben einem Gelehrten saß, der ihn von Zeit zu Zeit ermunterte, in seinem Fleiße so fortzufahren. Meine Auguste gefiel sich ausnehmend in dem prächtigen Zimmer, und an dem eleganten Tische. Sie machte gar keinen Fehler mehr; es war, als hätte sie nie anderswo gegessen, als an einem solchen Tische: sie nannte schon einige Worte, die sie hier zum erstenmale gehört hatte, mit erstaunlicher Sicherheit; sie saß gerade, ohne steif zu seyn, sah die Menschen, mit denen sie redete, dreist an, und sprach von Manchem, was ihr gewiß noch nie vorgekommen war, wie von etwas ganz Bekannten. Elisabeth aber blieb ein wenig steif; sie erröthete, wenn man sie anredete, war ängstlich, und machte sogar Fehler, die sie zu Hause nicht beging.

Der Oheim leitete endlich das Gespräch wieder auf die neue Litteratur, und — meine

Mädchen kannten nicht Eins von allen den Büchern, die genannt wurden. Eben so wenig wußten sie von Schauspielen, und was dahin gehört. Auguste ließ sich aber sogleich eine Beschreibung davon machen, und erkundigte sich nach allen Kleinigkeiten. Oheim Friedrich fragte: Gustchen, wozu wollen Sie denn das wissen? Sie antwortete lächelnd: um künftig davon mitsprechen zu können. Nach Tische machte sie sich sogar mit den Nichten zu schaffen. Sie hatte, wie ich hinterher erfuhr, alle Kleider, alle Hauben besehen, und kam sogar mit etwas modernen Locken wieder zum Vorschein. Der Oheim sagte lachend: was wollt Ihr wetten, Mädchen! in drei Tagen hat die euch eingeholt!

Der Tag verging wie eine Minute. Selbst meine Frau war sehr vergnügt, da sie auf des Oheims Bitte Klavier spielen mußte, was sie mit vielem Beifall that, und da Pahlen ihr einige sehr artige Complimente über ihre Erziehung machte. Wir stiegen am Abend sehr froh in den Wagen, und plauderten auf dem Rückwege bunt durch einander. Meine Frau und Elisabeth lobten Pahlen; ich und mein Sohn den Gelehrten, der mit uns gegessen hatte. Auguste lobte und tadelte alles, sogar den Anzug der Nichten. Wir kamen sehr heiter zu Hause; und da wir den Kleinen Kuchen und Torte mitbrachten, die uns der Oheim Friedrich in den Sitzkasten hatte stecken

lassen, so war das ganze Haus mit unserer Reise höchst zufrieden.

Die Folgen.

Am folgenden Morgen war es das Erste, was Auguste that, daß sie die zerknickte Haube hervornahm, sie von allen Seiten besah, und dabei sang: ich werde meine Sachen schon machen. Meine Frau, die dazu kam, blieb bei ihr stehen, und Beide sprachen sehr eifrig. Nun kam auch Elisabeth; und die sprach eben so schnellzüngig. Als ich mich endlich umsehe, sitzt Elisabeth auf einem Stuhle; Mutter und Schwester stehen neben ihr, und frisiren sie. So wie das geschehen war, wurden die Hauben aufgepaßt, geändert und wieder aufgepaßt. Auguste, die jüngste von allen dreien, war die Seele dieser Conferenzen; denn sie berief sich auf die Erfahrung. Sie hatte die ganze Garderobe der Nichten Stück für Stück in den Händen gehabt, und, noch mehr, auch ihre Frisur untersucht. (Meine Frau war wohl auch aufmerksam gewesen, doch nur mit den Augen.) Elisabeth hatte vor Pahlen nicht an dieses Geschäft denken können, aber den feinen Pahlen desto genauer betrachtet; und darum

besorgte sie die Reform ihres Bruders. Genug, am nächsten Sonntage, als die Reihe, in die Kirche zu gehen, an Elisabeth war, kam sie frisirt, mit einer Haube auf dem Kopfe (die doch noch ein wenig schwer saß, wie Karl heimlich bemerkte), in einem Kleide mit Poschen und halb bloßer Brust (ganz hatte Auguste ihr das Halstuch nicht abplaudern können, und überdies steckte ein großer Strauß Narcissen vor dem Busen), aus der Kammer hervor, und erröthete bis an die Stirn, als ich sie ansah. Auguste zupfte noch immer an dem Kleide, und besonders an den Manschen, wie sie die mit Flohr aufgeputzten Ärmel nannte.

Meine Frau betrachtete das verschämte Mädchen mit dem Wohlgefallen einer Mutter. Mir selbst, das kann ich nicht leugnen, that der Anblick wohl; aber dennoch befiel mich eine gewisse Ängstlichkeit. „Es wird ein Aufsehen geben in der Kirche!" sagte ich bedenklich. „Ich wollte, Ihr hättet das nicht gethan."

Die Mutter und Auguste meinten, es wäre so recht. „Nun, so wollt' ich nur," hob ich wieder an, „daß wir heute ein anderes Evangelium hätten. Wir haben gerade das vom reichen Manne und dem armen Lazarus. Daß ich arm bin, weiß die ganze Gemeine; und nun kommt Elisabeth daher, wie die Tochter des reichen Mannes!"

Lieber Mann, warum sollte sie denn nicht so gehen? Ein Prediger ist doch wohl so viel werth, als ein Buchhändler? Und prächtig waren die Nichten!

„Aber warum gerade heute? Hättet ihr es mir gestern gesagt, so konnte ich ein anderes Thema wählen. Ich predige heute von der Kleiderpracht; und ist es denn nicht, leider, als predigte ich gegen meine gute Elisabeth?" Hier würde, glaubte ich, meine Frau sogleich auf meine Seite treten; aber ich hatte mich geirrt. Sie sah Elisabeth mit Wohlgefallen an, und sagte: nimm doch das Thema vom vorigen Jahre, und predige von der Armuth.

„Das wäre eben so schlimm, wenn ich auch wollte; denn im ersten Theile sage ich: der Arme soll nicht mehr thun, als er kann; es ist sonst Bettelstolz. Und, nimm es mir nicht übel, liebe Frau, es würde mir vorkommen, als hätte Elisabeth zu dem ersten Theile gesessen.

So predige von der Gespensterfurcht. Davon hast du ja schon einmal über das Evangelium gepredigt.

„Liebe Frau, es ist ja leichter, daß Elisabeth ein anderes Kleid anzieht, als daß ich eine andere Predigt mache. Auch sind die Gesänge schon geholt. Es geht nicht." Meine Frau blieb zum ersten Mal bei ihrem Sinne, ob sie gleich einen sehr erfurchtsvollen Begriff von meinem Amte hatte, so wie von Allem,

was dahin gehört; und ich selbst — je mehr ich Elisabeth ansah, desto mehr Wohlgefallen fand ich an ihr. Ich warf noch einen Blick auf sie, und flisterte meiner Frau etwas ins Ohr. Das schamhafte Mädchen merkte, was ich sagte; sie zog ihr Halstuch hoch über die Schultern und über die Brust. Auguste schnalzte mit der Zunge, wie man es macht, wenn man sich über etwas aufhält. Meine Frau wurde roth, und änderte verstohlen ab, was ich wünschte. Nun ging ich mit meinem Karl in die Kirche. Elisabeth folgte mir ängstlich und erröthete, so oft ein Mensch sie unterweges grüßte. In meinem Stuhle bemerkte ich, daß alle Bäuerinnen die Augen auf meine Tochter richteten; und nun fand ich, daß ich wenigstens die sehr starken Stellen meiner Predigt etwas mildern müßte, wenn ich die Gemeine nicht auf das arme Mädchen aufmerksam machen wollte. Aber da fiel mir meine erste Predigt in der Stadt wieder ein, bei der ich auch zu mildern versuchte, und an die ich nicht ohne Schauder denken konnte. „Wie?" sagte ich nun zu mir selbst; „die Wahrheit ist mir also feil? Was mir gestern Wahrheit war, ist es mir heute nicht, weil sie mich selbst trifft? Nein! bei dem Herrn der Wahrheit, den wir hier anbeten! ich will nicht heucheln, und am wenigsten mit euch, meine Kinder. Erröthe, meine gute Tochter, da es nun einmal seyn muß: es ist nur eine Schwachheit, vor der du erröthen

wirst; ich aber müßte vor einer Betrügerei erröthen, die ich beginge. Nein, nicht Eine harte Stelle will ich mildern! Und wäre meine Frau mit hier, ich würde selbst diese Stelle muthig sagen." (Ich hielt den Finger auf die Stelle, die ich meinte, und in der von eiteln Müttern die Rede war.)

Wenn der Leser sich nur einigermaßen denken könnte, wie lieb ich meine Tochter Elisabeth hatte, er würde meinen Muth bewundern, und über meine Wahrheitsliebe nicht lächeln. „Was that," dachte ich im Hinaufsteigen der Kanzeltreppe — „was that der ältere Brutus Größeres, als er die Tribune hinanstieg, das Todesurtheil über seine schuldigen Söhne auszusprechen?"

Ich sah höchst mitleidig auf den Stuhl hinunter, wo das unschuldige Mädchen den Kopf demüthig niederbeugte, um mit der Gemeine zu beten. „Lege geduldig dein Haupt auf den Block," sagte ich in meinem Herzen; „ich darf dich nicht schonen!" und so fing ich mit einem recht stolzen Gesichte meinen Vortrag an. Ich hielt Wort; alle harte Stellen warf ich auf das Haupt meiner Tochter nieder, ob ich gleich immer weicher wurde. Die ganze Gemeine sah auf den Stuhl, in welchem das Opfer saß; aber dennoch fuhr ich fort. Seit Jahren war ich auf der Kanzel nicht so gerührt gewesen, wie heute; meine Augen schwammen in Thränen, und alle mei-

ne Zuhörer weinten. Ich schloß mit einer pathetischen Stelle aus der Apologie des Sokrates. „Gott gab dem Menschen das Daseyn, um Recht zu thun. Ich habe euch die Wahrheit gesagt, was sie meinem Herzen auch kostet, und ruhig überlasse ich es euch, wie Ihr über mich urtheilen wollt!"

Ganz ruhig ging ich von der Kanzel, und trat vor den Altar, um abzusingen. Das Antiphon hieß: „wie sich ein Vater seiner Kinder erbarmet, so wird sich Gott dein erbarmen!" Mir schlug das Herz, und ich ging betrübt in meinen Stuhl zurück, weil ich fürchtete, meinem Lieschen doch zu viel gethan zu haben. „Wie sich ein Vater seiner Kinder erbarmet!" das lag mir immer in der Seele und auf den Lippen. Ich scheuete den Anblick des gekränkten Mädchens, das mir jetzt sogar ganz unschuldig schien, und ging in tiefen Gedanken langsam nach Hause. Aber ich sah weiter keine Änderung in Elisabeths Gesichte, als nur eine frohere Miene. Weder mein Sohn, noch sie sagten ein Wort, woraus ich vermuthen konnte, daß sie etwas gemerkt hätten.

Während ich in der Kammer war, um mich auszukleiden, fragte die Mutter meinen Sohn, wovon ich gepredigt hätte. Den Anfang, antwortete er, habe ich nicht gehört. Ich war zerstreuet, weil die Leute ein wenig auf Lieschen herüber sahen. Das Ende, liebe Mutter, das recht schön war und die ganze Gemei-

ne rührte, handelte von der Pflicht, unter allen Umständen wahr und gerecht zu seyn. — Ich, sagte Elisabeth, ich schämte mich ein wenig: denn ich konnte mich nicht recht mit den Poschen behelfen; aber sehr schön hat der Vater gepredigt!

„Nun, meine Kinder," dachte ich in der Kammer, „euer guter Genius hat euch glücklich unter meiner Härte aufrecht erhalten; aber ihr werdet es dennoch erfahren!" Sie erfuhren es nicht: die ganze Gemeine war durch Lieschens Poschen eben so zerstreuet gewesen, wie Karl und Lieschen selbst; und da ich und alle Zuhörer geweint hatten, so glaubte man, ich hätte vom Tode gepredigt. Es demüthigte meine Eigenliebe nicht wenig, daß ein so schweres Opfer, als ich der Wahrheit gebracht hatte, so unbemerkt blieb. Ich hatte mich also vergebens geängstigt. Aber war denn die Angst, mit der ich neben Lieschens Bette saß, als sie an den Blattern krank lag, und von der sie auch nichts wußte; — waren die Thränen, die mir damals über die Wangen rollten, und die sie eben so wenig sah, — waren nicht auch die Thränen des beängstigten Vaterherzens? Und sind denn die Opfer, die wir unbemerkt mit einer stillen Seele bringen, nicht die besten? Und ist nicht Einer, der sie sieht, und der es weiß, welchen Werth mein Muth und meine Thränen an diesem

Tage hatten? — Ich schwieg, und freuete mich im Herzen, daß alles so abgegangen war.

Den Montag bat mich meine Frau, den Mädchen die Stunden zu erlassen, weil sie etwas Nöthiges zu thun hätten. Das Nöthige war nichts Andres, als den Korsenhüten eine andre From zu geben, die Gardinen in der Visitenstube anders aufzubinden, und aus einem Reste Leinwand, der zu einem Bettüberzuge bestimmt gewesen war, Stuhlüberzüge zu machen. Außerdem gab man noch den Hauskleidern einen andern Schnitt, setzte um die Röcke Falbalas, und stand Morgens eine Stunde und länger vor dem Spiegel. Sagte ich etwas darüber, so erwiederte meine Frau: wir können es ja haben, lieber Vater; es ist für Ein Geld. Ja, wenn es uns etwas kostete! „Aber es kann unsern Kindern die Ruhe ihrer Herzen, die Unschuld ihrer Seelen, und uns die Zufriedenheit unseres Lebens kosten; auch wohl Geld dazu: denn sie werden ihre Poschen und Manschen, ihre neue Frisur und ihre Hüte doch zeigen wollen. . . . Ich wünschte, wir hätten den Buchhändler nie gesehen!"

So hätten wir endlich doch sonst jemand sehen müssen, lieber Mann. Besser, sie schicken sich jetzt ein Bißchen in die Welt, als erst dann, wenn es zu spät ist. Wenn Oheim Friedrich nicht für alles so gesorgt hätte, so wären unsere Kinder mit ihren Kleidern ausgelacht worden. Ich habe es den Mamsells sehr wohl

angesehen, und den jungen Herrn dazu. Die Kinder sind mein Blut; und wer läßt das gern zum Gespötte werden? Und hat denn nicht die Madam Salzbergen mir versprochen, daß sie, wenn ihr Bruder Friedrich uns wieder besucht, mitkommen will?

Was meine Frau sagte, war nicht unwahr; aber auch meine Besorgnisse hatten ihren guten Grund. Die Gardinen waren, wie ich merkte, nur der Anfang von den Anstalten, die man auf die Ankunft der Nichten machen wollte. „Nun denn!" sagte ich, halb unmuthig, halb entschlossen; „laß die raren Dukaten darauf gehn! Wollte ich doch Bücher dafür kaufen, die wir jetzt umsonst bekommen! Und wer weiß, was für Folgen die Bekanntschaft mit dem Oheim Friedrich noch hat! Schreibe ich ein Buch, so bringt uns das doch in Verbindung mit der Welt. Über kurz oder lang mußte die Reform freilich vorgenommen werden."

Ich ließ sie nach ihrem Belieben thun, was sie wollten, und gewöhnte mich daran, meine Kinder, nicht prächtiger, aber moderner, gekleidet zu sehen. Sie lernten auch in Kurzem frisiren; und da sie obendrein meine Perücken besser in Ordnung hielten, als ein betrunkener Frisör, der alle Monate einmal in unserem Sprengel bei den Predigern umher reiste, und gar nicht wohlfeil war: so wurde die neue Ausgabe für Puder und Pomade ge-

deckt, und sogar noch etwas erübrigt, das sie zu Bändern anwenden konnten.

Ungefähr nach einem Monate kam Oheim Friedrich gegen Abend mit seinem Freunde, dem Bettler oder dem Romanenschreiber, auf den Hof gefahren. (Meine Familie war gerade auf einem Jahrmarkte, der eine Stunde weit von uns in einem großen Flecken gehalten wurde.) Er ließ ein Paket Bücher, ein noch größeres Pack Lebensmittel, und ein gutes Flaschenfutter abladen, während daß ich in den Armen des Romanenschreibers stand, der mich mit großem Enthusiasmus von der Scene unterhielt, die er in meinem Hause erlebt hatte. Wohl zehnmal fragte er nach meinen Mädchen, und versicherte, das Bild meiner ältesten Tochter, und ihre rührenden Worte: „o, lassen Sie uns nicht so trostlos stehen!" wären nicht aus seiner Seele gekommen. Ich segne die Stunde, sagte er, wo ich diesen Engel an meine Brust drücken werde!

Seitdem ich die Romane gelesen hatte, war ich etwas mißtrauisch geworden. Des Mannes Enthusiasmus, und seine Sehnsucht nach meiner Tochter gefiel mir ganz und gar nicht, und ich wurde ein wenig unmuthig. Was meine Elisabeth that, dachte ich, war gut und schön; Gott erhalte dem Kinde diese Menschlichkeit! Aber was ihre Mutter that, war besser feiner, zarter; und das hat er gar nicht bemerkt!

merkt! Ein Romanenschreiber, dünkt mich, sollte ein besseres Auge haben. Ich machte ihn aufmerksam darauf. Vortrefflich! rief er; o, und diesen zarten Zug der Menschlichkeit habe ich nicht bemerkt! Welche Herzen! — Doch in demselben Augenblicke beschrieb er mir wieder mit Enthusiasmus, wie Elisabeth in jugendlicher Schönheit, mit Thränen in den blauen Augen, und wie sie mit der schönen Stimme, deren Töne nie in seiner Seele verhallen würden, zu ihm gesagt habe: o, lassen Sie u. s. w.

Wie gesagt, ich war unmuthig, ließ es mir aber nicht merken: denn vielleicht, dachte ich, schilderte er auch diese Scene. — Endlich kam Oheim Friedrich. Er fiel mir um den Hals, und dankte mir für meinen Besuch. Lieber Pastor, sagte er, Sie haben in meinem Hause eine totale Reform bewirkt, für die ich Ihnen, so lange ich lebe, dankbar seyn werde. (Ich dachte an die unsrige.) Meine Nichten, die nicht ganz ungebildet sind, waren auf dem Wege, die ärgsten Thörinnen zu werden. Nur alles N e u e hatte ihren Beifall. Meine Schwester, eine schwache Mutter, gab ihrer thörichten Neigung zu sehr nach. Redete ich ein Wörtchen dazwischen, so hieß es: man macht sich lächerlich, wenn man zurückbleibt. Um die Achtung gebildeter Menschen zu erhalten, muß man durchaus mit der Zeit fortgehen, das

Neueste lesen, den neuesten Geschmack haben. Ich mochte dagegen sagen, was ich wollte, (doch gewiß, ich tadelte nur die Übertreibung): und hielt mich für einen Murrkopf, der nicht wisse, was er wolle. Ich sah endlich Ihre liebenswürdige Familie, und kam auf den Einfall, meinen Nichten durch den Augenschein zu beweisen, daß man, ohne ein Wort von allem dem Plunder, ja auch sogar von dem nützlichen Neuen zu wissen, sehr gebildet seyn, und Achtung erhalten könne. Sie kamen mit Ihrer Familie zu mir. Die Kleidung, die Unschuld der lieben Mädchen, und ihre Unbekanntschaft mit den Sitten der Stadt, mit der Litteratur, den Künsten mußten meinen Nichten natürlicher Weise sehr auffallen. Sie fragten mich den Vormittag wohl zehnmal, was ich doch wohl an Ihren Töchtern finden könnte. Das werdet ihr sehen, gab ich zur Antwort. Nun ließ ich — Sie wissen, wie ich es anfing — Ihre Töchter nach und nach glänzen, freilich in Dingen, die sie gar nicht zu wissen brauchten, die aber doch meine Nichten in Erstaunen setzten, weil sie nicht eine Sylbe davon wußten. Ich hatte den jungen Pahlen, der ein wenig enthusiast ist, aber auf dessen Urtheil meine Nichten etwas geben, als den rechten Mann einladen lassen. Er erstaunte über die Kenntnisse Ihrer Kinder; und nun überließ ich den vollen Sieg ihrer eigenen Liebenswürdigkeit, dem tiefen, reinen und zarten Gefühl ihrer

Herzen. Pahlen wurde entzückt. Ihre Auguste erhielt einen Sieg, den ich selbst ihr nicht zugetrauet hätte: sie bezauberte uns alle mit ihrer witzigen Fröhlichkeit, und Ihre beiden Mädchen eroberten alle die jungen Männer, die bei mir waren.

Den Abend trat ich dann vor meine Nichten hin, und sagte: seht! die wissen von Wieland und Göthe nicht ein Wort, haben nie eine Komödie gesehen, und noch weniger ein Theaterjournal, kennen von der Alceste und dem Elisium keine Note, wissen nicht, daß es Romane in der Welt giebt; tragen Kleider, die Ihr nicht anzöget, solltet Ihr euch auch lieber todtschlagen lassen; und Pahlen, der edle Pahlen, der feine, zarte, gebildete Pahlen, läßt sich darauf todtschlagen: es sind Göttinnen und keine Mädchen! Nun, wodurch bewirkten sie das? Sie haben ein einfaches, schönes Herz, und gesunde Vernunft, die gebildet ist; nichts von dem Allen, was Ihr für so nothwendig haltet. Einfache Natur, reine Unschuld, Mädchen, die sind der Zauber, der auf ewig fesselt. Ihr, Mädchen? Ihr blendet nur! — So, und noch stärker, redete ich. Meine Nichten wurden kleinlaut; und da es ihnen nicht an Verstande fehlt, so half das Exempelchen. Jetzt sind sie noch einmal so einfach und so bescheiden, als sie vorher waren, und sie haben mir mit Thränen gestanden, daß sie sich besser dabei befinden.

„Auch in meinem Hause," fing ich nun an, „ist es durch den Besuch bei Ihnen zu einer totalen Reform gekommen." In diesem Augenblicke hüpfte Auguste mit allen meinen Kindern herein; und Friedrich erwiederte: ja, das sehe ich! — Der Romanenschreiber flog auf Elisabeth zu, nahm sie in seine Arme, und hatte für uns Anderen alle Sinne verloren. Ich sah ein wenig bedenklich nach ihm hin; Friedrich, der das merkte, sagte mir aber: lassen Sie ihn nur! Er denkt dabei nichts weiter, als wie er die Situation beschreiben will. Auf dem Papiere hätte er Ihre Elisabeth noch lieber, als in seinen Armen. Es ist die unschuldigste Seele von der Welt; Elisabeth kann bei dem Umarmen nicht weniger denken, als er.

So wie die bestürzte Elisabeth hörte, daß es unser Bettler war, schloß sie ihn selbst in ihre Arme, und die Kleinen gaben ihm etwas von ihrem Pfefferkuchen ab. Oheim Friedrich holte jetzt ein Pack und einige Schachteln hervor, und sagte: hier bringe ich Ihnen einige Beiträge zur Reformationsgeschichte. Ein Paar einfache, aber moderne Hüte und Hauben, zwei einfache, aber geschmackvolle Kleider, doch nur von wollenem Zeuge, einige Paar Handschuhe, und ein Stück blaues Band zogen Augusten und Elisabeth aus einer Unterredung mit dem Romanenschreiber an sich. Ihr seyd mir zuvorgekommen, sagte Oheim Friedrich; was ich euch bringe, habt Ihr schon. Er vertheilte

seine Herrlichkeiten. Jede nahm das Ihrige, und nun gingen sie Beide weg. Nach einer halben Stunde kamen sie mit zufriedenen Mienen wieder; es mußte alles gepaßt haben. Auch Karl und die Kleinen hatten während dessen Geschenke bekommen; man kann sich leicht denken, mit welcher Freude Alle an dem Oheim hingen.

Die Geschichte hebt an.

Vater, es wird zu dunkel zum Schreiben! sagte meine Frau, als ich eben die Feder nahm, um diesen Abschnitt anzufangen. Ich hatte mit aufgestütztem Kopfe da gesessen, und über unsre Schicksale, über die Schicksale der Menschen nachgesonnen. Das thue ich immer, so oft ich etwas Trauriges niederschreiben will, und ich rathe jedem Schriftsteller, nicht mit Lachen an eine Scene des Schmerzes, nicht mit einer Brust voll Grams an die Beschreibung eines schönen Morgens zu gehen.

Es wird zu dunkel zum Schreiben! sagte also meine Frau. „Hier, liebe Frau," (ich zeigte auf das Papier) „wird es noch dunkler." — Was schreibst du denn? — „Ich bin bei dem Tage, an welchem unsre beiden ältesten

Mädchen die Lilas-Kleider bekamen." — Da war der Anfang! sagte sie seufzend. — „Und was war Schuld daran? Lieber Gott! ein neues Kleid, ein Scherz: weiter nichts. Unsere Leiden sollten eigentlich nur an unsern Thorheiten hangen" — Oder an unsern Sünden, unterbrach mich meine Frau. — „Nein, Liebe; Sünden bestraft das Gewissen. Ich sage an unsern Thorheiten, oder an unsern Leidenschaften, oder an unsern Schwächen; aber sie hangen an Allem. Wir sind für den Schmerz gemacht; und darum sage ich: er veredelt unser Herz, er verfeinert unsere Liebe, er verschönert unser Grab; und das ist viel gesagt! Wären alle Menschen glücklich, es würde wenig Liebe auf der Erde seyn."

Den folgenden Morgen kamen Elisabeth und Auguste schon früh in ihren Lilas-Kleider und ihren neuen Hauben zu uns herunter. In der That, sie waren Beide schön, besonders Elisabeth. Unsre Magd, die schon lange mit großer Neugierde die Veränderungen in unserer Kleidung bemerkt hatte, und nun heute die beiden Mädchen so überaus geputzt sieht, sinnt nach, was doch wohl die Ursache von dem allen seyn möge. Sogar in unserm Dorfe war schon die Frage aufgeworfen worden: was ist denn das mit unsers Pastors Töchtern? und man hatte die Magd darüber examinirt, doch ohne eine Antwort zu bekommen.

...IOTHEK D. STÄDT. MUSEUM SALZBURG

Anne combinirt zwar die Ankunft unsrer Fremden mit Elisabeths Putz; allein der dicke Buchhändler sowohl als der runde Romanenschreiber sehen ihr nicht so aus, als ob sie für meine Tochter seyn könnten. Sie denkt nur: es muß sich ja zeigen! — Als unsre beiden Gäste aufstanden, zettelte der Romanenschreiber sogleich wieder eine Situation an. Er bat Elisabeth, zu spielen; und sie spielte zum Entzücken. So wie sie aufhörte, umfaßte er sie, und rief: o, diese liebliche, reine, himmlische Harmonie sey ewig in deiner Seele, Elisabeth! Was du je thust, sey den Grazien heilig! Hier, schönes Mädchen, mit diesem Ringe — sieh, die Huldgöttinnen in ewig schönem Bunde stehen darauf — weihe ich dich den Grazien ein. Er zog einen schön geschnittenen Karneol von seinem kleinen Finger, und steckte ihn an Elisabeths Hand.

Ein Ring war mir doch bedenklich, und sogar auch der unschuldigen Elisabeth. Sie wehrte sich ein wenig; allein der Oheim Friedrich rief: nehmen Sie, Kind! Auf mein Wort! das hat bei dem weiter keine Folgen, als etwa ein hübsches Kapitel in einem Buche. — Sie nahm den Ring erröthend, und nun erfuhren wir denn auch, daß uns der junge Pahlen heute besuchen würde. Er wäre schon gestern mitgekommen, sagte Friedrich: aber erstlich mochte ihn der da nicht mitnehmen, weil ihm bange war, daß Pahlen ihm alle Situationen ver=

derben möchte; und zweitens wollte ich meine Mädchen erst ein wenig in der Mode haben. Nun mag er kommen! — Diese Nachricht schien meiner Elisabeth nicht gleichgültig zu seyn; es zeigte sich ein Strahl von Heiterkeit in ihren Augen.

Sie geht hinaus, und ruft ihrer Schwester zu: Gustchen! er kommt! er kommt zu Pferde! — Nun fragt Auguste; und Elisabeth erzählt ihr, was sie so eben gehört hat. Unsre Magd hört den Ausruf: „er kommt! zu Pferde!" und denkt: wer ist der Er? Die Mamsell war ja vor Freude ganz ausser sich! Nun, ich werde ja den, der zu Pferde kommen soll, wohl sehen! Elisabeth selbst konnte nicht so auf Pahlen hoffen, wie jetzt unsre Magd. Endlich hört diese ein Pferd, und fliegt an die Hofthür, um dem Fremden das Pferd abzunehmen; und nun sieht sie einen jungen, schönen Mann in sehr eleganter Kleidung, der ihr für ihren kleinen Dienst noch obendrein ein reichliches Trinkgeld giebt. Es kann nicht anders seyn, denkt sie; der junge, schöne, freigebige Mann ist Mamsell Lieschens Bräutigam.

Elisabeth kommt ihm in der Thür entgegen, und er küßt ihr die Hand. Sie erröthet, weil sie dieser Ehrenbezeugung nicht gewohnt ist, und geht mit Pahlen in das Haus. Die Magd denkt: hm! wie roth sie wird! Es ist richtig!

Wir Alle freuten uns herzlich über Pahlens Ankunft, besonders aber meine gute Frau. Sie erinnerte sich unsers Gespräches bei dem Oheim Friedrich, und suchte aus dem unbetretensten Winkel im ganzen Hause ein Paar Blätter Noten hervor, die sie von ihrem Vater geerbt hatte, und auf denen etwas dem plainchant Ähnliches stehen sollte. Als sie es ihm vorspielte, wollte es niemanden gefallen: das sah ich deutlich an allen Gesichtern, ausgenommen an Pahlen und Elisabeth, die bei dem Klavier standen und die lateinischen Worte brummten. Sie spielte es wohl dreimal, und zuletzt brummten wir Alle mit, endigten aber mit einem Tutti von Gelächter, das meine Frau ein wenig übel nahm.

Pahlen, der jetzt — das machte wohl die Kleidung — mit unsrer Elisabeth viel scheuer und ehrerbietiger sprach, erinnerte sie an die schönen Spaziergänge um das Dorf her, von denen sie ihm erzählt hatte; und Beide gingen ganz allein, weil Auguste, die gern mitgegangen wäre, der Mutter in der Küche helfen mußte. Elisabeth führte Pahlen indeß nur in den Garten, und ging darin mit ihm auf und nieder, weil sie sich scheuete, ohne die Begleitung ihrer Eltern ihren Putz vor den Bauern sehen zu lassen.

Pahlen hatte eine Feuerseele, und Elisabeths Herz war ja fast immer in Bewegung. Beide sprechen Anfangs von dem schönen Som-

mertage, dann von dem Gefühle der Schönheit, und hierauf von den menschlichen Leiden, von dem Grabe und den ewigen Hoffnungen edler Herzen. Pahlen bemerkt mit dem Entzücken eines heißen, enthusiastischen Jünglings in Elisabeth ein Herz voll Unschuld und der reinsten Gefühle. Als ihre Augen in dem Gespräche sich benetzen, als sie ihm die Hand drückt (die Unschuldige hätte sich eben so arglos von ihm an die Brust drücken lassen, wenn er die Arme geöffnet hätte): da geräth sein Herz in die zärtlichste Bewegung, und auch seine Augen benetzen sich. Er tritt vor sie hin, und legt, ganz außer sich, ihre Hände an seine Brust. Diesen zärtlichen Auftritt sieht unsre Magd, die in einem nahen Beete Erbsenschoten pflückt. Sie hört ihn sagen: meine theure Elisabeth! und nun wird ihre Muthmaßung, daß der junge hübsche Herr Elisabeths Bräutigam sey, Gewißheit. Alles hängt jetzt zusammen: unsre Reise, die Reform im Hause und in der Kleidung, Elisabeths Ausruf: er kommt! er kommt zu Pferde! und dieses Gespräch.

Auch wir kommen nun in den Garten. Elisabeth geht, der Magd zu helfen; und jetzt wird an dem Erbsenbeete folgendes Gespräch gehalten. Glauben Sie wohl, Mamsell Lieschen, daß ich hier meine hellen Thränen geweint habe?

„Mein Gott! warum denn, liebe Anne?“
Über Sie, und den jungen Herrn.

„Wie denn so?"

Ach, Mamsell Lieschen, Sie sind heute so schön! so schön! und der junge Herr ist eben so schön! (Elisabeth lächelt.) Und das gute Herz lacht ihm aus den Augen. Ach, Mamsell Lieschen, so ein schönes Paar muß der liebe Gott segnen.

„Paar? Was sprichst du doch, gute Anne!"

Ich weiß wohl, was ich sage. Sie sind Braut, Mamsell Lieschen. Ich soll es noch nicht wissen; aber aus meinem Munde wird es Niemand erfahren. Gewiß nicht!

„Anne, du bist einmal wunderlich," sagte Elisabeth ängstlich, und mit einem Herzpochen, das sie in Pahlens Gesellschaft nicht gefühlt hatte, und das von dem einzigen Wörtchen Braut herrührte.

Ei, Mamsell, sagte Anne; ich müßte ja keine Augen haben: wahrhaftig, daß müßte ich nicht! Da standen Sie, und das Wasser lief ihnen die Backen herunter, und Ihrem Bräutigam auch. Und das Händedrücken, das Rothwerden, wollte gar nicht aufhören, und das Halstuch ging, als wenn der Wind in den reifen Rocken stößt. Ich habe alles wohl gesehen.

„Anne, du bist wirklich nicht gescheidt!"

O, liebe, gute Mamsell, sagen Sie mir doch nur mit einem kleinen Wörtchen, daß es wahr ist. Ich habe Sie gar zu lieb; und

richtig ist es doch. Denn, Mamsell Lieschen, wie er sie ansah! — Das Feuer schlug ihm ja zu den großen ehrlichen Augen heraus. Ach, du lieber Gott! so ein schönes Paar! ein Paar Engel! Sehen Sie nur, wie mir schon wieder die Augen überlaufen. An Ihrem Hochzeittage will ich auf die Kniee fallen, und Gott wird Ihnen seinen Segen geben um meines Gebetes willen, und weil Sie so gut, so herzensgut sind! geistlichen und leiblichen Segen!

In diesem Augenblicke sieht Anne den Ring an Elisabeths Finger, faßt die Hand, drohet dem Mädchen, und sagt: wollen Sie noch leugnen? Ist die Jungfer beringt, so ist sie auch bedingt.

Elisabeth giebt ihr, ungeachtet der angenehmen Verwirrung, worin sie ist, die Versicherung, daß sie den Ring von dem runden Manne bekommen habe. Anne schüttelt ungläubig den Kopf, und Elisabeth eilt, aus dem gefährlichen Erbsenbeete wegzukommen. Aber der Schade war nun einmal geschehen. Von diesem Augenblick an mischte sich in Lieschens unschuldige, reine Gefühle ein unnennbares Etwas, eine sehnsuchtsvolle, süße Unruhe. Ihr Herz, ihre Seele öffnete sich, eine ganz neue Welt aufzunehmen. Sie eröthete, sie floh vor Pahlen, und hätte vor sich selber fliehen mögen; sie fühlte, was sie nie gefühlt hatte: eine geheime Stimme tief in ihrem Herzen, die ihr Vorwürfe machte. Die unschuldige

Seele zitterte vor einem Gespenste; und diese leere Furcht vor sich selbst brachte sie dem Abgrunde näher. Sie konnte es sich nicht leugnen, daß Pahlen ihr von dem ersten Augenblick an wohlgefallen hatte. Seine Achtung, seine Händedrücke waren ihr in die Seele gedrungen. Sein Handkuß an diesem Morgen — eine Ehrenbezeigung, die sie nur als einen Beweis der kindlichen Ehrfurcht kannte — hatte ihre ganze Seele erheitert, und es war ihr sehr angenehm gewesen, ihn gut gekleidet empfangen zu können.

Aber die Wörter Braut, Bräutigam, Hochzeit hatten diesen Gefühlen etwas ängstlich Bebendes, schmerzlich Sehnsuchtsvolles zugemischt. Sie sah, sie fühlte jetzt Alles anders; sie zitterte vor der leisesten Regung des Wohlgefallens an Pahlen. Mit zögernden Schritten, und einmal über das andre erröthend, trat sie zu unsrer Gesellschaft, als ich sie rief, und war stumm, nachdenkend, unruhig. Doch Pahlen wußte durch seine heitre Ruhe und Unbefangenheit die Gespenster bald aus ihrer Phantasie zu verjagen. Er schäkerte mit Augusten, die nicht aufhören wollte, ihm den plain-chant vorzubrummen, und die auch ihre Schwester sogleich neckte. Gegen Mittag hatte Elisabeth ihre Ruhe wieder gefunden. Sie wurde nun auf Annen böse, und verbot ihr sehr ernstlich, von dem thörichten Geschwätze wieder etwas zu erwähnen. Anne aber, um

recht sicher zu gehen, wendete sich an das weise Hannchen, das wirklich auf alles sehr genau Acht gab, und, wenn wir etwas vorhatten, es oft eher, als ihre ältern Geschwister, herausbrachte. Sie fing an das Kind auszufragen; da aber Hannchen nichts wußte, und doch hier etwas Merkwürdiges hörte, so fragte sie nun die Mägd aus, und hielt endlich das für ausgemacht gewiß, was Anne so zuversichtlich sagte.

Das kleine Mädchen war mißvergnügt darüber, daß ihr so etwas entgangen war, und noch mehr, daß man ihr das Geheimniß nicht entdeckt hatte. Sie machte ein sehr weises Gesicht, und lauerte uns Allen auf. Bei Tische saß Pählen zwischen meiner Frau und Elisabeth, die von allen meinen Kindern allein ein Weinglas hatte, weil unser Vorrath an Gläsern nicht weiter reichte. Er stieß ein Paarmal mit Lieschen an, und sprach so zärtlich, so ehrerbietig mit ihr, daß die Kleine in ihrem Glauben noch mehr bestärkt wurde.

Nach Tische schlich sie, um ihrer Sache gewiß zu werden, den vermeinten Brautleuten nach, die nun aus dem Garten in ein kleines Birkenwäldchen, dem Lieblingsaufenthalte meiner Elisabeth, gingen. Das vertrauliche Gespräch, welches Beide mit einander führten, benahm der Kleinen vollends alle Zweifel; und nun war der Triumph, den sie haben konnte, zu groß, als daß sie ihn sich hätte versagen sollen. Sie näherte sich auf Umwegen dem

liebenden Paare, mit einem Strauße Feldblumen in der Hand, die sie im Gehen gepflückt hatte. Schenke mir den Strauß, Hannchen, sagte Pahlen. Nein, antwortete die Kleine rund ab. „Willst du dem Herrn nicht einmal die Blumen schenken!" fragte Elisabeth, und griff danach. Hannchen legte die Hand mit den Blumen auf dem Rücken, und sagte kalt: „diese soll Oheim Friedrich haben. Dem Herrn will ich einen großen Strauß schenken, an dem Tage, da du Hochzeit mit ihm hast!" und wie der Blitz war sie hinter den Gebüschen verschwunden.

Der Blitzstrahl war gefallen und hatte getroffen. Elisabeth stand in einer unbeschreiblichen Empfindung da, erröthend, mit tief niedergeschlagenen Augen, mit zitternder Hand, die sie nicht Kraft genug hatte, aus Pahlens Hand zu ziehen, so gern sie auch wollte. Die unschuldige Seele! Es fehlte ihr an Muth zu lächeln, einen Scherz aus Hannchens Worten zu machen, hinter der Kleinen herzulaufen, um ihr den Strauß zu nehmen, oder sonst etwas der Art zu thun.

Pahlen, der in dem Scherze nichts, gar nichts fand, was sich nicht durch einen andern Scherz hätte wieder gut machen lassen, öffnete so eben die Lippen, um etwas zu sagen; aber er schwieg, als er das schlanke, liebliche Mädchen, mit dem glühenden Gesicht und den bedeckten Augen sah, aus denen ein Paar Thrä-

nen langsam hervorquollen. Er betrachtete sie einen Augenblick schweigend, und seine Brust durchzückten, schnell wie Blitze, und eben so verzehrend, Gefühle der Liebe, der Sehnsucht, mit solcher Gewalt, daß auch seine Hand, in der er noch immer Elisabeths Hand hielt, anfing zu zittern. Seine Augen flammten; er wußte nun, daß er Elisabeth liebte, daß er sie von dem ersten Augenblicke an geliebt hatte.

Sie erhob das große blaue Auge in Thränen zu ihm, und schlug es schamhaft wieder zu Boden, als sie seine Blicke bemerkte. Sehnsucht und Schmerz bewegten sich in ihrer Brust; ihr Busen flog, obgleich nicht von Liebe, nicht von Scham. sie wußte selbst nicht, was sie fühlte.

Pahlen hob ihre Hand — nur um sie los zu lassen, und damit Elisabeth Zeit hätte, sich zu erholen — langsam auf, und drückte sie an seine heißen Lippen. Elisabeth stand wie eine Bildsäule da, und fühlte nichts, als die heißen Thränen auf ihrem Arm, und die glühenden Lippen auf ihrer Hand. Jetzt flog die Flamme durch Pahlens Adern. Er umfaßte das Mädchen mit Heftigkeit, und es sank nun durch diese Bewegung in seine Arme. „Meine Elisabeth!" seufzte er; „ewig meine Elisabeth! Nichts soll uns trennen! Du mein! ich dein! Und jetzt brannten die glühenden Lippen auf ihrem Munde. Sie öffnete matt die Augen,

und heftete sie rührend auf die seinigen. Ach, dieser Blick kündigte dem Jüngling sein Glück an; aber uns Allen, und ihr selbst, ein langes Leiden!

„O, nur ein Wort, Elisabeth!" rief er wieder; winke nur mit den Augen, oder drücke nur deine Hand an meine volle Brust, zum Zeichen, Geliebte, daß du mein seyn willst!" Ihre Augen voll Thränen sahen ihn starr an. Sie entzog ihm ihren Mund nicht, sie machte keine Bewegung, sich von ihm los zu winden; aber sie stand mit fliegendem Busen da, ohne ihm das Zeichen, das er verlangte, zu geben.

Pahlen gerieth in Verlegenheit, als er immer und immer ihren trostlosen Blick sah. Er richtete sie auf; denn sie war, so wie sie in seine Arme sank, liegen geblieben. Elisabeth, sagte er: erholen Sie Sich! Jetzt erhob sie die zitternde Hand, legte sie flach vor seine Brust, und drückte ihn langsam von sich.

O, ich Unglücklicher! rief er; wenn ich Sie recht verstehe, Elisabeth! — Sie drückte ihn aufs neue von sich, und sagte leise: „o, verlassen Sie mich!" mit einem Blicke, worin sich Angst und Schrecken mahlten. Er sprang zurück, warf sich auf eine Rasenbank, und beugte sein Gesicht in das Gras. Elisabeth hörte ihn schluchzen, warf jetzt einen Blick auf ihn, sah ihn in der Stellung des Schmerzes, eilte ihm zu Hülfe, und schlang die Arme um

ihn. Er richtete sich auf, umfaßte sie in wilder Bewegung, und sie sank auf sein Knie, an seine Brust.

„Elisabeth!" sagte er ernst; „ich bin der unglücklichste Mensch, den die Erde trägt, wenn Sie nicht mein werden! Es wird mein Tod seyn!" — O, sagte sie in großer Angst, und sank mit dem bleichen Gesicht auf seine Schulter: was soll ich sagen?

„Daß Sie mich lieben, Elisabeth."

Ich liebe . . . sagte sie mit zitternden, leisen Tönen.

„Mich? mich? Elisabeth! o reden Sie! geben Sie mir das Leben!"

Sie erhob den Kopf, sah ihn mit dem blassen Gesichte, auf dem sich dennoch ein leichter Blick der Schamröthe zeigte, ängstlich an, und schwieg. In diesem Augenblicke sprang Auguste herzu, und rief, als sie Elisabeth sah: o Gott! was ist meiner Schwester! Elisabeth streckte ihr die offnen Arme entgegen, blieb aber auf Pahlens Knie sitzen. Auguste warf sich vor ihr nieder, fragte mit immer wachsender Angst: was ist dir, meine geliebte Elisabeth? und so hielten beide Schwestern ihre Arme verschlungen.

Endlich hatte sich Elisabeth erholt; sie richtete sich auf, und ihre Farbe kam nach und nach wieder. Jetzt warf sie sogar einen zärtlichen Blick auf Pahlen; aber desto fester drückte sie sich in die Arme ihrer Schwester. O dir,

Liebe Auguste, fing sie an; dir kann ich alles sagen. Ach, meine Brust ist so voll, so schrecklich voll! Sieh, da kam Hannchen . . . — Hier unterbrach sie ihre Erzählung, legte den Mund an Augustens Hals, und flisterte: nein, ich kann es dir doch nicht sagen!

Nun, so reden Sie doch, Pahlen! rief Auguste. Hannchen habe ich gesehen; die ist gesund.

Pahlen trat endlich — er war verlegen gewesen — fest auf die beiden Schwestern zu, und hob an: „Elisabeth, in Gegenwart Ihrer Schwester frage ich Sie noch einmal: wollen Sie mein seyn? Ich liebe Sie; liebte Sie schon in dem Augenblicke, da ich Sie zum Erstenmale sah. Wenn Sie meine Liebe verachten, so bin ich der unglücklichste aller Menschen!" Elisabeth hatte noch immer das Gesicht an der Brust ihrer Schwester, und antwortete nicht. Auguste hob ihr Gesicht auf, und sah ihr mit Taubenfreundlichkeit in die Augen. Nun, gute Elisabeth, liebst du ihn? aber nicht so, wie wir das bisher verstanden haben. Was Pahlen meint, ist ganz etwas Anderes. — „Ach, das weiß ich!" seufzte Elisabeth. — Es giebt nichts Schöneres auf der Welt, als die Liebe, und Pahlen . . . Elisabeth, gut warst du ihm schon seit unserer Reise, und was du mir diesen Morgen, als du aus den Erbsen kamst, gesagt hast . . .

Elisabeth verschloß ihr den Mund mit Küssen. Also, fuhr Auguste fort, nur heraus mit der Sprache! Das lange Drehen und Zieren taugt nichts. Kommen Sie, Pahlen! Sehen Sie doch aus, gerade wie in meinem Buche steht: „die zärtlichen Augen voll Thränen, die Wangen voll Karmin." Hu! und wie das Herz pocht! O Kind, du liebst ihn. Sag es doch nur ohne Umstände! Aber Pahlen, was stehen Sie denn da so steif, wie die Birken? Können Sie denn nicht auf die Kniee fallen, oder eine kleine Rede halten?

Pahlen blieb starr wie eine Birke stehen, fiel nicht auf die Kniee, und hielt auch keine Rede. Augustens Manier war ihm ein wenig zu komisch; er wußte nicht, ob das Mädchen ihn nicht etwa necken wollte. Elisabeth, bei der die Rede ihrer Schwester geholfen hatte, wäre jetzt muthig genug gewesen, in Augustens Gegenwart zu sagen: ich liebe Sie, Pahlen! Aber ein Blick in seine Augen, die starr auf sie geheftet waren, nahm ihr den Muth wieder, und sie schlug den Blick zu Boden.

Auguste sprach in völligem Ernst. Als wir bei dem Oheim Friedrich waren, hatte sie nicht allein die Kleiderschränke der Nichten durchsucht, sondern auch ihren Bücherschrank. Sie nimmt ein Paar Bände hervor, findet Romane, liest darin einige Seiten, und begreift nicht, warum ihr Vater diese Lektüre noch so weit hinausgesetzt habe. Die Nichten

bereden sie, ein Paar Romane mitzunehmen, und sie thut es, freilich mit einem kleinen Herzklopfen. Am folgenden Morgen, als Auguste mit Elisabeth allein ist, legt sie die beiden Bücher auf den Tisch, und fragt, um ihn her hüpfend: ob ich sie lese, oder nicht? Elisabeth fragt, was es sey. Auguste erzählt, und bittet ihre Schwester, die Bücher mit ihr gemeinschaftlich zu lesen. Das schlägt Elisabeth sehr ernstlich ab; dagegen aber (denn das Mädchen mußte nun einmal jede abschlägige Antwort versüßen) verspricht sie ihr, nichts davon zu sagen. Auguste ihrer Seits giebt ihr das Versprechen, bei dem ersten schlechten Worte, das vorkomme, ihr die Bücher auszuliefern. Sie liest nun, und wird entzückt; sie liest weiter und stutzt. Es ist nichts Unrechtes, was da steht, aber etwas Neues. Sie kann sich nicht davon losreißen, und sagt, als sie das Buch zumacht: Lieschen, was ich gelesen habe, — und glaube mir, Plutarchs Lebensbeschreibungen sind gar nichts dagegen! — das könnte mir selbst begegnen, ja ich denke, es m ü ß t e mir einmal begegnen; und so ist es gut, daß ich dies gelesen habe. Ich weiß nun, was ich sagen und thun soll. Es steht kein unrechtes Wort darin, Elisabeth. Ich habe dabei gelacht und geweint; und am Ende bin ich klüger geworden, auch besser, denk' ich. Ich weiß nicht, der Vater muß an ganz besondere Bücher gerathen seyn, daß er sie uns nicht hat lesen lassen.

Sie fing das zweite an, las die ganze Nacht hindurch mit verdoppeltem Entzücken, und wollte nun Elisabeth durchaus bereden, die Bücher zu lesen; doch diese rührte sie nicht an, so sehr ihr auch das Herz vor Verlangen schlug, wenn Auguste den Kopf mit den nassen Augen hintenüber legte. Als das zweite zu Ende war, sagte sie: Elisabeth, es ist unrecht, daß uns der Vater das alles verschweigt; denn auch uns wird das bald begegnen, was ich hier gelesen habe.

„Wie weißt du denn das, wunderliches Mädchen? Du selber sagst ja, daß du es noch nicht gekannt hast."

Ach, Elisabeth, ich wußte es alles, und auch du weißt es; nur die Worte dazu fehlten mir. Laß dir nur erzählen: das hat der Vater doch nicht verboten.

Die gewissenhafte Elisabeth wollte auch nichts hören, und Auguste mußte endlich schweigen.

Nun fand Auguste ihre Schwester mit Pahlen so im Garten, wie ich es erzählt habe. Sie begriff sogleich, wovon die Rede war, und ärgerte sich, daß Pahlen so stumm blieb. Am Ende, sagte sie verdrießlich, habt Ihr mich hier Beide zum Besten; denn es ist ja doch wahr, und ich stehe hier, und verschwende Worte. Lieschen, was hattest du denn auf Pahlens Schooße und an seiner Brust zu suchen, wenn du ihn nicht liebtest, und wenn du es ihm nicht schon gestanden hättest? Ich habe dir ja schon

vor drei Wochen gesagt, daß uns so etwas begegnen würde. Siehst du? Wie es dir jetzt ist, gerade so steht es in den Büchern, die du nicht hast lesen wollen. Erstlich, wenn er dir die Hand drückte, war dir die Seele so voll, so voll Entzücken, so voll Sehnsucht: nicht wahr? (Elisabeth erröthete und schwieg.) Zweitens, als er dich in seine Arme nahm, da war es dir, als wollte die Erde unter dir wegfliegen; du wurdest blaß, du vergossest Thränen, und hättest an seiner Brust, in seinen Armen sterben mögen: nicht wahr?

„Ach!" antwortete Elisabeth mit einem langen Seufzer, und schlug die Augen in die Wolken. „O!" rief Pahlen auf einmal, und warf sich vor Elisabeth nieder: „welch ein Entzücken! Elisabeth, Sie lieben mich? Sie sind mein?"

Endlich einmal kommt es doch in Gang! sagte Auguste, und winkte ihrer Schwester zu. Elisabeth legte ihre Hände auf Pahlens Schulter, und drückte ihn an sich. Nun umfaßte er ihren schlanken Leib, und hob das Gesicht auf; sie sank, hold erröthend, langsam mit dem Gesichte zu ihm nieder. Beide umschlangen sich inniger, und ihre Seufzer, Thränen und Küsse mischten sich.

Sieh! sagte Auguste mit nassen Augen: gerade so, wie es in den Büchern steht! — Sie bekam ihre frohe Laune bald wieder. Als das Umarmen nicht aufhörte, sagte sie lustig:

der Vater hat doch allerliebste Töchter! die eine liest, und die andere macht Romane. Wollte ich doch, er stände hier, und sähe das mit an! ein Kuß, der schon eine Viertelstunde dauert! Ich möchte wohl wissen, was er dazu sagen würde. Am Ende wäre ich doch die beste; ich lese doch nur Romane. — Der Rausch der Liebenden währte ihr zu lange, und sie weckte Beide aus ihrem Vergessen. Elisabeth fiel ihr zitternd um den Hals, und sagte: Schwester, wie glücklich bin ich! ach, wie namenlos glücklich! — Das bleibst du auch gewiß! sagte Auguste freudig; denn Pahlen wird dir treu seyn!

„O, Elisabeth!" sagte Pahlen feierlich; „wenn ich dich, du edles, unschuldiges Mädchen, je betrügen könnte, wenn je mein Herz dich nur weniger liebte, als in diesem entzückenden Augenblick: so wäre ich ein Ungeheuer. Ja, Elisabeth, du sollst mein werden, und wenn die ganze Welt sich dagegen setzte!"

Was machen wir nun? fragte Elisabeth Augusten. Ich fürchte, der Vater . . .

Der Vater? Ja, liebes Kind, die Väter werden bei so etwas beinahe immer böse. Es hat entweder bei den Liebhabern, oder bei den Geliebten einen Haken. Ich denke, Pahlen, Sie werden ja nicht ein Prinz, ein Graf, oder so etwas seyn? oder . . . . — Pahlen gerieth in große Verlegenheit; und Auguste wurde bei einem Blick auf ihn sehr kleinlaut. Daß es auch, sagte sie, mit der Liebe immer so schnell kommt,

ehe man nur einmal fragen kann, wen man vor sich hat! Viel Gutes wird es diesmal nicht seyn: das seh' ich an Ihrem Gesichte.

„Ich bin dein, Elisabeth!" sagte Pahlen versichernd; „und willst du, so gehen wir in diesem Augenblicke zu deinem Vater." Elisabeth sah ihn zärtlich an; Auguste schüttelte den Kopf: ihr wurde ein wenig bange, weil sie die Entscheidung beschleunigt hatte. Höre, Elisabeth, sagte sie ängstlich: du weißt, wie lieb dich der Vater hat. Er würde vor Kummer sterben, wenn er dich nicht glücklich sähe. Ja ich! bei mir wäre es ein Anderes! Ach, liebste Elisabeth, mir schlägt schon jetzt das Herz. Ich bitte dich, laß uns thun, als wäre es nur Spaß gewesen.

Jetzt warf Elisabeth einen Blick auf Pahlen, und sagte: nein, ich werde ihn ewig lieben. Lassen Sie uns zu meinem Vater gehen!

Auguste hielt sie zurück, und bat Pahlen, wenigstens doch nur zu sagen, welchen Haken es hätte. „Gute Elisabeth," sagte er; „ich bin nicht ganz mein eigener Herr. Mein Vermögen ist klein, und ich hange von einem Oheim ab; aber wenn er dich sieht, du himmlisches Mädchen — o, er muß uns seinen Segen geben! — Auguste schüttelte den Kopf; in einem ihrer Bücher war ein Oheim vorgekommen. Und wer ist denn dieser Oheim? fragte sie.

„Ein Landedelmann, ein Baron von Pahlen."

O, mein Gott; rief Auguste; nun habe ich nichts weiter mit der Sache zu thun. Elisabeth, ich bitte dich um alles in der Welt, sag nur den Vater nichts. — Sie umfaßte ihre Schwester so zärtlich, und bat so dringend, daß diese ihr versprach, was sie verlangte. Dafür, sagte Auguste nun, will ich euch Beiden auch treu seyn, so lange ich lebe. Nein, der Vater darf nichts erfahren; er grämte sich sonst todt.

Pahlen hatte nur noch Zeit, Elisabeth zu umarmen, und ihr ewige Treue zu versprechen, als sie schon Stimmen in der Nähe hörten. Beide faßten sich, so gut sie konnten. Auguste hängte sich in Pahlens Arm, und kam uns lachend und singend entgegen. Am Abend fuhren die Fremden wieder weg. Elisabeth und Auguste gingen sogleich zu Bette, und wir hörten auch nicht Eine Anmerkung über unsre Gäste von ihnen.

Augustens Schrecken über das Wort Baron war sehr natürlich. Meine Kinder — und, ich muß nur gestehen, wir Alten dazu — konnten uns keinen andern Begriff von einem Edelmanne machen, als nach dem Gutsbesitzer in unserm Dorfe. So oft er kam (und das gesah alle Jahre einmal), traf der Pächter, der ihn kannte, solche Anstalten zu seinem Empfange, als ob ein Fürst zur Huldigung käme. Auch ich mußte jedes Mal erscheinen, und das that ich denn nie ohne eine Art von Angst, obgleich dieser Besuch mir eine gute Ge-

legenheit gab, meiner Frau einmal wieder meine Menschenkenntniß zu beweisen. Ich setzte ihr nemlich, um mir selber Muth zu machen, aus einander, wie leicht man vor einen Mann von Stande treten, und in dessen Gegenwart seinen Werth behaupten könne, wenn man nur entweder artig genug sey, ihn sein eigenes persönliches Gewicht fühlen zu lassen, ohne dabei furchtsam zu scheinen, oder fest genug, ihm zu imponiren, was übrigens keine große Kunst erfodere, da man nur ein Paar Prätensionen mehr zu machen brauche, als man eigentlich machen dürfe, um so viel zu erhalten, als man erhalten wolle. Ich bin von der Wahrheit dieser Sätze noch jetzt so überzeugt, wie damals; es ist mir aber nie gelungen, sie auszuüben: denn sobald ich den Grafen da stehen sah, mit dem Domherrnkreuze, in dem prächtigen Kleide, in der nachlässigen, halb von uns abgewendeten Stellung, war ich augenblicklich furchtsam und hölzern. Ich stand hinter dem Amtmann und dem Justitiarius, und hielt mir die kräftigsten Reden über den wenigen Werth des Ranges: aber ich hatte nicht den Muth etwas zu sagen; und wenn ich es ja versuchte, so sprach ich schlecht, wurde dadurch noch ängstlicher, und blieb es auch, obgleich der Graf jedes Mal so artig war, einige höfliche Worte an mich zu richten. Auf dem Rückwege wußte ich sehr wohl, was ich hätte sagen sollen. Ich fürhte ganze witzige

Dialogen mit ihm, ließ ihn sogar einen Spötter der Geistlichen seyn (was er nicht war); und er hatte dennoch seinen Mann an mir gefunden. Ich dachte immer: wenn er dich doch noch einmal rufen ließe, damit du deine Einfälle anbringen könntest!

Zu Hause that ich groß. „Ich gebe um diese Bekanntschaft,“ sagte ich, „nicht einen Bogen Makulatur, ob es sich gleich noch gut genug mit dem Grafen umgehen läßt. Er ist höflich und artig; aber ich fragte nichts darnach, gar nichts.“ Mitten unter diesen Prahlereien konnte ich aber doch meiner Frau mit recht angenehmen Empfindungen so nebenher erzählen, daß er mir auf die Schulter geklopft, oder gar die Hand gegeben habe.

Meine Kinder machten sich also sehr hohe Begriffe von dem Adel; und hätte Elisabeth nur die mindeste Ahnung davon gehabt, daß auch Pahlen zu diesem Stande gehöre, so würde sie nicht ohne Zittern an die Bekanntschaft mit ihm gedacht haben. In dem Hause des reichen Buchhändlers aber hatte man andre Begriffe. Der Baron Pahlen war dort ein Hausfreund, hieß Pahlen schlechtweg, und betrug sich äußerst artig; meine Kinder und wir Alle wußten nicht, daß ein Edelmann in ihm steckte. Kaum nannte er nun seinen Oheim Baron, so verlor Auguste nach ihrem Begriffe von einem Edelmanne alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges; Elisabeth aber, die jetzt

unter der Herrschaft des Gottes war, der, wie der Tod, alles gleich macht, fand das nicht mehr so. Auch sie erwartete freilich nichts von dem Oheim; aber Auguste sogar nichts von Pahlen selbst: denn wie konnte sie denken, daß es für ihre demüthige Schwester, die Tochter eines armen Landpredigers, je möglich wäre, eine Baronin zu werden!

Nach einigem Überlegen hielt Auguste die Sache denn auch nicht für sehr ernsthaft; sie meinte, Pahlen sowohl als Elisabeth würden bald die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung einsehen und alle Hoffnung aufgeben. Wirklich machte sie einen Versuch, ihrer Schwester diesen Gedanken beizubringen; aber die heißen Thränen, womit Elisabeth alle ihre Gründe beantwortete, erregten ihr Mitleiden so sehr, daß sie es nun der Zeit überlassen wollte, das Herz der Unglücklichen zu heilen.

Ich erfuhr nicht das Mindeste, ob ich gleich wohl bemerkte, daß eine große Veränderung mit Elisabeth vorgegangen seyn mußte. Sie war, möchte ich sagen, durch die Liebe ein höheres Wesen geworden. Zwar ging sie träumend umher; man vermuthete aber aus ihren entzückten, wehmüthigen, sanften Blicken, sie hätte heilige Träume von einer besseren Welt, und ich konnte es nicht über das Herz bringen, sie aus denen zu wecken. Sie hatte vorher ihre Eltern geliebt, ihre Geschwister, ihre Hausgenossen, sogar die Thiere, die sie fütter-

te; jetzt aber liebte sie Alles, was sie umgab, alle Menschen, die ganze Schöpfung, und drückte sich oft rührend über diese Liebe aus, die ihr Wesen beseelte. O, sie ist zu gut für diese Welt! sagten wir, ich und die Mutter, in diesem Zeitpunkte tausendmal von ihr; aber wir wußten nicht, daß eben das, was ich Trug der Welt, und meine Frau mit dem biblischen Ausdrucke Fleisch nannte, die Liebe, unsre Elisabeth so gut machte.

Hoffnungen.

Was der Leser bisher gesehen hat, das waren die Folgen unseres Eintrittes in die Welt, und, leider! nicht die einzigen. Es schlangen sich tausend Fädchen aus ihr durch unsre Hütte, durch unser Leben, und hinderten den einfachen Gang unseres ruhigen Glückes. Unser Freund Friedrich, der uns in die Welt gezogen hatte, war edelmüthig genug, uns den Schritt nicht bereuen zu lassen. Er machte meinen beiden ältesten Töchtern und meinem Sohne Karl Geschenke; da wir Anderen nun nicht ganz und gar zurückbleiben konnten, so wußte er durch hundert Mittel — bald durch eine Wette, die er an meine Frau verlor, bald zur Vergeltung

einer Gefälligkeit, die sie ihm erwiesen hatte — uns nach und nach das in die Hände zu spielen, was wir brauchten, uns selbst und die übrigen Kinder zu reformiren. Es waren nur Kleinigkeiten, und die konnten es bei der einfachen Bescheidenheit meiner Familie nur seyn; doch diese Kleinigkeiten machen wieder andre nothwendig, die jetzt in meinem Hause schon für Bedürfnisse galten, und mir nur allzuviel kosteten. Noch immer beglückten Eintracht, Friede und Liebe mein Haus; aber dennoch sah ich mit Sorgen in die Zukunft, und nun regte sich bei mir zum ersten Male der Wunsch, eine bessere Pfarre zu haben. Mir freilich schien die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich; aber mein Freund, der Oheim Friedrich, war anderer Meinung. „Hm!" sagte er; „ich muß doch einmal überdenken, wie das wohl zu machen wäre!" und auf einmal wieder nach einigen Hm! Hm! „Sie sollen Superintendent in Schwarzenhagen werden. Der Mann ist drei und achtzig Jahr alt, und kränklich; er lebt kein Jahr mehr." — Ich erstaunte bei dieser so bestimmten Versicherung, und schüttelte ungläubig den Kopf. Nach drei Tagen aber ließ mich Oheim Friedrich in seinem Wagen nach der Stadt holen, und fuhr mit mir rings umher zu dem Präsidenten und den Räthen des Consistoriums. Überall wußte man schon von meinem Gesuch, überall kam man mir mit freundlichen Blicken entgegen.

Ich begriff nicht, durch welche Zauberei mein Freund das alles in drei Tagen so weit zu bringen gewußt hatte.

Geld, sagte er lächelnd, und ein wenig Weltkenntniß können viel ausrichten. Dem Neffen des Präsidenten kündigte ich ein Kapital auf; bei dem alten Consistorialrath, vor dessen Geradheit sich alles fürchtet, suchte ich eins, das ich dann wieder dem Rathe***, dessen Stimme sehr viel gilt, sehr zu rechter Zeit anbot. Der Neffe des Präsidenten behält mein Kapital; das Übrige ist in Ordnung, und Sie werden Superintendent, ohne daß es mir drei Louisd'or kostet.

So recht wollte der Weg, auf dem ich eine gute Stelle bekommen sollte, mir nicht gefallen. Wissen Sie einen andern? fragte Oheim Friedrich. Verdient irgend Jemand eine bessere Pfarre, so sind S i e es; und das, lieber Freund, ist genug. — Mir schien das nicht so; aber was sollte ich machen?

Am folgenden Tage aß beinahe das ganze Consistorium bei meinem Freunde. Ich bekam noch einmal die festesten Versprechungen, und reiste mit großer Hoffnung, doch nicht ohne Kopfschütteln, nach Hause. Als ich meiner Familie erzählte, welche Hoffnungen, und welche Bedenklichkeiten ich hätte, fand nur mein Karl die letztern gegründet; und er äußerte bei der Gelegenheit, daß er nie um ein Amt anhalten würde.

würde. Auguste schalt ihn einen Thoren. Wir Andern hatten nicht den Muth dazu; ja mir gefiel die Denkart des jungen Menschen: und um nicht zu sehr gegen ihn abzustechen, erklärte ich (was ich wirklich für meines Herzens Meinung hielt), daß ich es gern sehen würde, wenn es mit meiner Beförderung nicht gelänge. Auguste erkundigte sich nach dem Range eines Superintendenten; und da ihre Mutter (deren Großvater diese Würde bekleidet hatte) ihr einen sehr erhabenen Begriff davon machte, so blickte sie ihre Schwester Elisabeth lächelnd an: wahrscheinlich, weil sie in meiner Erhebung zu diesem Range eine Annäherung an Pahlens Stand zu sehen glaubte.

Jetzt kamen wir Alle durch unsre Hoffnungen in Thätigkeit. Die Einkünfte der künftigen Pfarre wurden überschlagen; und ob sie gleich dreimal so hoch waren, als meine jetzigen, so rechneten wir sie dennoch auf. „Nach eurer Rechnung," sagte ich zu meiner Frau, und reichte ihr die Hand, „werde ich eine bessere Pfarre, aber keinen bessern Sylvesterabend haben. Bessere Stühle und Schränke wird es bei uns geben, aber nicht fröhlichere Herzen. Meine Arbeit wird sich vermehren, und — vielleicht auch unsre Sorgen. Was hat uns hier gefehlt? Am Sylvesterabend war unsere Rechnung gemacht. Wenn es auch dort nur eben so ist: was haben wir denn mehr, meine Kinder?

Die übrigen wurden bei diesen Worten ernst; nur Auguste nicht: sie bewies, daß ein Superintendent besser sey, als ein bloßer Prediger, daß man mit neunhundert Thalern mehr ausrichten könne, als mit dreihundert, und daß alles Andere von der Zeit und von Umständen abhange, die man erwarten müsse.

Nach vier Wochen starb der Superintendent wirklich, und ich erhielt von dem Präsidenten ein Billet, worin er mir sagte, daß ich sogleich mit einer Bitte um die Stelle einkommen möchte, was ich denn unverzüglich that. Die ganze Provinz war überzeugt, daß ich die Stelle bekommen würde, und wir waren es mit ihr. Unser kleiner Nothpfennig ging nun für einen Wagen darauf, den wir von einem benachbarten Pächter kauften. Als der Wagen auf den Hof gefahren wurde, stellten wir uns Alle um ihn her. Auguste aber stieg hinein, und grüßte uns sitzend sehr vornehm. Wir spotteten über ihren Stolz auf den Wagen; doch als ich hinein stieg, um ihn von innen zu besehen, und als ich mich niedersetzte, um die Breite des Sitzes zu probiren: da fiel mir auf einmal eine Fahrt zu einer Kirchenvisitation ein; und wäre ich allein gewesen — wer weiß, ob nicht auch ich probirt hätte, wie es sich aus dem Fenster hinaus grüssen lasse. Der Wagen machte noch manches Andere nothwendig, und nun verwandelte sich ein Theil unseres wenigen Silbers in

Kleidungsstücke, u. s. w. Aber was schadete das! wir lebten ja in der froheſten Hoffnung.

Die zertrümmerten Hoffnungen.

Wir saßen eines Tages beisammen in einem Gespräche von unsern Hoffnungen, und erwarteten den Oheim Friedrich, der heute kommen wollte. (Auguste hatte den Wagen dicht vor das offene Fenster schieben lassen, damit er dem Oheim sogleich in die Augen fiele.) Anstatt seiner kam aber ein Brief von seiner Schwester, die mir meldete, daß er an einem Schlagflusse gestorben wäre, und die bei dieser traurigen Nachricht solche spitzige Nebenbemerkungen machte, daß ich wohl sah, ich hätte von ihr nichts mehr zu erwarten. Diese Nachricht machte uns indeß nur wehmüthig, und von Zeit zu Zeit sagte einer von uns: armer Oheim! Wir redeten mit trauerndem Ernste von der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens, von der Hinfälligkeit aller menschlichen Plane. Ach, wir dachten nur an die Plane, die Friedrich noch ausführen wollte, und die nun der Tod zerstört hatte, aber gar nicht an die Hinfälligkeit unserer eigenen.

„Ist es nicht, Kinder," sagte ich; als ob die Hand des Todes auch uns berührt hätte? Es liegt mir jetzt weniger daran, eine bessere Stelle zu bekommen; denn Niemand in der Welt wird mit der freundschaftlichen Wärme „Herr Superintendent" zu mir sagen, als es der gute Oheim gesagt hätte."

Ich wollte jetzt, sagte Auguste, eben so gern zu Fusse abreisen. Der Wagen, so sehr er mir auch gefiel, ist mir gleichgültig geworden, da der gute Oheim Friedrich nicht mehr lebt. — Wir Alle blickten durch das Fenster nach dem Wagen. „Bringe ihn weg," sagte ich; „er erinnert mich zu schmerzlich an den Verlust meines Freundes." Meine Kinder schoben den Wagen in die Scheune, und wir brachten den Abend in einer ernsten Todesfeier zu, in die sich aber doch unsere Hoffnungen tröstend mischten. Am folgenden Tage, als wir wieder sehr wehmüthig bei einander saßen, bekam ich einen Brief von dem ehrlichen Consistorialrath, der mir mit großem Unwillen schrieb, daß auf die Nachricht von dem Tode des Buchhändlers das Consistorium seinen Entschluß in Betreff meiner geändert hätte, und daß meine Hoffnung, die Superintendentenstelle zu erhalten, so gut wie vernichtet wäre.

Ich hatte doch Besinnung genug, den Brief mit einer gleichgültigen Miene einzustecken, und auf mein Stübchen zu gehen. Hier las ich ihn noch einigemale durch, und meine Betrübniß wurde immer größer. „O," sagte ich; „nie

hat das Unglück Menschen so verfolgt, wie mich und meine Familie! . . . Es giebt" — setzte ich sogleich hinzu, als ich einen Armen an meiner Thüre klagen hörte — „es giebt Unglücklichere, Arme, die keine andere Hoffnung haben, als die Barmherzigkeit der harten Menschen; doch sie sind nur nach und nach in ihr Elend gekommen. Aber ich! Nein, so absichtlich hart, wie mit mir, ist das Schicksal wohl noch mit keinem Menschen umgegangen. Starb mein Freund acht Tage früher, so wurde ich freilich um meine Hoffnung betrogen; aber unser Nothpfennig, unser Silber war noch da, und ich konnte meiner Familie mit einem ruhigen Lächeln sagen: es ist nichts! Starb er acht Tage später, so hatte ich die Präsentation, und alles ging gut. Aber nun stirbt er gerade an dem Tage, in der Stunde, da schon so viel, und nichts gethan ist. O, ihr armen, unschuldigen Kinder!"

Das Schwerste hatte ich noch immer vor mir: meiner Familie diese unglückliche Nachricht mitzutheilen. Ich legte mich — es war ein dunkler Herbstabend — in das Fenster, und sah in das Dorf hinunter, wo in allen Hütten nach und nach Licht angezündet wurde. Mir fiel der erste Abend wieder ein, den ich in diesem Hause zugebracht hatte, als ich meine Probepredigt halten sollte. Ich lag in demselben Fenster, wie damals, und flisterte: „wie viele frohe Stunden sind mir seit jenem Abend hier verflossen! wie glücklich bin ich gewesen! Und

was fehlt mir denn jetzt? Ein Nothpfennig? Lieber Gott, muß ich denn Noth haben? und ist denn der Wagen nicht noch immer etwas werth?" — Wie es zuging, weiß ich nicht; genug, ich fühlte mich beruhigt, und ging nun getrost hinunter, meiner Familie die üble Nachricht mitzutheilen, und sie über die fehlgeschlagene Hoffnung zu trösten.

Bei dem matten Scheine eines Lämpchens saßen alle meine Kinder mit der Mutter gerade in dem Winkel, wo die Frau meines Vorgängers ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Sie sprachen eifrig von dem Oheim Friedrich. Ich ging im Zimmer auf und ab, und hörte zu, um bei irgend einer guten Veranlassung mit meiner Nachricht einzufallen. Mein Sohn hielt im Fortgange des Gespräches der stoischen Philosophie eine Lobrede. Und wenn es, sagte Elisabeth, in meinen Kräften stände, so kalt, so gefühllos zu werden, wie der stärkste aller deiner Philosophen: ich möchte es nicht. Nein, ich will keinen Abschied verlieren, ob ich gleich vor jedem zittere. Welcher Schmerz auch meinem Leben bestimmt seyn mag, ich will ihm geduldig mein Herz hinhalten. — Auch ist es nicht einmal, fiel Auguste ein; seine Weisen waren entweder nicht unglücklich, oder eitle Thoren, die weiter nichts konnten, als ihre Seufzer verbergen. Man sage, was man will: ich kann so gut lachen, wie einer deiner Philosophen; aber es giebt Unglücks-

fälle, bei denen mir das Lachen wohl vergehen würde.

„Recht, meine Auguste!" sagte ich; „und wer da keine Thränen hat, ist überhaupt nicht werth, sie zu haben. Es giebt Unglücksfälle, die das Herz zerdrücken; (Gott lasse uns keinen solchen erleben!) Das übrige, was man Unglück nennt, Armuth, Dürftigkeit, Verachtung, das wollen wir wohl ertragen." — (Auguste sah mich befremdet an; das war nicht ihre Meinung gewesen.) „Denn was ist unser Glück?" fuhr ich fort. „Liebe, Vertrauen, Einigkeit, und ein gutes Gewissen! Denkt euch den Fall, daß wir noch ärmer würden, als wir sind: was verlören wir? Nichts! Wir hätten gut stoisch seyn! Ja, ich möchte beinahe glauben, daß größere Armuth unsre Herzen noch enger zusammenziehen, unsre Liebe, unser Vertrauen noch rührender und genußreicher machen könnte, und machen würde. Die Tochter, die ihren gefesselten Vater mit ihren mütterlichen Busen ernährte, muß Augenblicke der Liebe, des Glückes gehabt haben, von denen wir uns keinen Begriff zu machen wissen. Und denke ich mir das menschliche Leben so recht deutlich, wie es dahin geht, wie wir in Kurzem gänzlich vergessen werden; denke ich daran, daß vor etwa fünf und dreißig Jahren in eben dem Winkel, wo Ihr jetzt mit solcher Liebe und Heiterkeit sitzet, fünf Herzen brachen, von deren Seufzern Niemand mehr etwas weiß, mich

allein ausgenommen; daß da, wo du, liebe Frau, voll mütterlicher Freude und mütterlichen Stolzes zwischen deinen Kindern sitzest, eine Mutter saß, die ihre bebenden Hände ausstreckte, die Augen ihrer Kinder zuzudrücken; daß jetzt das Röcheln der Sterbenden, wie die Seufzer der Mutter vergessen sind; daß auch Ihr einmal vergessen seyn werdet, mit allem euern Thun und Treiben — so möchte ich euch sämmtlich in meine Arme nehmen, und sagen: liebt mich und liebt euch! Das Leben verdient nicht, daß man sonst etwas wünscht."

Ich war durch diese Vorstellungen sehr gerührt, und umfaßte meine Elisabeth, die mir am nächsten saß. Auguste umfaßte ihre schluchzende Schwester, und bald umarmten wir uns Alle mit inniger Zärtlichkeit. Was schadet es denn nun," fuhr ich gerührt fort, „daß ich hier bleibe? Werden wir weniger glücklich seyn? . . . Daß wir arm sind? Meine Kinder, was heißt denn reich? Wir hielten uns für arm, als wir die Nichten unsers seligen Freundes kennen lernten. Würden wir, wenn ich Superintendent geworden wäre, nicht wieder unter Menschen gekommen seyn, die es uns im Anfange weit zuvor gethan hätten? Und können wir auch nie in dem Wagen fahren, den wir gekauft haben, und für den unser Nachbar uns seine Pferde angeboten hat — was ist denn mehr? so gehen wir, und das Glück wird uns begleiten."

Aber, lieber Vater, fragte Auguste unruhig; wie verstehen Sie denn das?

„Ganz wörtlich, mein Kind. Ich werde nicht Superintendent, sondern bleibe, was ich bin, Prediger in Großen-Esenbach, und ein glücklicher Vater."

Das stumme Erstaunen, in welches meine Familie gerieth, gab mir Zeit, den Brief aus der Tasche zu ziehen und ihn vorzulesen. „Nach Allem," fuhr ich dann fort, „was wir für diese zertrümmerte Hoffnung schon gethan haben, ist es freilich hart, sie aufzugeben: doch muß sie aufgegeben werden — nun, ich bin überzeugt, daß es Niemand leichter thun wird, als wir. Das erwarte ich von euch Allen, meine Kinder."

O ja! sagten die drei jüngsten: nur Einmal ausfahren möchten wir in dem neuen Wagen.

„Das sollt Ihr."

Meine Frau und Elisabeth umarmten mich mit Thränen, und meine Frau sagte leise: der Schlag ist hart! Wir werden ihn lange fühlen!

Ich weiß nicht, Vater, sagte mein Sohn mit einem etwas zu künstlichem Ernste, ob wir Ursache haben, uns zu freuen oder zu trauern, daß wir hier bleiben; und es wäre thöricht, uns über den Verlust von etwas, dessen Natur wir noch nicht kannten, zu betrüben.

Du bist ein Thor mit deiner weisen Eitelkeit, fuhr Auguste auf. Ja, ich betrübe mich darüber von ganzem Herzen; denn, lieber Vater, sagen Sie zu unserm Troste, was Sie wol-

len: es ist doch nicht so, nicht ganz so. Uns Allen thut es weh, das weiß ich, und (fuhr sie in den zärtlichsten Tönen fort) am meisten dir, Elisabeth; am meisten dir!

Elisabeth warf sich an Augustens Brust, und Beide hielten sich still und sanft weinend umarmt. Das machte mich unruhig; denn es setzte ein Geheimniß voraus. „Ich bitte dich, Auguste," sagte ich, und faßte ihre Hand: „rede! Warum wird es unserer Elisabeth am wehesten thun?"

Weil sie von uns Allen das weichste Herz hat, antwortete Auguste ein wenig bestürzt; und nun that sie schnell hinter einander ein Paar Fragen, die der Unterredung eine andre Wendung geben mußten. „Setzt euch Alle in einen Kreis," sagte ich; denn diese Minute durfte nicht vorübergehen, ohne daß wir einen heilsamen Entschluß faßten. Ich erklärte ihnen, daß ich jetzt gar keine Hoffnung mehr hätte, eine bessere Stelle zu bekommen, da das Consistorium wegen des offenbaren Unrechts; das es mir jetzt thäte, immer eine gewisse Abneigung gegen mich haben würde. (Es kostete Mühe, ihnen das begreiflich zu machen.) „Ich für mein Theil," setzte ich endlich betheuernd hinzu, „bin nun entschlossen, hier zu sterben. Unser Freund Friedrich ist todt; wir müssen also wieder gerade eben so leben, wie vor unserer Bekanntschaft mit ihm. Ja, wir sind jetzt noch ärmer, als vorher, viel ärmer. Es thut mir

wehe, meine Kinder, euch das zu sagen; aber ich kann nicht anders: Ihr müßt euch wieder kleiden, wie vorher, leben, wie vorher, und durch doppelten Fleiß die viele unnütz verschwendete Zeit wieder einbringen."

Auguste zerfloß bei diesen Worten in Thränen. „Ich wollte," sagte ich zu ihr, „daß du uns bald wieder, wie vor einigen Monaten, sagen könntest: schlachte einen Hahn, Krito! Auch wollte ich, Kinder, wir nützten die Erfahrungen, die wir nun gemacht haben, um zu lernen, daß wir, mit unserm schlichten Wesen, mit unsern einfachen Herzen, nicht für die Welt passen. Wir trafen einen Freund darin an, mehr als wir hoffen durften; aber dagegen haben wir auch seine Schwester und seine vier Nichten kennen lernen, die uns verachteten, und das Consistorium, das jetzt meine Ansprüche nicht länger gelten läßt, da kein reicher Mann sie mehr unterstützt. War der Eine Freund um diesen Preis nicht zu theuer gekauft? Wir haben Arme. Laßt uns arbeiten, um zu leben, leben, um uns zu lieben, uns lieben, um glücklich zu seyn."

Hier schwieg ich, noch immer mit schwerem Herzen. Mein Sohn sagte feierlich: wer dieser Meinung ist, der hebe seine rechte Hand auf! Er meinte das ernstlich; auch hatte der Auftritt das Ansehen einer öffentlichen Berathschlagung: allein meine drei jüngsten Kinder lachten, als sie die rechte Hand erhoben. Mechanisch erhob auch ich sie, und Auguste fing

an laut zu lachen. Jetzt war der Sieg erfochten.

Auguste war am Ende die muthigste von uns Allen. Sie zog ihr Spinnrath vor sich hin, und sagte: es läßt sich viel thun; aber meine Poschen behalt' ich, und meine Manschen dazu, sollte ich auch noch zwei Stunde früher aufstehen.

Nach Tische, als die Kleineren zu Bette waren, und ich erst mit meiner Frau ein Weilchen unter vier Augen gesprochen hatte, nahm ich das vorige Gespräch wieder auf. In unsrer Nachbarschaft lebte ein junger Mann auf einem kleinen Vorwerke, das er gepachtet hatte, sehr still und ordentlich. Er war einige Male nur etwa eine Viertelstunde lang bei uns gewesen, um ein kleines Geschäft mit mir abzumachen; indeß mußte er doch in dieser kurzen Zeit bemerkt haben, daß Elisabeth ein hübsches, sittsames und fleißiges Mädchen war. Dieser Mann nun, der sich in ganz guten Umständen befand, hatte so ganz von weitem bei mir anfragen lassen, ob er sich wohl Hoffnung auf meine Elisabeth machen könnte. Ich muß dem Leser nur gestehen, daß diese Anfrage mich ein wenig verdroß; denn gerade damals machte ich mir die zuversichtlichste Hoffnung, Superintendent zu werden. Das wußte der Mann indeß nicht; ich ließ ihm daher nur antworten: meine Elisabeth wäre noch so jung, daß ich für jetzt nicht daran denken könnte, sie zu verhei-

rathen. Damit, glaubte ich, wäre die Sache für immer abgethan; indeß hatte der Pächter das nicht für eine abschlägige Antwort genommen. Er kam bald nachher wieder zu mir, und war sehr freundlich, doch ohne seines Wunsches mit einer Sylbe zu erwähnen. Ganz im Vorbeigehen machte er mir indeß eine Beschreibung von seinem Vermögenszustande, und zwar auf eine so zarte, feine Art, daß er mir darum ganz wohlgefiel.

Jetzt erinnerte ich mich wieder an ihn und seinen Antrag; Ich dachte: wenn er noch etwa zwei Jahre auf Elisabeth wartete; nun, sie bleibe dann in unserer Nähe, und die jüngeren Kinder hätten an ihr eine Stütze. Meine Frau dachte wie ich; doch meinte sie: zwei Jahre wären zu wenig, und es würde besser seyn, wenn Elisabeth von der ganzen Sache noch nichts erführe.

„Wir müssen," sagte ich dagegen, „dem Manne Hoffnungen machen; und dürfen wir das, wenn Elisabeth es nicht billigt? Sie ist noch ein Kind, liebe Frau; aber mich dünkt, auch Kinder haben Rechte, die man nicht kränken darf."

Nach dem Essen saßen wir in einem Kreise bei einander; nur mein Karl las am Tische vor sich allein den Seneca de consolatione, um noch Gründe zum Disputiren mit Augusten darin zu suchen. „Meine Kinder," hob ich an, „ich werde euch jetzt mit einer ganz neuen Sei-

te des menschlichen Herzens bekannt machen.“ (Karl legte den Finger auf die Stelle, die er las, und horchte auf.) „Ihr liebt uns, mich und eure Mutter, und wir lieben euch; doch außer dieser Liebe giebt es noch eine andre, ganz von dieser verschiedene. Ich bitte euch, besonders dich, Elisabeth, mich recht aufmerksam anzuhören” Meine Frau lächelte über diesen Eingang, und ich selbst mußte lächeln; denn ich wußte nicht so recht, wie ich weiter kommen würde. Karl machte sein Buch zu, und kam näher. Unser Lächeln theilte sich den Kindern mit, und Auguste lachte endlich laut „So seltsam und lächerlich dir das vorkommt,” sagte ich zu ihr, . . .

Lächerlich kommt es mir gar nicht vor, unterbrach sie mich; denn man kann zehn verschiedene Personen auf zehn verschiedene Weisen lieben: den Vater anders als die Mutter, den Bruder anders als die Schwester, und alle anders als einen Geliebten. (Bei dem letzten Worte erröthete sie.) Ich erstaunte nicht wenig, und sagte: „was in aller Welt! woher weißt du denn das?”

Das weiß ich, antwortete sie zögernd, aus einigen Büchern, die ich von des Oheims Richten habe, und die ich nun doch wieder zurückgeben muß. Ich dächte, lieber Vater, jetzt, da wir wieder in der tiefsten Einsamkeit seyn werden, könnten Sie uns wohl erlauben, die Bücher zu lesen. — Ich wußte nicht recht,

was ich zu sagen hatte, und sah meine Frau mit Kopfschütteln an. Endlich ließ ich mir die Bücher bringen. „Also, ihr Mädchen,“ fragte ich, — denn daß mein Sohn unschuldig wär, sah ich; er fiel sogleich mit Neugierde über die Bücher her —: „also ihr Mädchen les't Romane? Nun, so kann ich viele Worte sparen!“ — Elisabeth, erwiederte Auguste, hat nicht eine Zeile gelesen, so sehr ich sie auch darum gebeten habe. — „Aber ohne Zweifel hast du ihr doch eine Beschreibung von der zehnfachen Liebe gemacht.“

Zehnfache! sagte mein Sohn. Erlauben Sie ihr doch, sie zu nennen.

O, lieber Vater, antwortete Auguste, die Hauptsache von dem Allen liegt in unserer Seele. Glauben Sie mir, die Liebe gehört mit zu den unwillkührlichen Bewegungen unserer Organisation, wie der Blutumlauf, das Athemholen, der Hunger und der Durst, wovon unsre Englische Naturgeschichte sagt, wir könnten Gott nicht genug dafür danken, daß er diese Lebensprincipe nicht in die Willkühr der verkehrten Menschen gestellt habe. Sehen Sie, man liebt, ohne daß man es weiß, wie das Blut umläuft, ohne daß man es merkt. . . . Ich habe Lieschen nicht einmal ein Wort erzählen dürfen.

Meine Frau blätterte unruhig in den Büchern hin und her. Ich schüttelte den Kopf, und dabei fiel mir ein, daß ich schon längst hät-

te wissen können, was ich erst jetzt erfuhr; wenn ich aufmerksamer auf Augusten gewesen wäre. Es schien mir indeß rathsam, keine Prüfung mit dem Mädchen anzustellen; denn mein Sohn stand mit einem lauernden Gesichte da, und schien recht darauf zu hoffen, daß ich es thun sollte, „Nun denn,“ sagte ich; „jetzt kann ich den Eingang sparen, den ich machen wollte. Der junge Salzmann liebt dich, Elisabeth, und hat bei mir um dich anhalten lassen.“ (Elisabeth und Auguste erblaßten bei diesen Worten.) „Du bist freilich noch zu jung, mein Kind . . .“ — Ja wohl, viel zu jung! unterbrach mich meine Frau. Ja, liebste Mutter, sagte Auguste mir ängstlicher Freude; viel, viel zu jung! Nicht wahr, Lieschen? viel, viel zu jung! Elisabeth antwortete nicht; sie sank ihrer Mutter zitternd, und immer mehr erblassend, in die Arme. Ach, theure Mutter, rief sie schluchzend: wie unglücklich bin ich! o, vergeben Sie mir! Jetzt rief Auguste mit Heftigkeit: o, nun ist alles verloren!

Ich kann dem Leser nicht beschreiben welche erschütternde Wirkung diese Worte auf uns machten. Wir wurden von einer drükkenden Ängstlichkeiten befallen, und Niemand konnte ein Wort hervorbringen. Unsre Blicke hingen an Elisabeths blassen Lippen, die uns das Todesurtheil sprechen sollten. Elisabeth! sagte endlich meine Frau. Jetzt richtete sich Elisa-

beth

beth von dem Herzen ihrer Mutter auf, und trat einen Schritt zurück, doch ohne allen Stolz, ohne allen Trotz in ihrer Bewegung. Sie ließ den Kopf demüthig auf ihre Brust sinken, und faltete bittend die Hände; es war, als wollte sie nichts von unsrer Liebe, sondern alles nur von unserm Mitleiden verlangen. „Meine gute Elisabeth!" sagte ich jetzt. Sie erwiederte mit leisen Tönen: ich liebe! ich liebe unaussprechlich! mein Herz gehört dem Baron Pahlen!

Diese wenigen Worte zeigten mir die ganze Größe unseres Unglücks. Pahlens Aufmerksamkeit auf Elisabeth war mir nicht entgangen, und durch einige Fragen an den Oheim Friedrich hatte ich erfahren, daß er ein Baron sey, und von dem stolzesten Menschen, seinem Oheim, abhange. Ich verlor, als ich Elisabeths Worte hörte, allen Muth; meine Frau aber faßte sich. Ich will nicht hoffen, sagte sie, daß es Hochmuth von dir ist, Elisabeth? — Elisabeth rang die Hände und schwieg. Auguste aber sagte: Hochmuth! wir erfuhren erst hinterher, daß er ein Baron ist. Nun denn, sagte meine Frau ruhiger; so wißt ihr es ja nun. Ihr seyd Närrinnen! . . . Ich bin ganz irre, setzte sie hinzu, und legte die Hand an die Stirn. Wie kannst du denn sagen, daß du ihn liebst, Elisabeth, da du doch alles weißt?

Ich liebe ihn, sagte Elisabeth mit niedergeschlagenen Augen und leise; ach, ich fühle, daß ich ihn ewig lieben werde.

Mädchen! sagte meine Frau erhitzt: wenn das nicht Hochmuth oder noch etwas Schlimmeres ist, so weiß ich nicht, wie ich es nennen soll. Lieber Mann, rede doch! du bist ja Vater!

Ich sah das Elend schon, das uns treffen würde, treffen mußte; und meine Empfindung lös'te sich bei Elisabeths Worten in den wehmüthigsten Schmerz, in das tiefste Mitleiden mit dem unschuldigen Mädchen auf. „Was soll ich sagen, liebe Frau!" rief ich. „Wir waren glücklich: das ist alles, was ich weiß. Doch jetzt — jetzt erwarte ich nur Thränen, Schmerz und Klagen. O kommt, kommt meine Kinder! Wir wollen uns in diesen Winkel setzen: denn — o du Barmherziger im Himmel! ich sehe schon, wie auch einige von uns den Andern die Augen zudrücken werden; aber ach! nach längeren, schwereren Leiden. O, der Himmel gebe uns nur geduldige Herzen, und einen sanften Tod!

Aber, du lieber Gott! sagte meine Frau bestürzt, und weniger entschlossen, als vorher: wo ist denn das Unglück? Elisabeth ist ja vernünftig.

„Du kennst das Herz, du kennst die Liebe nicht, gute Frau."

Ach, rief Elisabeth, und streckte die Arme gegen mich und die Mutter aus: ach, ich fühle,

der Schmerz, diese Liebe wird mich tödten! O Mutter, nie kann ich aufhören, ihn zu lieben.

Meine Frau, deren Vorstellungen von der Liebe die Leser kennen, wurde erbittert, weil sie Elisabeths Empfindungen für Starrsinn oder für etwas noch Schlimmeres hielt. Sie stieß das unglückliche Mädchen, das sich ihr näherte, von sich; dann wendete sie sich um, und erblickte die Bücher. O, die verdammten Bücher! rief sie sehr laut, und warf sie heftig zu Boden. So zornig hatte ich meine Frau noch nie gesehen. Ihr heftiger Ton, Elisabeths geduldige Stellung und Augustens Geschrei, womit sie der Mutter versicherte, Elisabeth habe nicht eine Zeile in diesen Büchern gelesen: das alles zusammen that eine sehr schmerzhafte betäubende Wirkung auf mich. Es war die erste Scene dieser Art, die ich erlebte. Meine Frau wendete sich rasch wieder zu Elisabeth, die mit gesenktem Kopfe, beide Hände auf das Herz gedrückt, demüthig da stand, und rief heftig: du sollst vernünftig seyn! du sollst! diesen Augenblick! Ich befehle es dir!

Elisabeth näherte sich ihr wieder. Meine Frau stieß im Zorn sie zum zweiten Male von sich, und rief: du darfst mich nicht eher anrühren, als bis du sagst, daß du ihn nicht liebst! — Ach, so habe ich keine Mutter mehr! seufzte das arme Mädchen. — Nein, rief meine Frau; und ich keine Tochter! Elisabeth sank kraftlos

an Augustens Brust; aber diese sagte mit ihrem gewöhnlichen ungestümen Feuer: Elisabeth, du hast noch eine Schwester, die Leben und Alles für dich hingiebt. O, meine unschuldige Schwester! Das Wort unschuldig sprach sie so laut, so kräftig, daß es auch die sanfteste Mutter würde aufgefodert haben. Meine Frau hob die Hand mit einem harten Worte; Karl sprang dazwischen, und bekam den Schlag, der Augusten bestimmt war. Er faßte ihre Hand, küßte sie hundertmal, und sagte weinend: o Mutter, man soll nicht sagen können, Sie hätten eins Ihrer Kinder in Zorn gestraft.

Auguste führte ihre Schwester langsam auf mich zu, und sagte bitter: helfen Sie mir sie halten, Vater. Sie ist die erste von uns, die stirbt! Elisabeth sank halb ohnmächtig auf meine Kniee. Sieh, Elisabeth, rief meine Frau, und riß ihre Hand los, die Karl noch immer hielt: sieh, wenn du mir nicht diesen Augenblick versprichst, daß du den niederträchtigen Verführer auf ewig entsagst, so schwöre ich . . . —

Elisabeth zitterte heftig in meinen Armen. Ach, fluchen Sie ihr nicht! rief Auguste bebend. Da sagte ich: „o Frau, laß uns sterben, wenn es seyn muß! Hier, wo ich sitze, und wo dein sterbendes Kind bebt, hier starben fünf Kinder; aber ihre Mutter betete für sie, und legte die segnende Hand auf die kalte Stirn. Elisabeth!" (ich weinte) „du hast uns betrübt; aber der

Segen deines Vaters und deiner guten Mutter gieße Ruhe in dein Herz.

Jetzt sank Auguste seufzend vor mir auf die Knie, und Karl befolgte ihr Beispiel. Ich hielt ihnen die eine Hand hin, sie näher zu ziehen, umarmte und segnete sie, und zerfloß in Thränen. Unter diesen Thränen des Schmerzes, der Liebe, der Reue, verlor Elisabeth die Besinnung, und sank ohnmächtig in meinen Armen nieder. Sie stirbt! riefen wir alle drei; und jetzt stürzten unsere jüngere Kinder laut schreiend aus der Kammer hervor. Auch sie knieeten, als sie Karln und Augusten knien sahen, um mich her nieder. Ach, es war ein herzzerreissender Anblick! Meine Frau schwankte herzu, warf sich weinend über ihre geliebte Tochter her, nahm sie in die zitternden Arme, an das ängstlich schlagende Mutterherz, benetzte sie mit Thränen, und bedeckte ihren bleichen Mund mit Küssen. Elisabeth erwachte endlich, wie jedes Kind in einer ähnlichen Lage erwachen sollte: an dem Herzen der versöhnten, der liebenden Mutter, unter ihren heissen Segnungen, und ihrem noch heisseren Gebete. Die übrigen fünf Kinder schlossen knieend einen Kreis um Mutter und Schwester her. Ich saß ermattet da, hob nur die zitternden Hände auf, und betete zu Gott um Segen für uns Alle. Die Umarmung der Mutter und Tochter dauerte lange; denn sie hatten einander viel abzubitten, viel zu vergeben. Ihre Liebe war in diesem Augenblicke

heißer, reiner, mütterlicher, kindlicher — ich möchte sagen schwesterlicher — geworden.

O, die Härte, womit eine Mutter ihr Kind behandelte, kann ihre Liebe nur inniger machen, oder — sie trennt Beide auf ewig. Ich sah, wie die heissere Liebe aus Beider Blicken flammte; ich sah, wie meine Tochter nach der Hand ihrer Mutter faßte, um sie kindlich zu küssen; ich sah, wie die Mutter ihr die Hand entzog, und die schönste Verzeihung, den reichsten Segen, in dem mütterlichen Kusse auf ihre Lippen drückte.

Endlich gingen Mutter und Tochter, Beide von einander umfaßt, hinaus. Es schien mir, als hörte ich sie die heiligen Worte gegen einander auswechseln: „ich war zu hart!“ und — „o meine geliebte Mutter!“ Meine Kinder mußten etwas Ähnliches denken: sie blieben auf den Knieen; und da Auguste mit einem frommen Blicke ihre Hände faltete, so konnte ich nichts anders — ich nahm meine Mütze ab, und beugte demüthig mein Haupt vor der ewigen Liebe.

Nach einigen Minuten kamen Beide, mit dem strahlenden Triumph in den nassen Augen, wieder herein. Wir gingen ihnen entgegen, und es wurde eine allgemeine Umarmung. Auguste bekam die Küsse ihrer Mutter doppelt herzlich. O, du Unmensch! sagte sie heimlich mit einem Händedrucke zu Karln: warum fingst du den Schlag auf?

Die Mutter schickte die Kleinen, mit den zärtlichsten Küssen, wieder in die Kammer, und nun saßen wir, meine Frau zwischen ihren beiden Töchtern, voll Liebe, aber doch in Verlegenheit, die indeß nicht von Mißtrauen herrührte. Jeder wußte nur nicht, wie er bei der Erklärung, die jetzt nicht ausbleiben konnte, sanft genug seyn sollte.

Endlich hob meine Frau mit Lächeln an: lieber Vater, du sagst ja immer: laß uns schlafen gehen! Ich dächte, heute wären wir Alle zu unglücklich oder zu glücklich, um . . . — „Wie wir jetzt sind, liebe Herzensfrau,“ unterbrach ich sie: „so sollten wir wünschen, immer zu seyn, wenn wir Verzeihung bedürfen oder geben. Laß uns reden. Elisabeth wird nie mehr Muth haben, auch das schwerste Opfer zu bringen, als heute Abend; und wir können nie sanfter, theilnehmender, gütiger seyn, als in dieser Stunde.“

Auguste und Elisabeth erzählten nun (was der Leser schon weiß), wie Elisabeths Liebe entstanden sey. Meine Frau hörte aufmerksam zu, ohne sie zu unterbrechen, was sie zu anderer Zeit gewiß gethan haben würde. Sie fragte mich nur: Vater, kannst du Pahlens Betragen gegen ein so unschuldiges Mädchen, wie unsre Elisabeth, billigen? Auguste vertheidigte Pahlen sogleich mit allem Eifer, und setzte ihrer erstaunten Mutter und ihrem horchenden Bruder ein Kapitel von der Liebe aus einander. Ich

stellte meiner Elisabeth nun mit sanftem Tone vor, wie wenige Hoffnung sie hätte. Sie antwortete mit einem tiefen Seufzer. Dann sagte ich ihr: wenn sie den Pächter Salzmann heirathete, so würde sie Pahlen ohne Zweifel vergessen.

Gewiß nicht, mein Vater, erwiederte sie, und erhob die Hände bittend gegen mich; gewiß nicht! Ich werde, ich kann ihn nie vergessen. Aber, Vater, wollen Sie, will es meine gütige Mutter, daß ich Herrn Salzmanns Frau werden soll, so gehorche ich Ihnen.

„Elisabeth, mein Kind," hob ich an: „du weißt, wird sind arm, sehr arm. Salzmann ist redlich, ohne Falsch, und das will mehr sagen, als die Kultur, welche man in der Welt bekommt. Du könntest einmal die Stütze deiner Geschwister werden; und ich glaube, meine gute Tochter, dieser Beruf ist größer, als der, welchen die Liebe giebt." — O, mein guter Vater, sagte sie sanft weinend; wenn auch das nicht wäre — Ihr Wunsch ist mir genug. Ich werde weinen, aber dennoch glücklich seyn, da ich die Wünsche meiner lieben Eltern erfüllte. Ich will, Vater, sobald Sie wollen.

„Mein Kind, prüfe dich, ob dein Herz dieser Stärke, dieses Opfers fähig ist!"

Sie stand auf, und sagte: diesen Abend habe ich Kraft zu Allem in der Welt bekommen. Nein, nie will ich wieder einen solchen Abend, einen solchen Augenblick erleben, und könnte ich

dadurch die Erfüllung aller meiner Wünsche erkaufen. Ja, Vater, ich werde ihn nie vergessen, ich werde ihn ewig lieben; aber — ich bin bereit, Herrn Salzmann meine Hand zu geben.

Mein Herz schlug vor Freude, daß wir nun dem Unglücke, welches uns gedrohet hatte, so leicht entgingen. Ist sie Salzmanns Frau, dachte ich, so hat sie Pahlen in einigen Monaten vergessen. Die Gefühle der ehelichen und der mütterlichen Liebe werden bald eine jugendliche Schwärmerei verdrängen. Das angenehme Gefühl, eine Hausmutter, und das noch angenehmere, die Stütze ihrer Geschwister zu seyn, wird ihr reines Herz bald wieder mit den Freuden des Lebens versöhnen. — Ich nahm die edelmüthige Tochter in meine Arme. Sie zitterte, und wurde ein wenig blaß, doch schloß sie muthig und kräftig die Arme um mich her. „Nun, ich nehme dein Versprechen an, mein Kind. Gott segne dich! Du bist eine gute Tochter, ein edles Mädchen, eine liebende Schwester; du wirst eine gute, und, das verspreche ich dir feierlich, auch eine glückliche Frau werden!" (Sie schüttelte fast unmerklich den Kopf.) „Glaube mir, mein Kind," fuhr ich sehr gerührt fort: „wenn du nur ein Jahr lang weinen müßtest, so wollte ich schweigen, und deine Liebe in Schutz nehmen; aber . . ." — Nun denn! sagte sie geduldig; aber ich bitte, erwähnen Sie davon nichts mehr, lieber Vater. Ich will mir sogar die Hoffnung erkünsteln, daß

Sie Recht haben; nur vertrösten Sie mich nicht auf ein Glück, das unmöglich ist. Genug, ich werde eine glückliche Tochter seyn! — Die letzten Worte sagte sie mit Tönen, die mir durch die Seele gingen; doch meine Überzeugung, daß ich Recht hätte, beruhigte mich wieder.

Ich fühlte nun, daß ich dem Zufall nicht viele Zeit lassen müßte. „Also, ich darf," fragte ich, „Herrn Salzmann wissen lassen, daß du deine Einwilligung giebst?" Sie neigte sanft den Kopf. — „Morgen? Elisabeth, eine so gute Tochter ist nicht zu jung, eine Hausfrau zu werden. Morgen? . . . Und an dem Geburtstage deiner Mutter ist die Hochzeit."

Ja, mein Vater! sagte sie zitternd. Morgen? setzte sie dann hinzu. Ach, nur Einen Tag geben Sie mir, daß ich mich fassen kann! Doch nein! was ich zu thun habe, dazu bin ich jede Minute entschlossen. Morgen also. Ja, ich werde eine glückliche Tochter seyn.

Ich küßte sie mit fröhlichem Herzen. — Morgen? fragte meine Frau mit großen Augen. Ich weiß nicht, lieber Vater, es ist so seltsam. Sie soll einen Mann heirathen, den sie nicht liebt. Ich frage: ist das auch recht? betrügen wir den Mann nicht? Und dürfen wir ihm wohl sagen: sie liebt einen Andern?

Ich lächelte. „Ja, das dürften wir, liebe Frau, wenn er das Herz unserer Elisabeth kennte, und wenn solche kleine unbedeutende Täuschungen nicht zu den Regeln der Höflich-

keit gehörten.„ — O, behüte uns Gott davor! sagte sie aufstehend. Hier ist die mindeste Täuschung ein unverantwortlicher Betrug. Ich würde zittern und Elisabeth auf ewig verloren geben, wenn sie nur mit der kleinsten Untreue im Herzen vor dem Altare stände. Nein, lieber will ich uns Alle unglücklich sehen, als in meiner Tochter das Hassenswertheste, was auf der Erde seyn kann, eine ungetreue Frau! Kinder, laßt mich nur nicht so unglücklich werden! — Ich kämpfte mit aller Kraft gegen meine Frau; sie war aber unüberwindlich in diesem Streite, den Elisabeth mit stillem Vergnügen anhörte, und worin Auguste mit großer Lebhaftigkeit, Karl aber mit vielem Ernste, Parthei gegen mich nahmen. Zuletzt endete ich ihn aus Noth mit meinem gewöhnlichen: laßt uns schlafen gehen!"

Auguste hängte sich mit einer lächelnden, triumphirenden Miene in Elisabeths Arm, und ich sah ganz deutlich, daß auf ihren Lippen ein: „es lebe Pahlen!" schwebte. Als ich mit meiner Frau allein war, belehrte ich sie ein wenig über die Liebe, von der sie so wenig wußte; sie blieb aber dabei: Elisabeths Liebe sey ewig; das wisse sie aus ihrer eigenen Liebe zu mir. Am Ende beschwor sie mich so feierlich, das Herz meines geliebtesten und besten Kindes nicht dem Elende einer unglücklichen Ehe hinzugeben, daß ich schweigen mußte, weil ich nur Möglich-

keiten, höchstens Wahrscheinlichkeiten, dagegen einwenden konnte.

„Aber was soll aus der Liebe zu Pahlen werden?" fragte ich.

O, gebe Gott, daß sie vergänglich ist, wie du sagst!

„Das ist sie nur dann, wenn Elisabeth Salzmannen heirathet." — In diesem endlosen Kreise trieben wir uns zehnmal umher, ohne den Streit anders endigen zu können, als zuletzt durch den Schlaf.

Der Krieg.

„O, die verwünschte Reise in die Stadt!" sagte ich, als ich aufstand. — Ach, die böse Reise in die Stadt! sagte meine Frau, als sie das Frühstük brachte. Ich wollte, ich hätte die Stadt nie gesehen, seufzte Elisabeth; Auguste aber sagte: glauben Sie mir, die Stadt ist so wenig Schuld als unser Dorf; unser Herz ist es. — Mochte sie Recht haben, oder wir, genug unsre Zufriedenheit war dahin, und es entstand ein offenbarer Krieg unter uns, der mit Gewalt und List, mit öffentlichen Angriffen und heimlichen Überfällen geführt wurde. Wären wir nur in zwei Partheien getheilt gewesen,

so würde alles gut gegangen seyn; jetzt aber waren drei Partheien da, von denen sich immer zwei vereinigten, sobald die dritte angriff. Elisabeth selbst war bei weitem nicht mehr so zum Frieden geneigt, wie gestern Abend, sondern warf sich, wenn ich sie in die Enge trieb, hinter die Schutzwehr, die ihr die Mutter gezeigt hatte. Sie sprach von der Unrechtmäßigkeit des Betruges, jemand zu heirathen, den man nicht liebe; und nun trat meine Frau sogleich auf ihre Seite. Griff meine Frau dann wieder die Rechtmäßigkeit ihrer Liebe an, so beriefen sich die Mädchen auf das, was ich selbst von der unwiederstehlichen Gewalt des menschlichen Herzens gesagt hatte; und nun mußte ich für sie kämpfen, ob ich es gleich dabei an Ermahnungen nicht fehlen ließ. Stritten wir, ich und meine Frau, gegen einander, dann unterhielten die Mädchen den Streit, so lange sie konnten. Besonders schien Auguste an diesem Krieg eine Art von Vergnügen zu finden. Spielte ich den Streit (was mir so natürlich war) ins Pathetische über, und standen dann meine Frau und Elisabeth mit nassen Augen da, so daß es schien, als wollten sie meinen Wunsch erfüllen, so entriß mir Auguste den Sieg wieder, den ich schon erfochten zu haben glaubte. Sie hielt eine eben so pathetische Rede, wobei sie bald Elisabeth, bald ihre Mutter umarmte, und jener mit Pahlens Tode drohete, diese aber mit fürchterlichen Vorstellungen von der Größe des Be-

truges ängstete. Am Ende umarmten Elisabeth, die Mutter und Auguste einander weinend, und alle meine Mühe war verloren. Ich fühlte, daß Elisabeth sich mir gänzlich ergab, sobald ich sie allein hatte, und daß nur Augustens geheime Unterredungen mir den Sieg entrissen. Nun ließ ich mich sogar herab, diese um ihren Beistand anzusprechen. Ich stellte ihr vor, welche Ruhe Elisabeth durch die Verbindung mit Salzmann uns Allen geben würde, und wie leicht sie selbst, wenn sie das nicht thäte, unglücklich werden könnte. Es war in der That ein seltsames Gespräch eines Vaters mit seiner Tochter, und ich habe wohl nie unzusammenhangender geredet, als damals. Auguste lächelte, vermuthlich weil sie sich über ihren Triumph freuete; doch auf einmal wurde sie ernsthaft, und ihre Augen benetzten sich sanft. (Ich hatte sie nie so schön gesehen.) O, lieber Vater, sagte sie: Sie kennen das menschliche Herz gewiß besser, als wir; aber Sie kennen unsre Elisabeth nicht, wenn Sie die Bereitwilligkeit, mit der sie Ihnen das schwere Opfer bringen will, für Kälte gegen Pahlen ansehen. Glauben Sie mir, ich habe große Mühe, meine Schwester zurückzuhalten, daß sie Ihre Wünsche nicht erfüllt; denn ihr scheint es noch süßer, für Ihre Wünsche zu sterben, als für Pahlen zu leben, weil ihr das Leben überhaupt nicht so süß scheint, als das Sterben. Es giebt Herzen, lieber Vater,

auf die man nicht die Last einer einzigen Thräne laden darf, ohne sie zu zerdrükken; und Elisabeths Herz gehört zu denen. „Wäre ich es, lieber Vater — nur der großmüthige Entschluß, gegen meine Neigung zu heirathen, würde meinem Herzen viel kosten; aber hätte ich ihn einmal gefaßt, so würde ich auch Pahlen vergessen. Vergessen? Nein; ich glaube kaum. Und, nun gar Elisabeth! Sagen Sie, was hätte die denn je vergessen? was je aufgehört zu lieben? was nur späterhin weniger geliebt als Anfangs? Gewiß, wenn sie glücklich werden kann, so ist es nur mit Pahlen.

„Aber ihr thörichten Kinder. wie könnt Ihr eine solche Unmöglichkeit hoffen!"

Lieber Vater, Elisabeth hofft, oder glaubt vielmehr, mit einer Ruhe, mit einer Zuversicht, gegen die Alles, was Sie sagen, sonst nichts ist, als ein kleiner Zweifel. Sie kennen das Herz meiner Schwester noch nicht; sie opfert Ihnen nicht eine bloße Hoffnung auf, nein die feste Gewißheit ihres Glückes. Und welch eines Glückes! O, Sie sollten meine Elisabeth nur einmal über das Leben reden hören, das sie mit Pahlen führen zu können so zuversichtlich glaubt: dann würden Sie, wie ich, überzeugt werden, daß sie nur zwischen diesem glücklichen Leben und dem langsamen Tode vor Gram die Wahl hat.

Hier wendete sich Auguste mit einem feierlichen Schmerze zu mir, ergriff meine Hand,

und sagte schluchzend: Vater, ich weiß mit voller Gewißheit, daß jeder, der sich gegen Elisabeths Liebe erklärt, ihren Tod will; und weil ich das weiß, so nehme ich Elisabeths Liebe gegen ihre eigene Großmuth in Schutz. Glauben Sie mir, Elisabeth ist jetzt sehr, sehr unglücklich!

„Und dennoch lächelt sie so heiter!" fiel ich ein.

Vater, erwiederte Auguste ein wenig unwillig: sie würde lächeln, wenn ihr auch das Herz bräche. Darauf bauen Sie nicht! Arria lächelte, als sie den Dolch aus der Brust zog. Ich bitte Sie, Vater, machen Sie Sich und uns Alle nicht unglücklich. Elisabeth ist wie das Sinnkraut, das die Blätter fallen läßt, sobald es berührt wird.

„Recht, Auguste! das sie aber doch wieder aufrichtet."

Vater, was würden Sie sagen, wenn sie sich nicht wieder aufrichteten? —

Diese Unterredung machte mich ängstlich; doch je mehr ich überlegte, desto fester wurde ich wieder in dem Entschlusse, meine Absicht durchzusetzen. Ich ließ mir fürs erste von Elisabeth versprechen, daß sie Pahlen ohne meine Einwilligung weder sehen, noch ihm schreiben wollte. Sie versprach nur das, ohne das Mindeste dagegen einzuwenden; nur ein sanftes Lächeln zeigte sich auf ihren Lippen, und ihre Brust

wallte,

wallte, wie in einem Seufzer, langsam auf. Das Lächeln ging mir durch die Seele; ich dachte an Augusten, und es war mir, als wenn Arria sich den Dolch aus dem Herzen zöge. Indeß — ich konnte ihr ja ihr Versprechen zurückgeben, wenn ich es für nöthig hielt.

Einige Tage hindurch schwieg ich nun ganz; denn ich mußte Augusten, die mir mit Falkenaugen auflauerte, und die ich am meisten fürchtete, irre machen. Ich sprach sogar von glücklichen Umständen, die sich ereignen könnten, und setzte hinzu: man müsse manches dem Zufalle, oder vielmehr der Vorsehung, überlassen, wenn man nicht wisse, wie man es angreifen solle. Das waren Grundsätze, die ich schon oft geäußert hatte, und die ich (mit Einschränkungen) noch jetzt für wahr halte. „Der Mensch," sagte ich einmal, „sollte dem Glücke mehr trauen, wenigstens um zufriedener in die Zukunft blicken zu können." Hm! erwiderte mein Sohn; das mag seyn. Aber der Mensch soll dem Zufalle — oder, wie Sie es nennen wollen, lieber Vater, der Vorsehung — nichts, gar nichts überlassen, sondern Alles seinem eigenen Geiste abfodern: so wie der Schiffer das Steuer nie dem Zufalle überlassen darf, und hätte der auch tausend Fahrzeuge glücklicher geführt, als das Steuer.

„Ich sage, mit Einschränkung ist das wahr, mein Sohn."

Was wäre mit Einschränkung nicht wahr! erwiederte er. Aber ich will lieber mit offnen Augen verderben, als mit verschlossenen glücklich seyn.

Man hört, daß mein Sohn noch jung war; und in der Jugend hängt man gern ein wenig an der Stoa.

Ich hatte indeß gar nicht die Absicht, bei dieser Gelegenheit etwas dem Zufalle zu überlassen, sondern wollte vielmehr meine Wünsche durchsetzen. Schon nach einigen Tagen kam Salzmann selbst, dessen Besuch ich freilich veranlaßt hatte, auf eine ganz natürliche Weise. Durch ihn glaubte ich meiner Parthei, oder vielmehr nur mir, eine überwiegende Stärke geben zu müssen: denn so oft auch Elisabeth geneigt war, meinen Wunsch zu erfüllen, so fiel sie doch immer wieder in Augustens Hände; und war diese nicht stark genug, ihre Schwester umzustimmen, so nahm sie die Mutter zu Hülfe. Kurz, ich gelangte nie zu einem völligen Siege. War aber Salzmann zur Stelle, so konnte ich Elisabeth beim Worte nehmen; ich gab ihm zu rechter Zeit einen Wink, und Beide waren verlobt. Dann mußte meine Frau schweigen; und Auguste — was konnte die noch thun?

Auguste schien, sobald nur Salzmann die Thür öffnete, einzusehen, welches Übergewicht er mir geben würde. Sie warf einen Blick auf mich, wurde blaß, und winkte dann ihrer

Schwester, wie ich sehr deutlich bemerkte. Beide gingen hinaus, und als sie zurückkamen, sagte mir Elisabeths Ängstlichkeit, daß Auguste ihr entdeckt hatte, in welche Gefahr sie durch Salzmanns Anwesenheit käme.

Ich gab mir große Mühe, unbefangen zu scheinen; denn ich sah, wie unabläßig Auguste mich beobachtete. Deshalb erlaubte ich meiner Elisabeth sogar weg zu gehen, als sie es unter einem unbedeutenden Vorwande wollte; ja, ich gab ihr obendrein einen Auftrag, daß sie länger wegbleiben konnte. Und nun that ich weiter gar nichts, als daß ich Herrn Salzmann mit meiner Frau in ein Gespräch verwickelte; denn ich wußte, daß diese keinen Menschen, mit dem sie nur eine halbe Stunde zusammen gesessen hatte, weggehen ließ, ohne ihn recht herzlich einzuladen, daß er bald wieder kommen möchte. Als der Mann wegging, blieb ich kalt und ruhig; meine Frau aber lud ihn ein, und zwar um so angelegentlicher, je weniger ich ein Wort sagte. Bei ihren Einladungen machte ich eine krause Stirn, und so, daß Auguste es bemerken mußte. Als der Mann fort war, sagte ich: „hm, liebe Frau! wie es hier steht, wäre es mir lieber gewesen, wenn du ihn nicht so angelegentlich eingeladen hättest." Meine Frau entschuldigte sich damit, daß die Höflichkeit es doch erfodert habe. Auguste, die sich nicht leicht hintergehen ließ, sagte zu der gan-

zur Verhandlung kein Wort, und sah mich nur von Zeit zu Zeit erwartend an.

Ich muß dem Leser zu meiner Beschämung gestehen, daß ihr Betragen in diesem Kriege bei mir den Wunsch erregte, sie zu überlisten. In der letzten Unterredung hatte sie mir sehr trocken und bestimmt erklärt, sie würde Elisabeths Liebe für Pahlen zu schützen wissen; und nun setzte ich eine Ehre darin, ihr zu zeigen, daß sie das nicht könnte. Freilich würde ich in jedem Falle alles Mögliche gethan haben, Elisabeths Verbindung mit Pahlen zu hintertreiben; aber daß ich so leise zu Werke ging, das that ich um Augustens willen.

Salzmann hatte meiner ganzen Familie, Elisabeth ausgenommen, recht wohl gefallen. Sein Gesicht war unbedeutend; es wurde aber, sobald er sprach, oder man ihn anredete, durch eine sehr angenehm lachende Freundlichkeit interessant. Ohne gebildet zu seyn, äußerte er doch sehr gutherzig, und sogar fein und zart, so edle Grundsätze, hatte sowohl geordnete Gefühle, und gab diese und sein ganzes Inneres so wahr, so aufrichtig, so treuherzig, daß Auguste mit einem tiefen Seufzer zum erstenmale sagte: ach, die fatale Reise nach der Stadt! Ich selbst — vorher hatte ich weiter nichts mit ihm gesprochen, als was unser kleiner Handel nöthig machte — ich selbst wünschte jetzt mehr als je, daß er mein Schwiegersohn werden möchte; und wäre ich jetzt wirklich Superinten=

dent gewesen, ich würde ihm dennoch meine Elisabeth sehr gern gegeben haben.

Als meine Frau seine guten Grundsätze, und Auguste seine blauen Augen, sein Lächeln und seine Figur gelobt hatten, trat ich zu ihnen, und fragte: „meint ihr nicht, daß Elisabeth Pahlen an Salzmanns Hand vergessen würde?"

Jede Andere, erwiederte Auguste; nur Elisabeth nicht. Vater, es giebt Menschen, deren Schmerzen nicht vom Zufalle bestimmt werden. Wäre Elisabeth Salzmanns Frau, und vergäße Pahlen nicht, so würde sie vor Gram sterben, daß sie ihn nicht vergessen könnte. Vergäße sie ihn, so würde sie wieder vor Gram sterben, daß sie ihn vergessen hätte. Ach, Vater! Elisabeth mußte gar nicht lieben, oder sie liebt auf ewig.

„Du bist eine Närrin mit deiner ewigen Liebe!" rief ich. „Schweig davon!" Ich stellte nun meiner Frau vor, wie glücklich wir seyn würden, wenn wir unsre Elisabeth als die Frau eines so braven Mannes sähen; und sie hörte mir zum erstenmal aufmerksam zu. „Sieh," fuhr ich fort, „Pahlen ist, so weit ich ihn kenne, ein edler junger Mann. Vielleicht bereuet er es schon längst, daß er Elisabeth in dieses Labyrinth geführt hat. Er und Elisabeth, beide sind unschuldig. Ihre Jugend, ihre heißen Herzen, Annens alberne Reden, und Hannchens Unbesonnenheit: sieh, liebe Frau,

aus diesen Fäden hat der Zufall das Band gewebt, welches die beiden jungen Leute verbindet. Pahlen wird, wenn er hört, wie es hier steht, seine Ansprüche aufgeben, und dann ist Elisabeth beruhigt. Zwar wird sie sich in den ersten Monaten wohl noch einbilden, Pahlen zu lieben; aber glaube mir, gute Frau, gegen die Liebe eines solchen Mannes, wie Salzmann, hält sich kein weibliches Herz, am wenigsten das gütige, reine unserer Elisabeth, welches die geringste Liebkosung, ja selbst die Schmeicheleien der Tauben, mit Liebe vergilt. Ich hoffe, liebe Frau, wir werden noch Alle glücklich seyn."

In Gottes Namen, lieber Mann! sagte meine Frau mit lachenden Augen. Salzmann ist so treuherzig, so gut, so redlich, daß ich . . . —

Daß er, — fiel ihr Auguste ins Wort — eben weil er so treuherzig, so redlich ist, und keinem Menschen einen Betrug zutrauet, desto leichter zu betrügen seyn würde. Unerhört! fuhr ich eifrig fort. Er kommt hieher mit einem treuen offenen Herzen, und — wir verschweigen ihm, was er doch wissen sollte; wir verbergen ihm Elisabeths Herz. Wenn das ehrlich ist, Mutter . . .

„Schweig, sag' ich!"

Aber ehrlich ist es doch wirklich nicht, Vater, sagte Karl mit Kopfschütteln. (Auch meine Frau schüttelte bedenklich den Kopf.) Ich dächte, fuhr mein Sohn fort, wenn so wenig an

Elisabeths Liebe zu Pahlen ist, als Sie glauben (und ich sehe nicht, wie mehr daran seyn sollte, trotz dem, was Auguste aus ihren Romanen wissen will): so könnte man ja Salzmannen den Umstand ganz ehrlich gestehen. Elisabeth, dürften Sie nur zu ihm sagen, liebt einen hübschen jungen Menschen: allein es hat mit dieser Liebe nicht viel zu bedeuten. Wir glauben, es wird sich geben. Wollte er unsre Elisabeth dennoch, und sie willigte ein, und Pahlen auch; nun, so hätten wir ein gutes Gewissen, und am Ende würde es sich ja finden, ob Sie oder Auguste Elisabeths Herz besser gekannt hätten.

Und hätte ich es besser gekannt, sagte Auguste heftig, und Elisabeth würde das Opfer, und sie wendete ihr sterbendes Auge auf dich, Karl: würdest du es dann nicht bereuen, diesen Rath gegeben zu haben?

Will ich Elisabeth zwingen? Aber wird sie nicht selbst wissen, was an ihrer Liebe ist?

Da standen wir wieder vor einer neuen Bedenklichkeit. So fest ich auch überzeugt war, daß die Liebe meiner Tochter vergehen würde, so schien mir dennoch der Vorschlag meines Sohnes gut zu seyn. Es kam nur darauf an, ob Salzmann über die Liebe eben so dächte, wie ich. Ich bin gern mit meinem Gewissen in Frieden; daher gab ich meinem Sohne zu, daß es wenigstens für unsre Ruhe am sichersten sey, Salzmannen alles zu entdecken. Es wurde förmlich

beschlossen. Mein Sohn, der sich nicht wenig damit wußte, daß sein Vorschlag durchgegangen war, nahm auf einmal einen hohen Ton an, und erbot sich, sowohl Elisabeth abzuhören, als auch Salzmannen den Umstand zu entdecken.

Das erste verbat sich Auguste. Sie sagte: guter Freund, wäre Elisabeths weiches Herz der rauhe Mantel eines cynischen Philosophen, so möchtest du es zu behandeln wissen. — Das zweite verbat ich mir. „Das will,“ sagte ich, „mit einer gewissen Feinheit behandelt seyn!“

Ich dachte, sagte er empfindlich, die größte Ehrlichkeit wäre die größte Feinheit; denn daß wir uns seit vierzehn Tagen quälen — (mit einem spöttischen Blicke auf Augusten): ist unser ehrliches Vertrauen, oder eine zurückhaltende Feinheit Schuld daran, Auguste?

Wir fühlten uns getroffen, und schwiegen. Er hatte mit seiner Bemerkung, die ich ihm gar nicht zugetrauet hätte, Recht; aber dennoch war es nicht anders: denn — was hilft Vertrauen, wenn man nicht einig ist? und waren wir seit vierzehn Tagen nicht alle entzweiet?

Es wurde einstimmig beschlossen, daß ich Salzmannen, sobald er sich etwas von Elisabeth merken ließe, den Umstand mit Pahlen entdecken sollte. Einig aber waren wir dennoch nicht; unsre Herzen trennte ein weiter Raum, und wir Alle schienen das zu wissen. Jetzt war zum erstenmale der Friede aus unserer Hütte

geflohen, und nicht aus ihr allein, sondern auch aus unsern Herzen. Nur Elisabeth, die Ursache von dem Allen, schien, oder war, die einzige Schuldlose unter uns, und ihre Gegenwart machte uns besser. Wir wagten nicht, ihr unwillige, oder nur kalte, Blicke zuzuwerfen. Uns machten wir gegenseitig Vorwürfe über ihr Vergehen; aber ihr ein hartes Wort zu sagen, das konnte Niemand über sein Herz bringen. Jetzt — damals dachte ich nicht daran — jetzt frage ich mich: warum war die Schuldige allein schuldlos? und warum schienen wir Andern in unsern Augen die Schuldigen? — In der That so verhielt es sich. Sie liebte jeden von uns, und brachte uns Alles, was sie nur konnte, zum Opfer: ihr Herz, ihre Liebe. Für sich wollte und foderte sie nichts; sie wollte nicht glücklich seyn, sondern uns nur glücklich machen. Ja, sie bedeckte ihre Schuld ganz mit dem Mantel ihrer Liebe zu uns. Ach, der Mensch kann fehlen, — und wer fehlte nicht! — das macht ihn nicht schuldig. Nur die Kälte gegen fremdes Glück, nur Eigenwille, nur Selbstsucht ladet Schuld auf sein Herz. — Das war es.

O, wie hart ist der Mensch! Wir fodern von Andern nicht nur Tugend, sondern auch den Anstand, den die Tugend nach unserer Meinung haben soll.

Meine Frau hätte unserer Elisabeth vergeben, wenn diese ein Paar Jahr älter gewe-

sen wäre. Gegen uns Andern war sie kalt, weil wir die Liebe des Mädchens vertheidigten. Sie foderte eine Unmöglichkeit: es sollte nicht seyn, was sich doch nun einmal nicht ändern ließ. Und waren wir Andern besser? O, gewiß nicht. Es fehlte uns allen an Liebe, an wohlwollendem Vertrauen, an dem Geiste des Friedens, der allein den Frieden schließt. Ich behauptete, Elisabeths Leidenschaft würde nach und nach vergehen; Auguste hielt, nach ihrem Gefühle, diese Liebe für ewig; mein Sohn rieth zu völliger Offenherzigkeit. Keiner von uns hatte ganz Unrecht; aber wir kämpften mehr für unsre Meinung, als für Elisabeths Glück. Doch bei dem Allen frage ich: konnten wir anders denken, sogar anders handeln? konnte ich einer Thorheit nachsehen, die mein Kind unglücklich machen mußte? Aber doch fühlte ich, es war nicht so, wie es seyn sollte. Und wohl uns, daß wir es noch fühlten! Denn setzt das nicht voraus, daß es einst seyn wird, wie es seyn sollte?

Das Nächstemal, als Salzmann wieder zu uns kam, fand er mich im Garten. Ich sprach mit ihm bei der ersten Veranlassung (und die zeigte sich bald) über Elisabeth, und gestand ihm beinahe die Wahrheit: nur so, daß ich Elisabeths Liebe ein wenig verkleinerte, und meine Hoffnung, sie bald geendigt zu sehen, ein wenig vergrößerte. Dann schloß ich mit den Worten: „meine ganze Familie ist ein-

stimmig der Meinung gewesen, daß Ihnen die Liebe unsrer Elisabeth nicht verschwiegen bleiben dürfte.”

Der junge Mann war ein wenig bestürzt, und schwieg. Endlich sagte er: es thut mir weh! Ja, ich glaube, es hat mir nie etwas so weh gethan, Herr Pastor, und es wird mir nie wieder etwas so weh thun! . . . Mit bebender Stimme setzte er hinzu: Gott mache die gute Mamsell Lieschen so glücklich, als ich sie zu machen mir vorgesetzt hatte. Und . . . (mit leisen Tönen) . . . Sie sagten etwas von Schwierigkeiten, die es haben würde mit dem jungen Manne. Ich weiß nicht so recht, was Sie meine; aber . . . aber sollte es sich an Gelde stoßen . . . die Hälfte meines Vermögens steht Ihnen zu Dienste. — Er sagte das so zitternd, so äußerst gerührt, so gutherzig, daß ich weiter nichts thun konnte, als seine Hand ergreifen. — Dem Bräutigam, wer er auch seyn mag, bin ich nicht gut, fuhr er fort; aber, wie gesagt, die Hälfte meines Vermögens ist jede Stunde bereit. Doch davon muß Mamsell Lieschen nichts erfahren; es möchte ihr wehe thun, daß sie mir Dank schuldig wäre.

Könnte ich doch dem Leser beschreiben, mit welcher rührenden Gutherzigkeit er diese Worte sagte! Ich drückte seine Hand an meine Brust, und wünschte sonst nichts, als daß Elisabeth Zeuge von dieser Unterredung seyn möchte. Er hatte mich, wie ich jetzt merkte, gar

nicht verstanden, und ich mußte nun deutlicher über meine Hoffnungen von Elisabeths Liebe reden. Seine Großmuth, seine Treuherzigkeit machten mich aufrichtig; um keinen Preis hätte ich dem edlen Jünglinge in dieser Stunde die Wahrheit verhehlen können. Jetzt verschwieg ich ihm nicht länger, was Elisabeth von ihrer Liebe glaubte; ja, ich sagte ihm sogar, daß sie aus kindlichem Gehorsam entschlossen wäre, ihm ihre Hand zu geben.

O, rief er nun auf einmal mit ganz veränderter Stimme, und mit Entzücken in den Augen, o Gott, so dürft' ich ja hoffen! Wie? habe ich auch recht gehört? Elisabeth will mich zu dem glücklichsten Manne auf der Erde machen?

Ich sagte ihm noch einmal: wir Eltern könnten für jetzt Elisabeths Entschluß nicht billigen; doch hofften wir, daß ihre Liebe vergehen würde. Dann setzte ich versichernd hinzu: „wenn Elisabeth Sie nur erst kennt, guter, edler Salzmann, so wird sie Ihnen, hoffe ich, bald nicht allein ihre Hand, sondern auch ihr Herz geben."

Er antwortete nicht, und schien nachzudenken. Endlich sagte er mit Unruhe, die er vergebens zu verbergen suchte: erst jetzt sehe ich ein . . . Also wenn Mamsell Elisabeth aufhört, den jungen Mann zu lieben, dann . . . Und Sie hoffen, daß ihre Liebe aufhören wird? Woher vermuthen Sie das? — „Weil jede

Liebe, auch die stärkste, einmal aufhört.“ Er schwieg wieder; dann schüttelte er langsam den Kopf, und sagte leise: wenn sie den jungen Mann liebt — ich kenne ihn zwar nicht, und mag ihn auch nicht kennen lernen; aber wenn sie ihn liebt, und, wie Sie sagen, so von Herzen, so . . . denn sonst wäre es ja einerlei, wen man liebte; sonst müßte ja auch meine Liebe aufhören: und nein, lieber Herr Pastor, ich werde sie ewig lieben. Nein, nein, (sehr lebhaft) ich würde mich schämen, etwas zu wollen, wenn ich zuverlässig wüßte, daß ich einmal aufhören könnte, es zu wollen. Ach, ich werde, so lange ich lebe, nicht glücklich seyn; aber ich möchte nicht einmal aufhören sie zu lieben.

Der junge Mann war so fest von der Unvergänglichkeit der Liebe überzeugt, wie meine ganze Familie. Ich stellte ihm mit Ruhe vor, daß die Liebe, wenn sie gar keine Nahrung durch Besuche, Briefe, Wiedersehen und dergleichen erhalte, doch höchst wahrscheinlich vergehen müsse.

Sein Gesicht erheiterte sich, und er fragte: wird Mamsell Lieschen ihren Geliebten nie wiedersehen, ihm nie schreiben, oder so etwas?

„Sie hat es mir versprochen, und ich glaube, daß sie ihr Versprechen halten wird, so weh es auch ihrem Herzen Anfangs thun mag.“

Er besann sich wieder, und wiederholte mir, wie mechanisch, das Wort: weh! einige

Male. Ja, sagte er, still vor sich hin: ja, sehr weh muß es ihr thun. Denn sollte ich sie nicht sehen, wenn sie mich liebte, wie ich sie liebe. . . . — Wer wollte das hindern? sagte er laut. Keine Macht auf Erden! Nein, Herr Pastor, vergeht die Liebe, so . . . Ich fühle das Gegentheil; und so unglücklich, als ich bin, möchte ich niemand machen. Ach, es brennt hier in meiner Brust, daß sie einen Andern liebt, und ich möchte ihn nicht sehen; aber Ihre Tochter soll nicht sagen können, ich sey Schuld an ihrem Unglück.

Er legte eine Hand an die Stirn; dann sagte er schnell: leben Sie wohl! und wenn Sie hören, Herr Pastor, daß mein . . . mein Herz . . . dieses Leben . . . daß ich unglücklich, daß ich todt bin, so sagen Sie Ihrer guten Tochter — gar nichts; denn ich werde sie ja wohl vergessen, wie Sie sagen.

In diesen Worten lag etwas sehr Großes und Rührendes, aber als geheimer Sinn. Man mußte dazu sein Auge sehen, das Flammen sprühete; seine Farbe, die mehrmal aus dem Dunkelroth, das der große Entschluß, der Geliebten zu entsagen, in seine Wangen getrieben hatte, in das bleichste Weiß des Schmerzes überging; das ängstliche Schlagen der Brust, und die Thränen, die sich dann und wann durch die Flammen des Auges auf die bleichen Wangen herabstahlen; man mußte die Worte so sterbend und so rührend aus der

Seele hervorkommen hören, um so gerührt zu seyn, als ich es war.

Er wollte weggehen; ich hielt ihn aber auf, nahm ihn an meine Brust, und sagte: „junger Mensch, sie wird dein werden! sie m u ß die Liebe theilen, die du so rein, so feurig, so großmüthig für sie fühlst! . . . Ich bitte Sie, lieber Salzmann," fuhr ich ruhiger fort: „geben Sie Ihre Hoffnung nicht auf. Elisabeth kann nie die Gattin ihres Geliebten werden. Er ist — ein Baron, der von den stolzesten Verwandten abhängt. Beide werden bald einsehn, daß es unmöglich ist, und Elisabeth wird Ihrer Liebe nicht wiederstehen können."

Er legte wieder die Hand an die Stirn; dann reichte er sie mir zitternd, und sagte: nun wohl! ich komme zu Ihnen. Aber ich sage Ihrer Tochter nichts von meiner Liebe. Hoffnung . . . habe ich nicht; aber ich werde sie doch sehen und . . . — Er küßte mich, und verließ den Garten.

Mit großer Rührung ging ich in das Haus zurück, und traf Elisabeth bei meiner Frau. Ich konnte mich nicht enthalten, laut auszurufen: „o Elisabeth, welch ein großmüthiges, edles, reines Herz! welch eine unendliche Liebe!" In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Auguste trat herein — mit einem sehr ernsten Gesichte, mit Augen, in denen noch Spuren von Thränen zu sehen waren. Sie ging in Absätzen auf ihre Schwester zu, die

ihrem, so selten ernsten, Gesichte sanft entgegen lächelte. Auguste schlang auf einmal beide Arme um Elisabeths Nacken, und fing an zu schluchzen. Was ist dir, liebe Auguste? fragte Elisabeth ängstlich.

Auguste drückte das Gesicht an Elisabeths Herz, und sagte, wie außer sich! wie wirst du geliebt!

„Du hast gehorcht, Auguste!" sagte ich mit voller Gewißheit; denn mir fiel ein, daß ich während der Unterredung Töne des Weinens gehört hatte, die aus unsrer Laube gekommen waren. „Du hast gehorcht, Auguste! Nun so rede! Welch ein Mann! welch ein Herz!"

Das edelste! rief Auguste mit Entzücken, und breitete die Arme aus; das beste, das ich kenne! O Elisabeth, wie wirst du geliebt!

Auguste gestand ganz frei, daß sie absichtlich gehorcht habe, und zwar in der Vermuthung, daß ich Salzmann nicht alles ganz aufrichtig erzählen würde. Aber, lieber Vater, setzte sie hinzu, und küßte meine Hand: so sehr ich auch meine Schwester liebe, und so sehr wir auch verschiedener Meinung sind, ich würde dem edlen Manne doch nichts anders gesagt haben, als was Sie ihm sagten. Elisabeth, beinahe wäre ich hervor gesprungen, und hätte ihm zugerufen: meine gute Schwester wird sie lieben, muß sie lieben, liebt Sie schon

jetzt. — Nun erzählten wir, ich und Auguste, die Unterredung Wort für Wort, und Beide mit gleichem Enthusiasmus.

Elisabeth wurde blaß, als wir anfingen, und schlug die Augen nieder; doch nur einige Sekunden; es schien ihr schon unrecht zu seyn, das Lob des Mannes, der ihrer Liebe in den Weg trat, nicht gern anzuhören. Sie hielt die Blicke gewaltsam auf uns fest, und zwang sich zu einem beifälligen Lächeln.

Als wir fertig waren, sagte sie sanft: ich bin sehr unglücklich, Vater, daß ich allen Menschen, die mich lieben, auch diesem edlen Manne, Kummer mache! O gewiß, mein Auge schwimmt in Thränen darüber, daß ich undankbar gegen eine so edelmüthige Liebe seyn muß. Wollte Gott — sie weinte, und trat uns ein Paar Schritte näher — wollte Gott, Ihre Hoffnungen, daß ich aufhören werde, Pahlen zu lieben, würden einst erfüllt! Wie gern würde ich wieder die Freude meiner Eltern, das Glück eines edlen Mannes, und wenn auch alle meine Hoffnungen dabei zu Grunde gingen! Gewiß, Vater, in Ihrem Glücke würde auch ich glücklich seyn. O, haben Sie nur Geduld mit Ihrer Elisabeth! . . . Ich fürchte, der Himmel hat mich bestimmt, irgend ein Herz zu betrüben. Ach, möchte doch lieber das meinige aufhören zu schlagen! . . . Ich bin

sehr unglücklich; heute habe ich auch meine Auguste verloren!

Verloren, Elisabeth? rief Auguste lebhaft. Ich bin dein auf ewig. Mich kannst du nicht verlieren, ob es gleich nicht möglich ist, daß du mich so liebst, wie ich dich. Elisabeth, dich liebt alles, was sich dir nur nähert. O, sey kalt gegen mich, hasse mich, wenn es seyn muß, nur sey glücklich! Ich schweige von jetzt an; denn ich weiß nicht mehr, mit wem du glücklicher leben würdest. Aber wen du liebst, den werde auch ich lieben.

Ich ergriff diese Gelegenheit, Elisabeth ein wenig ans Herz zu reden; und meine Frau, die von Salzmanns edlem Benehmen gerührt war, half mir. Auguste, welche sonst die Wirkung meines Zuredens immer vernichtete, schwieg heute, und heftete nur die thränenvollen, zärtlichen Blicke auf die wankende Schwester. Elisabeth wankte in der That. O, mein Vater, sagte sie, und hielt ihre Thränen zurück; ich habe mich ja schon längst erboten, das Opfer, das Sie von mir verlangen, zu bringen. Sie sagen: Pahlen wird m i c h, und ich werde i h n vergessen. Wohlan denn, lieber Vater! wenn das ist, so — werde ich sogar noch glücklich seyn. Hier ist meine Hand! Und wäre es n i c h t — o, wenn dann nur Pahlen glücklich würde! wenn Sie Sich nur nicht auch in seinem Herzen geirrt hätten! Ich kann es wagen; denn w a s ich thun mag — sehe ich nicht

immer Thränen in allen Augen? Hier ist meine Hand!

Du zitterst, Schwester! sagte Auguste. — Wäre es ein Opfer, erwiederte Elisabeth lächelnd, wenn ich es nicht zitternd brächte? . . . O, hob sie auf einmal weinend und mit lauter Stimme an: o, legte doch Gott der Allgütige einmal seinen Segen auf das Opfer eines Kindes! Er gebe allen Herzen Ruhe; und soll eins in längerem Schmerze leiden, so wähle er das meinige: er hat es dann gesegnet!

Ich weiß nicht, welch ein Grauen mich bei diesen pathetischen Worten überlief. Es war mir nicht möglich die Hand zu nehmen, die sie mir hinhielt. Trotz meinem System schien mir in diesem Augenblicke Elisabeths Liebe das Unvergänglichste unter dem Monde.

Ich bitte dich, Elisabeth, sagte Auguste ängstlich: ich beschwöre dich, zieh deine Hand zurück! Nein, nie sollst du das Opfer bringen! Die Ungewißheit, ob du glücklich wärest oder nicht, würde mich zu Tode martern. Ich bitte dich, Schwester, höre den Vater nicht an!

„Nein Elisabeth," sagte ich; „in diesem Augenblick nehme ich deine Hand nicht. Aber, meine Kinder," (ich zog Elisabeth und Augusten an meine Brust) „warum übergeben wir nicht der Zeit und der Vorsehung, was ihnen gehört, die Zukunft? Warum quälen wir unsere Herzen so unnöthig? Laßt Salzmannen

kommen. Elisabeth, suche dich an seinen Umgang zu gewöhnen, betrachte ihn als deinen Bruder, und überlaß es der Natur, meine oder deine Voraussagungen zu erfüllen. Vergißt du Pahlen (und ich hoffe, du wirst ihn wenigstens nach einigen Jahren vergessen, wenn du ihn nicht wieder siehst), so . . ." —

Und dann würdest du doch neunzehn Jahr alt, oder noch älter! sagte meine Frau, und legte Elisabeths Wange an ihr nasses Auge.

„Ja," sagte ich ehrlich: „so würden alle unsere Wünsche erfüllt, auch der Wunsch deiner Mutter."

Und vergißt du Pahlen nicht, Elisabeth, rief Auguste; so . . . Ja, der Himmel, die Vorsehung, darf dich nicht sinken lassen, oder ich glaubte nicht mehr . . .

Auguste! rief Elisabeth ängstlich, und verschloß ihr den Mund mit Küssen: ist denn dieser Augenblick das Leben? diese Erde unser Wohnplatz? — Und ließe mich die Vorsehung sinken; ich sänke nur an das Herz der ewigen Liebe. Du sähest mich fallen, aber nicht die Hand des Vaters, die mich hielte und segnete. Auguste, für eine Thräne in einem Auge, das die Hand des Todes doch bald auslöscht, wolltest du den Glauben, auf dem eine Welt ruhet, hingeben? O, lieber möchte, wenn ich unglücklich wäre, dieses Auge von Marmor seyn und lächeln; die Thränen, die ich gern an deiner

Brust verweinen würde, möchten dann in meinem Herzen wie heiße Flammen brennen.

Auguste drückte die Schwester reuig an ihre Brust. O, vergieb mir! sagte sie; ich dachte nichts Böses.

Dieser Ausgang der Unterredung war nicht übel für meinen Zweck. Wir sprachen nun von den Wegen der Vorsehung, und ich behauptete, daß der Mensch wohl daran thue, wenn er sich ihr ergebe. (Auguste schwieg.) Dazwischen wurde aber geredet, daß Salzmann kommen, und daß es der Zeit und der Vorsehung überlassen bleiben sollte, das Räthsel, welches uns so große Unruhe machte, zu lösen. Die Unterredung schloß sich endlich damit, daß Auguste sagte: nun, ich werde ja sehen, wie gütig, wie gerecht die Vorsehung ist! Denn, Elisabeth, das höchste Glück ist nur Gerechtigkeit gegen dich, und gegen den besten Menschen.

Unsre Herzen öffnen sich wieder.

Selbst nach dieser Unterredung blieb, so weich wir auch geworden waren, dennoch, ich weiß nicht, welch ein Tropfen Gift in uns zurück, der über die schönsten Ergießungen unserer Herzen eine erstarrende Kälte verbreitete. Er=

weicht waren unsere Herzen, aber nicht erwärmt; doch ein Zufall nahm alle Kälte daraus hinweg. Am Abend saß mein Jüngster, und machte eine Übersetzung aus einem englischen Buche. Die Mädchen spannen, und bei einer sanften Melodie, welche mein Karl spielte, wurde leise geplaudert. — Verstehst du das, Ludewig? fragte Wilhelm, und schob seinem Bruder das Buch hin. Das ist ja sehr leicht, sagte der; und nun erhob sich über den Sinn der Stelle ein Streit, der endlich mir zur Entscheidung vorgelegt wurde.

Wilhelm las vor: „Was verlangt der verkehrte Mensch von der Vorsehung? Das unerbittliche Schicksal der Alten stürzte er von dem Throne der Welt: nicht, um die ewige Liebe, die liebende Weisheit, den Platz einnehmen zu lassen, sondern seine thörichten, wilden Wünsche auf den Thron der Vorsehung zu erheben. Ist er glücklich, so setzt er sein Glück auf den Thron des Weltalls; ist er unglücklich, so nennt er seine Wünsche die Vorsehung, und zürnt, wenn nicht in dem unsinnigen Grundrisse seines erträumten Glückes das Glück der ganzen Schöpfung begriffen ist. An dem Fatum der Alten war mehr Wahrheit, als an der schwachen, ungewissen Hand, mit der wir dem Schicksale den Weg vorzeichnen, und die wir gern für die Hand der Allmacht ausgeben möchten, um nur nicht nöthig zu haben, unsre Wünsche und unser Leben nach den ewigen

Gesetzen der physischen und moralischen Welt einzurichten. Wie die Alten durch Zaubersprüche den Mond und die Sonne in ihrem segnenden Laufe aufhalten zu können wähnten, so wähnen auch wir durch Gebete die ewige Weisheit in ihrem Gange aufhalten zu können. Wir wollen lieber fromm, als gehorsam seyn. Die Natur geht nach ewigen Gesetzen ihren schaffenden segnenden Gang; ihnen zu gehorchen, sich ihnen zu unterwerfen, ist Klugheit. Die innere, die bessere, die sittliche Welt geht eben so unaufhaltsam nach den Gesetzen, die unser Gewissen uns sagt; ihnen gehorchen, ist Tugend, ist Glück. Das Gewissen ist die Stimme der gütigen Vorsehung. Höre sie, gehorche ihr; und du hast dein Schicksal in deinen eigenen Händen. Verachte diese Stimme; und der rächende Arm der Vorsehung ergreift dich — dein Gewissen. Tugendhaft leben heißt Ergebung in die Vorsehung. Sonst nichts heißt so; alles Andere ist Schwäche, Unverstand, oder Bosheit."

Das war die Stelle, die Wilhelm vorlas. Ich fing an sie zu erklären, und dabei fühlte ich, daß meine Ergebung in die Vorsehung nichts mehr und nichts weniger als Trägheit und die Erwartung eines glücklichen Ausganges gewesen war. O, laß doch sehen! sagte Elisabeth, und nahm dem Knaben das Buch aus der Hand. Lies vor, Elisabeth! riefen wir. Elisabeth las weiter: „Welcher Unfall, den die

Verkettung der Naturbegebenheiten über uns brächte, wäre nicht durch Vorsicht zu vermeiden, durch Geduld zu besiegen, durch Abhärtung zu ertragen, oder durch Gewöhnung zu versöhnen? Welcher! — Auch dem physischen Unglück hält die Tugend den undurchdringlichen Schild entgegen, die hoffnungsreiche Geduld. Da ist Erwartung Weisheit, Vertrauen auf die Zukunft Stärke. Soll aber der Mensch handeln, so ist Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, Erwartung eines glücklichen Ausganges, Ergebung in die schaffende Zeit ein Verbrechen. Unabhängig von Zeit, Zufall und Schicksal soll der Mensch sein König seyn, der keine Macht anerkennt, als seinen eigenen Willen, keinen Rath hört, als den von seinem Gewissen. Er selbst soll wählen, bestimmen, beschlüssen und handeln."

Elisabeth legte das Buch langsam auf den Tisch, und sah uns mit einem lächelnden Blicke an, worin sich das ganze triumphirende Gefühl ihres reinen Herzens zeigte. O, sagte sie; ich habe der Vorsehung nur die Schmerzen überlassen, nichts weiter. Sie wissen, lieber Vater, wie bereit ich bin zu thun, was meine Pflicht fodert. — Recht, mein Kind," erwiederte ich: „das hast du; und welches Elend auch für uns daraus entstehen kann: wir wollen es der Vorsehung überlassen. Und sind denn Augen voll Thränen nicht am Ende besser, als lauernde Augen voll Mißtrauen, voll

List, voll Aufpasserei? Und müssen wir nicht gestehen, daß, die deinigen ausgenommen, Elisabeth, die unsrigen bisher nicht viel Besseres enthielten, als das? Ja, Elisabeth, ich wollte dich überlisten, und dich dazu, Auguste. Aber, wie es auch mit uns werden mag, von nun an soll mein Herz euch offen seyn." Wir standen Alle auf. „O," fuhr ich erschüttert fort: „wenn so einer nach dem andern von uns, jetzt, diesen Augenblick, in das Grab sänke, wir würden sagen: hätte ich ihn doch nie getäuscht! Und wird nicht vielleicht nach einem halben Jahrhunderte auch der letzte von uns versunken seyn? Nein, meine Kinder, wie es uns auch gehen mag, keiner von uns verberge in seinem Herzen sonst etwas, als die Opfer, die er dem andern bringt."

Wie mechanisch faßten wir uns alle bei den Händen, und schlangen mit Thränen und Küssen die Arme um einander. Unsere Herzen waren jetzt warm genug, und nur allzuweich. Wir würden nicht betrübter gewesen seyn, wenn in diesem Augenblicke einer von uns gestorben wäre, und nicht glücklicher, wenn wir den Gestorbenen in dem Glanze der Seligkeit erblickt hätten. Es ist genug!" sagte ich endlich; und wir gingen aus einander. Wir Alle fühlten, daß wir glücklich zu seyn verdienten. O, wie undankbar bin ich! Wir waren es ja — wie Menschen es seyn können.

Das Geheimniß.

Trotz der schönen Vorlesung am vorigen Abend wußten wir doch am folgenden Morgen in unsern Entschlüssen nichts zu ändern. Sie blieben dieselben; doch unser Betragen war anders geworden. Niemand zeigte noch Ungeduld, niemand trieb noch. Wir verlangten in der That jetzt weniger von der Vorsehung, als von uns selbst; und doch waren unsre Hoffnungen fröhlicher, unser Vertrauen größer. Ich sah nicht ein einzigesmal nach Salzmann aus; Elisabeth verlangte nicht nach ihm, und darum auch ich nicht. Es schien mir sogar, als ob Pahlen, so wenig ich ihm auch Beständigkeit zutrauete, der einzige wäre, dem wir nicht Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Ob uns gleich, sowohl ökonomische Kleinigkeiten, als auch die Ungewißhrit über Elisabeths Schicksal verlegen machten, so waren wir dennoch glücklicher, als je: — auf reine, schuldlose Herzen hat ja äußeres Unglück wenig Einfluß.

Nach einigen Tagen kam Salzmann wieder, und wurde von uns Allen mit stiller Freundlichkeit aufgenommen; selbst Elisabeth empfing ihn mit ihrem seelenvollen Lächeln. Feiner und zarter, als er, könnte sich wahrhaftig selbst ein Mann nicht betragen, der im=

mer nur unter den kultivirtesten Leuten gelebt hätte. Er zeichnete Elisabeth nicht im mindesten aus, machte keine Anspielung, auch nicht die kleinste, und schien sogar recht heiter zu seyn. Hätte er nicht einigemale, wenn Elisabeth hinausgegangen war, die Brust durch ein Paar Seufzer erleichtert, so würde ich ihn für leichtsinnig gehalten haben. — Elisabeth hatte in dieser Woche die Haushaltung zu besorgen; das sagte sie ihm selbst bei einer ungesuchten Veranlassung — wahrscheinlich, damit er ihr öfteres Weggehen nicht für absichtlich halten möchte.

Vorzüglich unterhielt er sich mit Augusten, die heute in ihrer fröhlichen Stimmung war. Er fiel bald mit offener Vertraulichkeit in ihren Ton ein, faßte ihn so gut, und erriet, ohne eben viele Kenntnisse zu haben, dennoch alles, was gesprochen wurde, so schnell, und so richtig, daß ihm weiter nichts als nur einige Wörter zu fehlen schien. Elisabeth hörte mit Vergnügen den Neckereien zu, durch die ihn Auguste in die Enge treiben wollte, aber es nie konnte, weil er sich jedesmal durch eine Schnurre, über die wir lachen mußten, aus seiner Verlegenheit zog. Meine Frau, die ihn noch am wenigsten kannte, fing endlich ein ernsthaftes Gespräch mit ihm an. Nun wurde auch er ernst, doch ohne je die angenehme Heiterkeit, die seinem Alter so angemessen ist, zu verlieren.

Während dieses Gespräches zwischen ihm und meine Frau unterhielt Auguste mich und Elisabeth von seinem feinen Verstande, von seinem natürlichen Witze, und von der geschmeidigen Artigkeit seiner Sitten. Sie rechnete es ihm hoch an, daß er so gut, und so modern gekleidet war, ohne doch das Äußere eines Landmanns verloren zu haben; noch höher aber wohl, daß er ihr einige Artigkeiten gesagt hatte, die offenbar eigentlich für Elisabeth gehörten. Er richtete sie an mich, sagte Auguste, um dir keine Verbindlichkeit aufzulegen. — Kurz, der junge Mann hatte sich nun den Beifall meiner ganzen Familie erworben. Auguste tanzte, als er fort war, im Zimmer umher, und rief: wie glücklich werden wir seyn, wenn . . . wenn . . .; — und auf einmal fiel sie ihrer Schwester um den Hals.

Salzmann wiederholte seine Besuche, und ging nie von uns weg, ohne in unsern Herzen den Wunsch, daß er bald zu unserer Familie gehören möchte, noch lebendiger gemacht zu haben. Sein Betragen gegen Elisabeth zeigte immer mehr ein zartes Herz: er wurde nie, auch nicht mit Blicken, gegen sie zudringlich. Fiel das Gespräch auf Liebe, so wendete er sich mit seinen Augen und seinen Worten gewiß nicht an Elisabeth, sondern an mich oder Augusten. Er vermied es sogar, mit ihr allein zu seyn, wenn er auch die natürlichste Veranlassung dazu hatte; ein Fremder würde nicht

einmal geahnet haben, daß er das Mädchen liebte. Elisabeth, die Anfangs doch ein wenig mißtrauisch gegen ihn gewesen war, trauete ihm jetzt so gänzlich, und war seiner schonenden Feinheit so gewiß, daß sie sich selbst nicht mehr beobachtete, sondern zuweilen so unvorsichtig sprach, als ob er nichts weniger wäre, als ihr Liebhaber. Und wie viel ihm diese sorgfältige Schonung kostete, das sah man, wenn er allein zu seyn, oder nicht bemerkt zu werden glaubte. Dann zog er schwere Seufzer aus dem belasteten Herzen, legte gedankenvoll und wehmüthig die Hand an die Stirn, und zerdrückte behutsam die Thränen, die ihm gegen seinen Willen in die Augen traten.

Auguste sah es; denn sie beobachtete ihn unablässig, damit sie ihm aus seinem edelmüthigen Schweigen bei Elisabeth ein Verdienst machen könnte. Sie zog mit großer Gewandtheit die geheimsten Gedanken aus seiner Seele hervor, und brachte mit Anstrengung, oft auch durch vorher einstudierte Wendungen, in den Gesprächen mit ihm, seine edlen Gesinnungen, seine großmüthigen und doch so einfachen Grundsätze zum Vorschein. Kurz, durch sie lernten wir alle seine Tugenden kennen; und damit ihrer Schwester ja nichts entginge, machte sie diese durch ein Zeichen aufmerksam, so oft Salzmann etwas sagte, das ihr bemerkenswerth schien: sie schnalzte nehmlich mit der Zunge, oder trommelte mit allen fünf Fingern auf den

Tisch, obgleich Elisabeth davon nichts wissen wollte, und jedesmal roth wurde, wenn sie es hörte.

Die beiden Zeichen, sagte Auguste endlich, reichen nicht zu: denn sieh, Elisabeth, ich trommele und schnalze mir Finger und Zunge wund, weil ich eigentlich gar nicht aufhören sollte. Würde das gedruckt, was er sagt — man nähme Schwabacher Schrift dazu. Künftig, Elisabeth, will ich bei Allem, was er sagt, meine Hand so halten, wie fast bei allen Versen im Euripides eine steht, um auf die Sentenzen darin zu-zeigen. Ich weiß nicht, wie du so unempfindlich seyn kannst gegen alles das Schöne, Edle und Gütige, das seine angenehmen Lippen mit so sanften Tönen sagen. Du erröthest, wenn ich trommle; o, du solltest jetzt erröthen, daß du nicht ohne meine Zeichen roth wirst. —

So scherzend jagte Auguste der armen Elisabeth manchen ängstlichen Seufzer, manche Schamröthe ab. Und was sie sagte, war ihr völliger Ernst; ja, wir hatten sogar Ursache zu vermuthen, daß sie Salzmannen selbst, aus ihrer Freundschaft für ihn kein Geheimniß machte. Sie ging zuweilen mit ihm um das Dorf. Zwar mußte Hannchen sie immer begleiten: aber — einigemal kam sie mit Augen zurück, aus denen die Luft noch nicht alle Thränen getrocknet hatte; und dann redete sie mit vollem Eifer auf ihre Schwester ein, und diese konnte

sie nicht eher zum Schweigen bringen, als bis sie ihre in Thränen schwimmenden Augen an Augustens Wange drückte.

Auguste hatte Pahlen vertheidigt, weil sie hoffte, daß Elisabeth mit ihm glücklich werden sollte, weil sie halb und halb die Stifterin dieser Liebe gewesen war, weil ihre Schwester — einen Roman spielte, und weil sie wirklich glaubte, daß diese Liebe ewig seyn würde. Sie traute das den Versicherungen, den Thränen ihrer Schwester. und endlich ihren eigenen Augen zu; denn Pahlen war der wohlgebildetste, artigste Mann, den sie je gesehen hatte, und sie zweifelte wohl, ob auf der ganzen Erde noch ein solcher zu finden wäre. Hauptsächlich aber nahm sie ihn deshalb in Schutz, weil sie überzeugt war, daß er Elisabeth liebte. Nun kam Salzmann; und sie war gegen ihn eingenommen. Sie hörte aber in seiner Unterredung mit mir den Ausdruck der reinsten, hingebendsten Liebe für ihre Schwester. Hier sah sie mehr, als bei Pahlen: die Thränen einer hoffnungslosen Liebe, und den höchsten Edelmuth; das sichre Glück ihrer Schwester, Gleichheit des Standes, ein gutes Auskommen, und — wohl am meisten — einen jungen hübschen Mann, den seine Thränen, seine stille Verzweiflung schön machten. So war es natürlich, daß sie ihn von jetzt an in Schutz nahm.

Bei dem nächsten Besuche, den er machte, gewann er ihr Wohlwollen, und sogar ihre

Bewunderung. Sie hatte ihre Gunst so schnell gewechselt: darum hoffte sie, daß auch ihre Schwester den jungen Mann bald lieben müsse. Wie konnte sie auch nun noch an die Unvergänglichkeit einer fremden Liebe glauben? Indeß, da sie bemerkte, daß Elisabeth Salzmannen mit andern Augen betrachtete, als sie selbst, so glaubte sie, daß ihre Schwester ihn nur erst kennen müste, um ihn zu lieben. Daher ihr Eifer, den jungen Mann in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Nun drängte sie sich allmählig in sein Vertrauen, machte alle seine guten Eigenschaften ausfindig, behorchte seine Seufzer, und belauerte seine Mienen — alles nur, um ihre Schwester Lobreden auf ihn halten zu können. Durch vieles Beobachten lernte sie seine Blicke, seine Bewegungen verstehen; und nun wurde ihre Bewunderung, so wie ihr Mitleiden mit ihm, noch größer.

Sie suchte ihn auf, ließ einige Worte von Hoffnungen fallen, und gab ihm verständliche Winke auf eine frohe Zukunft. Er war dankbar gegen die Beschützerin seiner Liebe, uud verbarg ihr seine Thränen, seine Seufzer nicht. Die Unbesonnene drängte sich immer mehr in sein Vertrauen, und gab ihm dadurch Muth, ihr auf einem Spaziergange sein ganzes Herz zu entdecken. Er vergoß dabei Ströme von Thränen, und Auguste suchte ihn zu beruhigen. Es gelang ihr, und nun drückte er ihre Hände

an

an seine heißen Lippen. Theils aus Mitleiden, theils aus Glauben an Elisabeth, vergrößerte das leichtsinnige Mädchen seine Hoffnungen; sie machte aus Vermuthungen Wahrscheinlichkeit, aus Wahrscheinlichkeit Gewißheit.

Die Freudenthränen, womit Auguste ihm solche Versicherungen giebt, setzen den überraschten Jüngling außer sich. Sie theilt sein Entzücken mit ihm, und nennt ihn in dem frohesten Vertrauen: Schwager, Bruder! — O, meine geliebte Schwester! sagt er, entzückt über diese theure Benennung, und breitet die Arme aus. Auguste sinkt an seine Brust, an seine Lippen. Er ist der erste Mann, der sie küßt, und schon längst hat ihr Herz die reinste Freundschaft für ihn empfunden. Seine Küsse sind glühend; er hält die Schwester seiner Geliebten in den Armen, und jene sieht dieser sehr ähnlich. Augustens Brust bewegt sich an seinem vollen Herzen stärker, wärmer, und sie weiß es nicht. In das geöffnete Herz, in die verlangende Seele nimmt sie aus seinen Küssen, seinen flammenden Blicken, seinen Thränen, Gift auf. Sie fühlt, daß ihr ganzes Wesen in Liebe zerfließt. Doch unschuldig sagt sie: o, wie liebe ich meine Elisabeth! und wie glücklich werde ich seyn, wenn ein so edler Mann, wie Sie, mein Schwager ist!

Dieser Spaziergang hatte ihre Kräfte erhöhet, und ihre Wünsche, Elisabeth zu überreden, noch heißer gemacht. Sie hielt jetzt Salzmannen

öffentlich, in dem Kreise meiner Familie, eine Lobrede. — War es möglich, daß wir nicht sahen, wie sanft ihre Augen sich benetzten, wie warm ihre Wangen, wie bewegt ihre Seele durch die Bilder wurde, welche sie von dem jungen Mann entwarf! Erst lange nachher erinnerten wir uns wieder an die zärtlichen Töne, mit denen sie von ihm redete. Wir hätten merken sollen, daß nicht die Freundschaft so sprechen lehrt, wie Auguste sprach, sondern nur die Liebe.

Du allein, Elisabeth, sagte sie mit Entzücken, — du allein verdienst dieses Herz, das du von dir stößt. O, wenn er dich nicht liebte, so dürfte er gar nicht lieben: denn schon der Gedanke, daß er eine andere Frau nehmen könnte, als dich, Elisabeth, erbittert mich. Ich rede nicht mehr deshalb, weil er wohlhabend ist. O, laß ihn verachtet, laß ihn arm seyn: — welch eine Freude wäre es noch immer, seine Armuth, sein Elend mit ihm zu theilen! Ach, Elisabeth, wie groß ist dein Glück, daß du das Glück dieses Mannes in deiner Gewalt hast! Ich habe nur seinen Schmerz mit ihm getheilt, und schon das war für mich ein Freude. Mein Herz wurde so groß, mein Gefühl so rein, so erhaben, als ob die Thränen, die wir Beide weinten, die großmüthigsten Tugenden wären. O, Elisabeth, wie kannst du noch zögern, diesen Mann glücklich zu machen! Und wollte auch dein Herz darüber vergehen — seine Freude, der Ton seiner entzückten Stimme würde es heilen, und sein Lä-

cheln die Freude einer ganzen Welt über dein Herz verbreiten! Ich weiß nicht, wie du das nicht siehst, nicht fühlst!

Elisabeth umarmte ihre Schwester, anstatt zu antworten; und endlich flisterte sie: habe doch Geduld mit mir, liebe Auguste! — Karl sagte mir heimlich: Auguste redet, als wollte sie Pahlen gern für sich selbst haben. Doch gerührt hatte sie uns Alle. Wir bestättigten einstimmig ihr Lob auf Salzmannen; aber sie sah bei unsern Lobeserhebungen mit einer Art von Stolz auf uns hin. ereiferte sich über jeden doppeldeutigen Ausdruck, und verbesserte jedes kalte Wort durch ein wärmeres, ausdruckvolleres. In der That, sagte Karl, seine Tugenden machen ihn schon zu einem Mitgliede unserer Familie, auch wenn er uns nie näher angehören sollte. — Seine Tugenden? antwortete ihm Auguste rasch, und sah ihn von der Seite an: die Erde ist zu klein für sein Herz; und wenn er nicht unsere Elisabeth liebte, so dürfte er Niemand lieben!

Wem schmeichelst du da? fragte Elisabeth. Augusten liekosend. — Ich sage, was ich fühle, antwortete sie; denn ich wollte ihn lieber stets betrübt sehen, als glücklich in den Armen einer Andern.

O, warum sahen wir noch immer die Liebe des Mädchens nicht, die doch so offen aus dem unschuldigen Herzen hervorbrach! Sie selbst wußte eben so wenig davon, als wir. Ihr schuldloses

Herz verwechselte die Liebe zu Elisabeth, die Liebe zu allem Guten und Schönen mit der Liebe zu Salzmann. Alle ihre Wünsche, die ganze Sehnsucht ihres Herzens war ja befriedigt, wenn Elisabeth seine Gattin wurde. Ihre kindliche Phantasie setzte das ganze Reich der Liebe, alle ihre Entzückungen, auf ein fremdes Gebiet. — Elisabeth, sagte sie einmal mit flammenden Augen: dann ziehe ich zu dir, und lebe mit dir und Salzmannen. Ich sorge für die Haushaltung, und bin mit euch glücklich. Wir gehen mit ihm spazieren, du an einer Seite, ich an der andern; wir hören Beide ihn erzählen. Er liebt uns, und wir lieben ihn wieder. O Elisabeth, welche Tage wollen wir leben!

Diese Vorstellungen, welche nur die reinste Unschuld geben kann, machten es Augusten möglich, in einer fremden Liebe glücklich zu seyn, und täuschten sie über ihre Empfindungen. Sie hatte alles, was sie wünschte; denn sie theilte ja mit der geliebten Schwester das Herz des geliebten Mannes. Und jetzt besaß sie es sogar m e h r, als Elisabeth: denn sie hatte sein Vertrauen, ging allein an seiner Seite, sah seine Thränen, hörte seine Seufzer, und fühlte seine Händedrücke. Auf wen konnte sie eifersüchtig werden, wen beneiden? Niemanden: denn sie hatte Alles. Kein Neid, keine Eifersucht, keine Begierde, keine Selbstsucht brachte einen Mißlaut in die schöne Harmonie ihrer unschuldigen Herzen.

Auguste merkte nichts, und wir eben so wenig.

Sie drang nun mit der ganzen Heftigkeit ihres Charakters, und mit der ganzen Kraft ihrer jetzigen Gefühle in Elisabeth, daß sie Salzmannen ihre Hand geben sollte; aber — der unglückliche Pahlen stand im Wege. Elisabeth war jeden Augenblick bereit, das Opfer zu bringen; sie zitterte nur, nicht ihr Herz allein, sondern auch Pahlens Herz zu treffen. Freilich fühlte sie ihre Liebe zu diesem noch nicht vermindert; allein sie fing doch an einzusehen, daß unsere Gründe für die Heirath mit Salzmann vernünftig waren. Sie liebte ihre Schwester Auguste mit der größten Innigkeit; und deren Vorstellungen von dem glücklichen Leben, das sie zusammen führen wollten, machten einen nicht schwachen Eindruck auf ihr Herz. Sobald sie Salzmannen aus dem Spiele ließ, schien ihr dieses Loos sehr wünschenswerth; ja, sie fing zuweilen schon an, mit zu mahlen, wenn Auguste mahlte. „Am Morgen nehmen wir unsre Arbeit, und setzen uns in den Schatten einer Linde, Auguste!" — Und Salzmann sitzt zwischen uns, Elisabeth! — „Und Abends hänge ich mich in deinen Arm, und wir gehen in das schöne Weidenthal, liebes Gustchen!" — Und Salzmann geht zwischen uns, und wir hören ihn erzählen. — „Ach," sagte dann Elisabeth seufzend; „eben so glücklich könnten wir auch mit Pahlen seyn, eben so glücklich!" — Auguste schüttelte den Kopf: nein, gewiß nicht, Elisabeth! Ich weiß nicht, warum; aber ich fühle es, und . . . Ja, ich weiß auch, war-

um. — Und nun folgte sogleich eine feurige Lobrede auf Salzmann, unter welcher Elisabeth bei ängstlichen Schlägen ihres Herzens an Pahlen dachte.

Beide Mädchen verglichen oft Pahlen und Salzmannen mit einander, und in diesen Streitigkeiten trug jedesmal Auguste den Sieg davon; aber nur scheinbar. Sie erhob Salzmannen, und tadelte Pahlen. Elisabeth wagte es nicht, jenen zu tadeln, um ihrer Schwester, die ihr wehe that, nicht wieder weh zu thun. Sie verbarg ihre Betrübniß in ein sanftes Lächeln; allein ihr Herz vertheidigte in der Stille Pahlen mit größerer Lebhaftigkeit, wenn er angegriffen wurde, und ihre Liebe hob sich durch Augustens ungerechten Tadel nur noch stärker.

„Pahlen ist ein sehr gebildeter Mann!"

Nun, dafür mag er Gott, seinem Hofmeister und der Welt danken. Salzmann ist freilich nicht so geschliffen, das gebe ich zu; aber Selbstständigkeit ist doch etwas Großes an einem Manne. Was er ist, verdankt er nur s i c h. Und wie zart ist sein Betragen, wie fein sein Ausdruck, wenn es darauf ankommt, ein Herz zu schonen.

„Pahlen spricht besser!"

Pah! wie ein Buch; aber Salzmann wie ein Mensch: lebendig, kräftig. Überall seh' ich bei ihm das Herz; bei Pahlen nichts als die Kultur. Und schreiben kann Salzmann! . . . Du wirst wieder sagen, Pahlen schreibt schön. Gut aber Salzmann schreibt stark, lebendig. — Sie

nahm ein Billet, das sie von ihm bekommen hatte, aus der Tasche, und las es ihrer Schwester vor.

„Recht gut," sagte Elisabeth; „und ich wundere mich, wie es der Mann in seiner Lage so weit gebracht hat. Aber Gustchen, lies einmal diesen Brief von Pahlen! Welche Gesinnungen! welche Großmuth! und wie edel der Ausdruck!" — Auguste nahm den Brief, und sagte lächelnd: der Geliebte an die Geliebte! das ist ein großer Unterschied! Ich hoffe, daß Salzmann dir noch schreiben soll; und dann wollen wir sehen.

„Aber so lies doch nur!"

Auguste las leise vor sich. Bei einer Stelle lächelte sie, und sagte dann: ich will hoffen, daß er hier nicht prahlt, Elisabeth; daß er wirklich so denkt, wie er schreibt.

„O gewiß! . . . . Was meinst du denn?"

Diese Stelle. Höre zu! „Ich fühle die Großmuth, meine Elisabeth, daß Sie mir Ihre Liebe gestanden; allein ich wäre nicht werth sie zu fühlen, ich verdiente das Glück Ihrer Liebe nicht, wenn ich Ihre Großmuth und Ihr Vertrauen, das der Schmerz und das Dringen Ihrer gütigen Schwester Ihnen entriß, je mißbrauchen könnte. Ich bin der Ihrige, wie auch mein Schicksal seyn mag; ich bin mit den unzerreißlichen Banden, welche Liebe, Dankbarkeit und Treue knüpfen können, auf ewig an Sie gefesselt. Wäre es möglich, daß mein Herz je aufhörte, Sie zu lieben, so würden Tugend, Dank-

barkeit, Pflicht, und die Erinnerung, wie viel Sie für mich thaten, als Sie mir Ihre Liebe gestanden, eben so unzerreißliche Bande seyn, als es die Liebe, die Treue, und Ihre Schönheit jetzt sind."

„Sie haben auf mein Herz, auf meine Hand ewige, unzerstörbare Ansprüche, welche die Tugend geheiligt hat. Selbst das Unmögliche, das Schrecklichste angenommen, daß Sie mir den gerechtesten Vorwand geben könnten, mit Ihnen zu brechen; selbst das noch Unmöglichere vorausgesetzt, daß mein Herz in eben diesem Augenblicke aufgehört hätte, Sie zu lieben: so würden Ihre Ansprüche auf meine Hand mir dennoch heilig seyn. Ich bin ewig der Ihrige. Keine Gewalt, kein Schmerz wird mich je von Ihnen trennen; und wehe mir, wenn es einen Augenblick geben könnte, wo ich anders dächte, als so! ich würde dann mir selbst verächtlich seyn. Aber Sie bindet das nicht, theures, geliebtes Mädchen, wie es den Mann bindet. Freiwillig gestand ich Ihnen meine Liebe, und gab Ihnen das Versprechen meiner Treue; Ihnen aber entriß ich es. Ich liebe Sie unendlich; doch — ich bin ein Mann. Es könnte ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen geben, wo es Ihnen ein Glück schiene, mich nie gesehen zu haben, wo bei Ihnen der Wunsch entstände, daß ich Ihnen das stille Geheimniß Ihrer Liebe nicht geraubt haben möchte. Elisabeth, Sie glücklich zu sehen, ist der erste Wunsch

meines Lebens. Mit Ihnen glücklich zu seyn, ist der höchste meines Herzens; allein er steht jenem nach. Ich habe weiter keine Ansprüche auf Sie, als die, welche Ihre Treue und das Glück mir aufbewahren. O, daß ich sie ewig behielte! — Aber, meine theure Elisabeth, jener Fall könnte eintreten; und ich will ein Herz nicht beängstigen, dessen heiterstes Glück der Wunsch meines Lebens ist. Müssen Sie; wollen Sie in einer andern Verbindung glücklich seyn; zwingt Sie die eiserne Nothwendigkeit — mich kann sie nicht zwingen; ich bin allein, ohne Eltern, ohne Geschwister, und das Versprechen meiner Treue war freiwillig —: so sey es. Ich traure dann, und sterbe; doch meine Elisabeth wird glücklich seyn, und ich werde mein und Ihr Schicksal segnen. Diese Worte habe ich mit zitternder Hand, aber mit einem starken Herzen, geschrieben. In einem solchem Falle schicken Sie mir diesen Brief zurück, Elisabeth; er enthält meine Überzeugung, Ihre Vertheidigung, und — ich werde ein Mann seyn!"

„Was mich zu dieser Erklärung bewegt, fragen Sie? Sie selbst, durch die Vermuthung, daß Ihre Familie vielleicht den Gedanken habe, Sie zu verheirathen."

„Nun?" fragte Elisabeth, und trocknete sich die Augen.

Mich dünkt, jeder Mann sollte so denken; denn, Elisabeth, es ist doch etwas ganz anderes mit einem Mädchen, als mit einem Manne. Ein

Mädchen hat für eine Untreue tausend Entschuldigungen; der Mann nicht Eine.

„Tausend? wie meinst du das! Auguste, wie meinst du das! O, es wäre entsetzlich, wenn ich ihm je untreu werden könnte!"

Tausend, liebste Elisabeth; denn es ist wahr, was Pahlen sagt: der Mann sucht, wählt; und was er auch wählt — es ist sein freier Wille.

„O, ich liebte ihn früher, als er mich!"

Das ist unmöglich, liebe Schwester. Ein Mädchen kann nie zuerst lieben. Aber gesetzt, es wäre möglich; gesetzt, du hättest ihn zuerst geliebt: würdest du es ihm gesagt haben? und so hat er dich dennoch gesucht, gewählt, ja, noch mehr, wie er selbst gesteht, er hat dir dein Herz, deine Liebe entrissen. Das bindet den Mann auf ewig; das Mädchen nicht so.

„Ich bitte dich, Auguste, ich bitte dich!"

Auf die Folgen mag ich nicht einmal kommen; denn brichst du mit Pahlen, und er hat seine Liebe überwunden, so steht alles, wie vorher: es ist nichts gewesen, als ein süsser Traum. Bricht aber der Mann, so steht das Mädchen verlassen, verspottet, verachtet da. Das Herz des Mannes kann von einer unglücklichen Liebe gebrochen werden; nur das unsrige von einer getäuschten, betrogenen. Ich wollte, Elisabeth, du hättest meine Romane gelesen; jetzt sehe ich erst recht ein, wie wahr das alles ist. Glaub mir, mich soll gewiß Niemand täuschen. Ich kenne diese schöne,

aber gefährliche Leidenschaft besser, als du, armes Mädchen!

(„Armes Mädchen, du selbst!" muß ich hier hinzu setzen.)

Aber, fuhr Auguste fort, sey es auch unrecht, treulos zu seyn; bei dir wäre es nicht so: denn Pahlen giebt dir ja dein Wort zurück. Und er thut Recht daran. O Elisabeth um uns Alle, und dich selbst glücklich zu machen — lieber Gott, wie spielt der Mensch mit dem Glücke seines ganzen Lebens! — darfst du ja nur ein Couvert um diesen Brief schlagen, und ihn Pahlen schicken: dann bist du die glücklichste Frau, die der Erdboden trägt, und ich — das glücklichste Mädchen, das je gelebt hat.

„Und diese Großmuth, Auguste," sagte Elisabeth mit inniger Rührung — „diese Großmuth soll ich so belohnen?"

Welche Großmuth? Daß er dir erlaubt, glücklich zu seyn und einen Andern glücklich zu machen, da es nun doch einmal unmöglich ist, es mit ihm zu seyn? Nun ja, es ist edel, es ist großmüthig. Aber, wenn du ihm dafür Dank schuldig zu seyn glaubst — welchen bist du denn Salzmannen schuldig, der dem Vater sein Vermögen anbot, um dich mit Pahlen glücklich zu sehen! Wenn Pahlen für seinen Edelmuth deine Liebe verdient: was hast du denn Salzmannen für seinen tausendmal größeren

Edelmuth zu geben? ein kaltes Mitleiden? ein bedauerndes Achselzukken? Lieber Gott!

„Ein Auge voll Thränen!" sagte Elisabeth; „eine Brust voll Schmerz, und, wenn der Himmel deine Wünsche erfüllen will, treue Liebe, und gänzliches Vertrauen. Ach, Auguste, vergrößere die Angst und die Ungewißheit meiner vergehenden Seele nicht noch mehr! Ich liebe Pahlen. Wer von Beiden der edelste ist, das richte Gott; aber nicht den edelsten soll ich lieben, sondern den welchem ich Herz und Treue gab. Auguste, macht mich unglücklich, ich will euch dennoch lieben; aber macht mich nur nicht treulos! Ein reines Herz ohne Verbrechen ist ja alles, was mir von Glück jetzt noch übrig ist. O, laßt es mir!" — Sie fiel Augusten in die Arme. Beide Schwestern weinten, und gingen endlich ganz versöhnt, aber trostlos, aus eiander.

Allmählich machten diese wiederholten Versuche tiefen Eindruck in Elisabeths Seele. Salzmann wurde bei uns immer beliebter; er gewann unser Aller Vertrauen, und verdiente sich durch tausend kleine und große Gefälligkeiten, die zusammen genommen sehr beträchtlich waren, auch unsre Dankbarkeit. Elisabeth konnte nicht umhin, den Mann, den wir Alle liebten, hochzuachten, und ihm Beweise ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft zu geben. Ihre Liebe zu Pahlen verlor dadurch nicht an Stärke; denn wohl hundertmal sagte

sie zu Augusten. es würde ihr schwerer seyn, Pahlen zu verlassen, wenn sie aufgehört hätte, ihn zu lieben, als jetzt, da sie ihn noch mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte; denn jetzt hätte sie bei diesem Opfer doch den Trost, eben so viel hinzugeben, wie Pahlen selbst. Dieser verlor also nichts bei Elisabeth; Salzmann aber gewann jeden Tag, ich möchte fast sagen jede Stunde, mehr Raum, wenn nicht in ihrem Herzen, doch in ihrem Verstande. Der Fall, den Pahlen befürchtete, war wirklich gekommen. Gerührt von Salzmanns zarter Liebe, bestürmt von unsern Bitten, gestand Elisabeth Anfangs durch Winke, dann mit Worten, ihrer Schwester, und endlich in einer rührender Unterredung uns allen, daß sie es für ein Glück halten würde, wenn sie Pahlen nie gesehen hätte.

O, rief Auguste triumphirend: der große Augenblick ist da, Elisabeth! Unsre Wünsche sind erfüllt! Nun hast du noch Eins zu thun: die Erlaubniß deines Geliebten zu benutzen. Ein Couvert um den Brief, und wir Alle sind glücklich! — Elisabeth verstand sie, wir nicht. Sie sagte: „Auguste, wenn ich das je thät, würdest du nicht zittern, daß mein Herz während des Siegelns brechen könnte? Ach, ich fühle so etwas, Auguste. Jetzt ist alles gut; wir sind glücklich, oder wir glauben doch, es zu seyn. O jetzt, Auguste, jetzt, da noch nichts vollendet ist, nicht einmal der Entschluß, jetzt,“ — (sie wurde bei jedem Worte, das sie sag-

te, ernster und feierlicher) — „da unsere Glück noch Hoffnung, und das Elend, das allein ich befürchte, noch von der Zukunft verhüllt ist: o, jetzt möchte ich die Zeit aufhalten können! Ich möchte diese Minute, wo ich hier in eurer Mitte . . . noch unschuldig . . . noch frei vom Verbrechen . . . (Sie sank auf die Knie; wir wurden heftig erschüttert) . . . meine Hände zu Gott erhebe; o, diese Minute, so schwer sie auf meinem Herzen liegt, möchte ich festhalten! festhalten! Die kommende? Kannst du sagen, Auguste, ob sie uns nicht Elend, Trostlosigkeit, ach! und andere Thränen, als wir jetzt weinen, bringen wird? Schwester, treibe die Zeit nicht an, beflügele den Augenblick nicht, der vielleicht über uns Alle, und über mich am meisten, sein schreckliches Wehe! ausruft. O, Auguste! o, mein Vater! lassen Sie mich handeln, lassen Sie mich den Entschluß fassen! Rathen Sie mir ja nicht zu! Was jetzt unsere Wünsche sind — wie werden wir das nach Jahren nennen! O guter Gott! laß sie Schmerz, Jammer, Elend heißen; nur nicht Verbrechen, nicht Schuld!

Sie stand heftig auf, heftiger, als ich sie je gesehen hatte. Von nun an, sagte sie schnell und ernst, will ich mir selbst rathen. Ich bitte Sie, von Allem zu schweigen, was Sie wünschen, und nicht wünschen. Jetzt bin ich in der Lage, wo mein Geist zwischen P f l i c h t und P f l i c h t schwankt. O, wäre es zwischen

Schmerz und Pflicht: wie glücklich würde ich seyn!

Sie ging hinaus. Wir alle schwiegen, und sahen einander nur bestürzt an. Jetzt mische ich mich nicht mehr hinein! sagte Auguste schnell. Mag sie den Einen oder den Andern wählen: ich liebe sie! — Auch wir Andern nahmen uns schweigend vor, nichts mehr zu sagen. Die Arme! wir wünschten, und sie trug allen Schmerz.

Jetzt eröffnete sich ein ganz neues Schauspiel. Elisabeth war bei Salzmanns nächstem Besuche offenbar freundlicher und zutraulicher gegen ihn. Man hätte sagen können, sie wäre es nur für uns; denn er selbst merkte weiter nichts, als daß sie heiterer war, als gewöhnlich: aber diese Heiterkeit gab ihm das größte Entzücken. Es schien, als ob er es heute zum erstenmale wagte, seine Augen auf das schöne Mädchen zu richten. Sie verschlang er gleichsam mit seinen Blicken voll Sehnsucht; für uns Andren hatte er heute keine Sinne: er überhörte hundert Fragen, die Auguste mit der innigsten Freundlichkeit an ihn that. Es ging so weit, daß Auguste ihn über sein zerstreutes Wesen neckte.

Elisabeths Güte und Vertrauen gegen ihn nahm stufenweise zu. Sie ging jetzt mit ihm in Augustens Gesellschaft spazieren, und blieb zuweilen sogar mit ihm allein. — Auguste hatte uns die Stelle aus Pahlens Briefe, wodurch

Elisabeth ihre Freiheit wieder bekam, schon längst mitgetheilt; ich dankte daher mit frohem Herzen dem Himmel für die glückliche Wendung unsres Schicksals, und wir Alle waren glücklich.

Doch auf einmal wurde Auguste bisweilen ernst, und dann war sie wieder ausgelassen fröhlich; aber diese Fröhlichkeit hatte etwas Wildes, Regelloses, so daß sie uns Allen auffiel. An manchem Tage war sie wie sonst; doch bald wurde sie wieder ernst, finster, übellaunisch, sogar bitter. Sie suchte die Einsamkeit; ja, Elisabeth überraschte sie einigemale in Thränen. Fragten wir sie nach der Ursache, so schlug sie ein Gelächter darüber auf, daß wir uns Alle so sehr irrten. Wir riethen hin und her; doch niemand von uns konnte auch nur die mindeste Veranlassung zu diesem seltsamen Benehmen finden. Trotz der Gewalt, die sie sich anthat, uns ihren Unmuth zu verbergen, brach er dennoch zuweilen hervor, und einigemale so gewaltsam, daß ich ihr Verweise geben mußte.

Endlich gaben wir Elisabeth, die allein von ihrer üblen Laune verschont blieb, den Auftrag, ihr das Geheimniß zu entreißen. Vergebens. Elisabeth kam zitternd wieder zu uns. Anfangs lacht Auguste und scherzt; als aber Elisabeth immer bewegter wird, mit ängstlicher Liebe immer stärker auf ihr Herz eindringt: da

wird

wird Auguste bleich, fällt ihr zitternd um den Hals, und ruft: laß mich, Elisabeth! Jede Frage ist ein Dolchstoß in mein Herz. Habe Geduld mit mir; es wird, es muß besser werden! Nur frag um Gottes willen nicht, oder ich bin verloren!

Elisabeth bat, als sie uns das erzählte: wir möchten für jetzt nicht weiter in das arme Mädchen dringen.

Die Unglückliche! sie liebte Salzmannen, und sie liebte ihn schon lange, ohne es zu wissen. Von dem ersten Augenblicke an war die Leidenschaft, die sie selbst mit allen Empfindungen ihrer Seele nährte, gewachsen, und hatte sich mit ihren heiligsten Wünschen, mit ihren schönsten Hoffnungen, mit den lieblichsten Bildern der Zukunft auf das innigste vereinigt. Ohne Vorsicht, ganz ohne Ahnung sog sie das Gift der Liebe ein: denn alles, wodurch sie ihre Leidenschaft anfachte, glaubte sie für Elisabeth zu thun. Die Liebe nahm hier die unschuldige Gestalt der Geschwisterliebe an, und betrog so ein Herz. Auguste wollte bei ihrer Schwester leben. Ach, täglich um ihn zu seyn, das war ja der höchste ihrer Wünsche; mehr wollte, und mehr dachte sie nicht: darum sprach sie so eifrig für ihn zu Elisabeth; sie wollte ihn glücklich sehen, um es selbst zu seyn.

Als aber Elisabeth gegen Salzmannen freundlicher wurde, da fühlte Auguste auf einmal

mit erstarrendem Schrecken, daß er für sie verloren war. Er hatte nur noch Augen und Ohren für ihre Schwester. Was sie sich tausendmal mit pochendem Herzen und mit Freudenthränen geträumt hatte, das geschah jetzt: er ging zwischen ihr und Elisabeth spazieren; aber sie war ihm nichts mehr, die glückliche Elisabeth alles. Sie ließ seinen Arm los, und blieb zurück: er bemerkte es nicht. Sie ging betrübt wieder an seine Seite, und nun blieb Elisabeth zurück: da zögerte sein Schritt und seine Sprache, und er sah sich verlangend um. Er hörte nicht auf das, was Auguste sagte; seine ganze Seele war in seinen Augen.

Jetzt fühlte sie Unmuth, und gab ihm Undank Schuld. Als sie Abends allein war, überdachte sie alle Scenen des Spazierganges; sie erinnerte sich, daß er flammende Blicke auf Elisabeth geworfen, daß ein freundliches Wort von dieser das schönste Rosenroth über sein Gesicht gegossen, und daß seine Hand gezittert, als ihre Schwester im Gespräch sie mit der ihrigen berührt hatte. Es drang eine Thräne in ihr Auge, und in ihrer Brust wüthete, ohne daß sie es ahnete, die Furie Eifersucht. Sie warf sich in dem Bette umher, schalt ihn wieder undankbar, suchte vergebens einzuschlafen, und hörte stundenlang nicht auf, einzelne Thränen zu weinen.

Am folgenden Morgen war sie heiter, und lachte über sich selbst; aber doch erregte es ihr Unruhe, daß wir von Salzmanns Aufmerksamkeit für Elisabeth sprachen. Als dann Salzmann

wiederkam, fühlte sie das Gähren eines Giftes in ihrer Brust, und ein schnelleres Strömen ihres Blutes. Ihre Empfindungen wurden zu heftig, so daß sie sogar eine gewisse Bitterkeit gegen ihre geliebte Schwester fühlte. Sie ging hinaus, um sich einsam zu überreden, es sey nicht so; aber — es war dennoch so. Wenn Elisabeth nur einen Blick auf Salzmannen warf, so fühlte Auguste den erstarrenden Gifthauch eines Ungeheuers verheerend über ihre Seele hinziehen. Sie erschrack vor sich selbst; und als sie nun überlegte, nachsann: da fand sie mit Grauen, daß sie Salzmannen liebte.

Jetzt sah sie auf einmal ihre Täuschung; jetzt fühlte sie auf einmal die verzehrende Flamme der Liebe, die sie vorher für eine freundschaftliche Wärme gehalten hatte, und mit der Liebe zugleich auch die Eifersucht. Mitten unter den feurigen Wünschen, den edlen Salzmann zu besitzen, haßte sie ihn. Es tobte ein Sturm in ihrer Brust, der sich endlich in Thränen auflöste. Daß sie liebte, war ihr das Fürchterliche nicht; aber daß in ihrem Herzen zuweilen ein Funke von Haß gegen ihre Schwester aufblitzte: davor zitterte sie, deshalb rang sie die Hände. — Sie drang prüfend in das Innerste ihres Herzens, um ein Mittel zu finden, wie sie den wilden Sturm darin besänftigen könnte; und sie stand zitternd vor dem Abgrunde da, den sie jetzt entdeckte. Doch eben die Stärke der Leidenschaft gab ihr den Muth, sie beherrschen zu wollen. Sie befand sich allein in ih-

rer Schlafkammer; wir Andern waren auf das Feld gegangen. Und was ist es denn nun Großes, sagte sie, ein Gefühl zu beherrschen! ein Gefühl, welches zwar das ganze Herz durchdringt, welches ich aber doch muß unterdrücken können, da meine Seele es geschaffen hat. Ich kann nicht hassen, was ich liebe, wohl aber kann ich die Augen verschließen, das Ohr verstopfen, und, wenn ich auch das nicht kann, doch gerecht seyn! . . . Ist es keine Fabel, daß Menschen den Schmerz besiegt, sogar dabei gelacht haben; hat es Brutus Gattin gekonnt: so wird ja auch dieses Herz ihn besiegen können. Besiegen? Ach, ich Arme fühle, das kann ich nicht. Ich werde nicht aufhören zu lieben; aber auch nicht anfangen zu hassen. Elisabeth! du Gute, du Edle! in meinem Herzen sollte Haß gegen dich seyn können! O, lieber wollte ich es ja zerstören!... Haß gegen dich, du Unschuldige, die du aus Liebe zu mir thatest, was jetzt meine Seele zerreißt! . . . Sie knieete neben dem Bette ihrer Schwester nieder, und drückte die weinenden Augen an das Kopfküssen. Hier, hier, jammerte sie: hier, wo dein Herz voll Liebe für uns Alle ruht, hier schwöre ich, Niemanden zu hassen. O, wüßtest du, theure Schwester, welche Thränen ich hier weine: du würdest alles für mich hingeben, die heisseste Liebe in deinem Herzen, dein Herz selbst. O du Geduldige! du verbirgst uns die Thränen, die wir dir auspressen, und lächelst, wenn wir dich quälen! Und dich könnte ich hassen? — Nein! ich

liebe dich, und will dich jetzt noch mehr lieben, weil ich eben so unglücklich bin, wie du. — Sie richtete sich getröstet und muthig auf, kam uns mit wehmüthiger Liebe im Gesicht entgegen, hängte sich in Elisabeths Arm, und liebkoste ihr mit mehr als gewöhnlicher Innigkeit.

Die Stärke einer edlen Seele.

Auguste wiederholte sich ihr Gelübde alle Tage, und brach es nie. Sie hängte sich mit noch seelenvollerer Zärtlichkeit an ihre Schwester. Ach, sie hatte nicht mit der Eifersucht allein zu kämpfen! Gegen den Haß vertheidigte sie ihr Herz mit unglaublicher Stärke; aber der Liebe gab sie sich wie ein gebundenes Opferlamm hin: nicht, als ob sie den Kampf nicht hätte wagen können — welcher Kampf wäre der Unschuld zu schwer! — sondern weil eine leise, geheime Hoffnung, die auf Salzmanns Liebe, den Kampf unnöthig machte. Dieser Kampf mit Hoffnung und Furcht war aber ermattender, als der mit der Liebe selbst. Auguste rechnete jetzt auf Elisabeths Treue gegen Pahlen, die sie selber untergraben hatte; sie hoffte auf Salzmanns Freundschaft, auf sein Vertrauen, das sie für den Anfang der Liebe hielt: aber die Blicke, die er auf Elisabeth warf, zerstörten ihre Hoffnung wieder. Bald wollte sie der guten Schwester ihre unglückliche Leidenschaft entdecken, bald wieder ihr Herz sich selbst verbergen.

Ach, was half ihr das Entdecken, als daß sie die Verbindung ihrer Schwester mit Salzmannen störte, das Glück des edlen Mannes zertrümmerte, und — abgewiesen, unglücklich, mitten unter andern Unglücklichen dastand! Die Begierde will den Besitz; die Liebe will nur Liebe.

Sobald Auguste ruhig überlegte, sah sie wohl, daß, wenn sie sich ihrer Schwester entdeckte, Salzmanns Hand frei bliebe, und daß vielleicht die Zeit seine jetzige Liebe besiegen könnte. Ihr Herz nahm diese entfernte Hoffnung begierig auf, und ein neuer Lebensstrom erfrischte ihre vergehende Kraft. Aber sah sie Salzmannen bei Elisabeth; sah sie, wie seine heiße Liebe jetzt, da er hoffte, mit neuer Gewalt, mit neuem Entzücken hervorbrach: dann zerstörte der erstarrende Zweifel ihre blühenden Hoffnungen wieder. Sie fühlte in ihrem eigenen Herzen, daß Salzmann nicht aufhören könnte, Elisabeth zu lieben, und alle ihre Hoffnungen waren vernichtet. Ihr Herz verschloß sich wieder, und sie schwor es sich zu, nie einen Menschen hinein blicken zu lassen, am wenigsten Elisabeth; denn wenn er sie nicht liebte (und das allein war ihr Unglück): was lag ihr daran, wer ihn sonst besaß?

In diesem fürchterlichen Hin- und Herschwanken von Hoffnung zu Zweifel, von zu großer Wärme zu erstarrender Kälte (dem Härtesten, was der Mensch zu erdulden haben kann), ging ein schwerer Tag, eine schwere Woche nach der andern hin, und mit jedem Tage sah die Arme das

Ziel, nach dem sie strebte, sich immer weiter entfernen, eine Hoffnung nach der andern erlöschen. Wir Alle bemerkten Augustens Kummer wohl, nur Salzmann nicht: er lebte in den ersten blendenden Hoffnungsstrahlen der Liebe. War Auguste abwesend, so fragte er nicht nach ihr; sah er sie wieder, so hatte er sie nicht einmal vermißt, und sagte er ihr nur, wie entzückt ihn die Hoffnung auf Elisabeth Liebe machte.

Auguste sah mit Schauder den Augenblick näher kommen, da Elisabeth Salzmannen ihre Hand geben würde. Bei dieser Vorstellung gerieth auf einmal ihr ganzes Herz in Aufruhr. Jetzt wollte sie, was sie nur konnte — ihrer Schwester zu Füssen fallen, ihr alles entdecken. In der Gefahr, ihn zu verlieren, fühlte sie zum erstenmale, daß es auch ein Glück sey, ihn nur zu besitzen, wenn gleich ungeliebt. Doch dieser Gedanke erregte ein quälendes Gefühl der Beschämung in ihrer Seele; dadurch wurde ihr der Muth zu dem entscheidenden Schritt geraubt, und so ging die kostbare Zeit wieder verloren.

Sie konnte nicht mehr in Salzmanns Gesellschaft aushalten, und suchte die Einsamkeit, weil sie nur noch in ihren Träumen eine Hoffnung fand, die sie in der Wirklichkeit nicht mehr hatte. Endlich siegte das Gefühl ihres Unglücks dennoch über ihre Scham. Sie fühlte jetzt mit dem tiefsten Schmerze, daß sie den Geliebten nicht verlieren durfte, und war entschlossen, Elisabeth ihr Geheimniß errathen zu lassen. Jetzt erwartete sie

ihre Schwester in der Schlafkammer. Sie hatte überdacht, was sie alles sagen wollte, sobald Elisabeth nur fragte, was sie fast immer zu thun pflegte. — Elisabeth kam nun zu ihr, setzte sich an den kleinen Tisch, stützte den Arm auf, legte ihre Stirn in die Hand, und seufzte. Auguste saß in dem Schatten der Stuhllehne, damit Elisabeth die glühende Schamröthe nicht sehen sollte, die das schwere Geständniß über ihre Wangen gießen mußte.

„Auguste!“ sagte Elisabeth seufzend; und Auguste seufzte mit. Es entstand eine Pause, und während der Zeit wiederholte Auguste voll glühender Scham ihre Rolle.

„Ach, liebe Schwester,“ sagte Elisabeth, und legte die Stirn noch tiefer in die Hand; „du glaubst nicht, wie wunderbar ich gerührt und bewegt bin! Mein eigenes Herz ist mir ein Räthsel. Ich liebe Pahlen, und . . . dennoch habe ich heute . . . Salzmannen, ach, freiwillig... Hoffnung gegeben, daß ich ihn lieben werde.“

Auguste wurde todtenbleich. Sie machte weiter keine Bewegung, als daß sie — es kostete ihr die ganze Kraft ihres Körpers — langsam die kalten zitternden Hände in dem Schooße faltete.

Nach einer langen schrecklichen Pause, in welcher beide einander nicht ansahen, fragte Auguste mit matten, kranken, schweren Tönen: du liebst ihn wirklich? — Wieder eine lange Pause, in der ein heißer Schmerz alle seine Schauer langsam in Augustens Brust aufhäufte.

„Wirklich! ich liebe ihn!“ antwortete Elisabeth mit eben so schweren Tönen; und diese Worte klangen Augusten wie der Ruf der allgemeinen Vernichtung. Sie wollte die Hand erheben, um ihre Blässe zu verbergen; aber sie hatte nicht die Kraft dazu.

„Und wäre mein Herz nicht schon sein gewesen,“ fuhr Elisabeth in Absätzen fort; „so hätte ich es ihm heute gegeben: denn, Auguste, du hast keinen Begriff von der Liebe, von der Zärtlichkeit dieses Mannes. Ja, ich liebe ihn! Jetzt fühle ich, meine Auguste, daß der Himmel mich für ihn bestimmte, daß in der Freundschaft dieses edlen Mannes, in der Stille seines Herzens und seines Standes, mein Glück liegt. Hätte Pahlen auch alle Schwierigkeiten überwunden; wäre ich mit Bewilligung seiner Familie seine Frau geworden: mein an einfache, bescheidne Stille gewöhntes Herz würde bei dem Glanze seines Standes, bei der Bürde seines Reichthums gezittert haben; denn ich habe schon lange gefühlt, daß Glanz und Reichthum mir nicht zukommt. Für mich paßt das Schattendach einer Linde; und nicht die schöne Decke eines prächtigen Saales; die einfache, herzliche Liebe eines stillen Mannes, und nicht der Triumph eines frohlockenden Herzens — obgleich auch Pahlen für den stillen Genuß geschaffen ist, wie irgend ein Mensch auf der Welt. Ja, Auguste, ich liebte Pahlen, und liebe ihn noch; aber ich zitterte vor seinem Namen, vor seinem Range. Jetzt ist mein Herz so leicht,

so frei; ich zittere nur noch vor der Stunde, wo ich den Brief einsiegeln werde . . . O, Schwester!" setzte sie weinend hinzu; „ich wollte, du nenntest mich glücklich, damit ich mich selbst so nennen könnte!"

Hier stand Elisabeth auf, ging zu Augusten, legte das brennende Gesicht an die kalte Wange ihrer Schwester, schloß sie an die zitternde Brust, und sagte: „o, Auguste! bin ich nun glücklich?"

Diese zärtlichen Liebkosungen lös'ten die Todeskälte des unglücklichen Mädchens auf. „O, bin ich glücklich?" fragte Elisabeth noch einmal.

Das bist du, sagte Auguste; Niemand außer mir weiß, wie glücklich du bist. Ich fühle es in . . . —

In herzlicher Vertraulichkeit beugte sich Elisabeth jetzt über sie hin, und flisterte ihr zu: „dir allein, Auguste, habe ich mein Herz aufgeschlossen."

Und ihm! sagte Auguste, wie kalt, wie ruhig.

„Nein! ihm öffnete sich mein Herz gewaltsam in einem Blicke, einem Lächeln, einem Händedrucke. Dir habe ich es freiwillig geöffnet! . . . Bin ich glücklich, Auguste?"

Ach! glücklich!

„Und Ihr Alle, seyd Ihr glücklich?"

Auguste ließ bei dieser Frage das Gesicht noch tiefer auf die Brust sinken; doch sagte sie, freilich kämpfend und langsam: Alle! Alle!

„O," sagte Elisabeth, und legte ihr Gesicht noch vertraulicher an Augustens Wange: „nun will ich auch an nichts mehr denken. Alles, was

noch finster ist, wird nach und nach hell werden, was noch schmerzt, wird heilen. Ich hoffe, du sollst noch Zeuge meines Glückes seyn, Auguste!" — (Sie hielt ein Zucken in Augustens Armen für ein zärtliches Drücken.)

Nur das nicht, Elisabeth! flisterte Auguste; nicht Zeuge! O Gott!

„Auguste!" sagte Elisabeth dringend; „wie! nicht Zeuge? O, jetzt seh' ich erst, wie bleich du wieder bist!"

Eben deshalb! sagte Auguste kalt. Paßt diese Blässe zu den blühenden Gesichtern der glücklichen Liebe? Sey glücklich, Elisabeth: das wünsche ich, das bete ich. Aber nichts mehr!

Jetzt drang Elisabeth mit Bitten, mit Thränen in ihre Schwester, daß sie ihr die Ursache ihres Grams entdecken sollte. Ein Paarmal hatte die schreckliche Empfindung Augusten ganz nahe zu dem Entschlusse geführt, ihrer Schwester Alles zu gestehen, und schon waren ihr einige Worte entfallen, die das Geheimniß beinahe ahnen ließen. Elisabeth sprang bleich auf, schlug die Hände vor das Gesicht, und rief in dem Tone des Schreckens: Auguste! — Auguste sah sich verrathen, wenn sie nicht schnell einlenkte; und jetzt, da ihre Schwester Salzmannen liebte, hätten ihr selbst die größte Qualen ihr Geheimniß nicht entrissen. Sie faßte sich, trat vor Elisabeth hin, und sagte: so höre! — (Noch in diesem Augenblick sann sie, was sie Schreckliches sagen könnte, um die Wahrheit dahinter zu verbergen. Sie

fühlte, daß man ihr Geheimniß errathen würde, wenn sie nicht eine Ursache für ihren Gram angeben könnte.) — So höre! hob sie noch einmal an. In einer Nacht, zwischen Wachen und Schlaf, im unruhigen Schlummer, oder im ruhigsten Wachen, ich weiß nicht, welches von beiden, erschien mir mein Schutzgeist.

„Erschien dir, Auguste? Du träumtest!"

Erschien! glaube mir, Elisabeth, erschien! Er lächelte, und hielt segnend seine Hand über meinen Kopf und über mein Herz. Wie glücklich war ich! ... Auf einmal welkten die Rosen, mit denen er sein Haar bekränzt hatte. Er warf einen trüben Blick auf mich, der schmerzend in meine Seele drang. Arme! sagte er mit Trauertönen: wie unglücklich bist du! Ich verlasse dich auf ewig! — Und er zerrann in einen dunklen Schatten. Mein Herz blutet an der ewig unheilbaren Wunde, welche diese Worte mir schlugen. — Sie legte weinend das Gesicht auf Elisabeths Schulter.

„Träumerin!" sagte Elisabeth ernst. „Ein Traum, noch weniger als ein Traum, ein Bild deiner Phantasie, wäre die Quelle deines Grams? Auguste! Auguste!"

O höre! fuhr Auguste schnell und ängstlich fort; „er sank in einen unendlichen Abgrund. Über mir glänzte noch die Schöpfung, die Sonnen, die Monde der Hoffnung. Aber Ein Mond nach dem andern, Eine Sonne nach der andern sank jetzt in das offne Grab. Endlich versank die

ganze Schöpfung, und der letzte Schimmer in dem Abgrunde erlosch. Ich stand im Dunkel allein. Auch du sinkst! rief eine schreckliche Stimme; wir versinken Alle! Kein Morgen dämmert dir wieder. — Du zerrinnst, wie die Gestalt deines Genius! rief eine tröstende Stimme. Ich sank, und verging — verging auf immer. O, Elisabeth!

Voll von dem Gefühl ihres Elendes, erzählte Auguste ihrer Schwester die Wahrheit in diesen finstern Bildern. Sie stand im Begriffe fortzufahren und die Ursache ihres Grams zu entdecken; aber sie zögerte, weil sie nicht wußte, wie sie es am besten thun könnte. Elisabeth, welche die Bilder unrecht deutete, half ihr aus der Verlegenheit. Kaum hatte Auguste geendigt, so rief Elisabeth mit einem Tone des Schreckens: „o, du Unglückliche! du zweifelst an der Fortdauer deiner Seele!" Sie schloß die geliebte Schwester in ihre zitternden Arme, an ihr klopfendes Herz, ließ sie nicht weiter reden, und bestürmte sie sogleich mit allen Gründen für ein künftiges Leben, die sie nur wußte.

Auguste sah es gern, daß Elisabeth auf eine ganz falsche, und doch so scheinbare Spur gekommen war. Sie ließ ihr den Irrthum, widerlegte ihre Gründe nicht, saß nur in finstern Trübsinne da, und sagte zuletzt: ich bin unglücklich, Schwester; aber glaube mir, du wirst mich nicht von meinem Gram befreien! — Beide legten sich mit Thränen nieder, und Auguste entschloß sich, es

bei dem Irrthume ihrer Schwester zu lassen, weil sie doch dadurch einen Vorwand für ihren Gram erhielt.

Am folgenden Morgen war ich in der That sehr glücklich; denn die Art, womit Salzmann den Abend vorher von mir und meiner Frau Abschied genommen hatte, gab uns fast gänzliche Gewißheit, daß die beiden jungen Leute mit einander eins seyn müßten. Wie der Mensch nun ist — jeden Glücksfall rechnet er sich so gern als eine Tugend an. Ich hielt eben meinem Karl eine Rede über die Quellen der Heiterkeit, der Zufriedenheit. „Sieh,” sagte ich; „ist es Pflicht, ein leichtes Übel mit Geduld zu tragen; so sind wir auch zum Ertragen eines schweren verpflichtet. Aber ich gehe noch weiter, mein Sohn,” fuhr ich triumphirend fort. „Ist kein Übel auf der Welt, kein Leiden, kein Elend, kein Unfall, den der Mensch nicht nach zehn oder zwanzig Jahren vergessen hätte; — und was vergäße der Mensch nicht! — so ist gar kein Übel auf der Welt. Ich nehme euch Alle zu Zeugen, Frau und Kinder, daß man auch bei dem größten Leiden ruhig und mit Gewißheit sagen kann: nach einem Jahre, oder nach zehn, habe ich es vergessen; und da ich das nun sagen kann: wer will mich hindern, mir gleich auf der Stelle das Jahr schon abgelaufen zu denken!” — Es giebt Leiden, die man nicht vergißt! sagte meine Frau!

„Nenne mir doch eins von allen, die uns getroffen haben, das dir noch jetzt schmerzliche

Thränen kostete? Aber wenn auch, liebe Frau! kommt denn nicht auch ein Augenblick, wo alles vergessen ist, Leiden und Freude? Und warum sollte ein Mann — ein Mann! — nicht mitten unter dem bittersten Schmerze sagen können: ich will ruhig seyn und auf das Grab hoffen! Weinigstens ich, mein Sohn, hoffe . . .”

In diesem Augenblicke trat Elisabeth mit einem blassen Gesichte und mit Augen, worin noch Thränen hingen, in das Zimmer, und warf einen Blick auf mich, der mich sehr unruhig machte. Sie seufzte, und schien mir etwas sagen zu wollen. Mein Herz wurde beklemmt, und ich stammelte zitternd: Elisabeth, ich fürchte, du hast mir ein Unglück anzukündigen.” Ach, erwiederte sie schluchzend; das größte, das uns Allen begegnen konnte! — Sie trat auf mich zu, und flisterte: ich habe Ihnen etwas von Augusten zu sagen., Ich zog sie zitternd in einen Winkel der Stuber und sie sagte mir leise: Augustens Gram lieg in ihrer Seele. Die Unglückliche zweifelt an der Fortdauer nach dem Tode.

Ich erholte mich von dem Schrecken, den mir ihr Gesicht und ihre ersten Worte verursacht hatten: nicht, weil ich dies Unglück für klein hielt, (denn welches könnte größer seyn!) sondern weil ich glaubte, dem Unglück abhelfen zu können. Meine Frau trat herzu, und Elisabeth sagte das Geheimniß auch ihr. Wir ließen die Kleinen hinausgehen, und nun erzählte Elisabeth ausführlich, was sie wußte. Meine Frau jammerte,

daß sie die allerschwersten Leiden in ihrem Hause haben müsse! erst einen Liebeshandel, und nun gar Gotteslängnung. Ich durchlief während der Zeit die Beweisgründe für die Unsterblichkeit der Seele, und untersuchte, welcher von allen wohl die meiste Wirkung auf des Mädchens Verstand thun würde. Mein Karl holte Cicero's tuskulanische Untersuchungen, blätterte den Traktat von der Verachtung des Todes auf, und fragte: was für Gründe giebt sie denn an? (Er sah stolz in sein Buch, und setzte sich in Bereitschaft, siegend auf ihre Gründe antworten zu können.)

Gar keine! antwortete Elisabeth traurig.

Gar keine? Wie in aller Welt kann man etwas glauben ohne Gründe? das ist ja nicht möglich!

Ach, Karl, sagte Elisabeth zärtlich: das ist wohl möglich. Trat ich im Frühling Abends in unsern Garten, und das Gewölbe voll Sterne breitete sich über mich aus, die Nachtigall sang einsam in dem Dunkel, und mein Herz schlug dabei freudenvoll: o, dann wußte ich lebendig, daß Gott ist, lebendiger, als nach den längsten, deutlichsten Beweisen in unsern Stunden.

Schöne Beweise! eine Nachtigall, und ein schlagendes Herz! sagte Karl lächelnd.

O, sagte Elisabeth mit emporgerichteten Blicken: wenn eine brütende Nachtigall voll Liebe für ihre Jungen, und ein frohes Menschenherz, nur Eins, das die Liebe der Nachtigall fühlt, keine Beweise für das Daseyn eines allgemei-

nen Vaters sind, so giebt es gar keine. Und, lieber Karl, wenn nicht ein solches stilles lebendiges Gefühl den Glauben wieder in Augustens Herz bringt — deine Bücher werden es nicht thun, so gut sie auch seyn mögen.

„Du wirfst den Waizen mit der Spreu weg, Elisabeth," sagte ich. „Eins nicht ohne das Andere Kopf und Herz sind das Gespann des Glaubens."

Nein, erwiederte Elisabeth; ich vertheidige nur Augusten, mein Vater; denn ich fürchte, daß Karl mit eiskalten Schlüssen, mit dem erstarrenden „wenn das ist, so ist das; also!" über Augustens warmes Herz herfallen wird. O Vater, eine Thräne in einem Auge und ein Gebet zu Gott sind für ein zweifelndes Herz die besten Gründe. Glauben Sie mir, mich überfiel zuweilen ein Grauen, wenn ich so die Beweise für und wider anhörte, weil man so eiskalt von dem künftigen Leben sprach, wie von dem Wetter, das morgen seyn würde. Ach Vater, hätte ich die Natur, die brütenden Vögelchen, die glücklichen Insekten, das frohe Leben der Welt, die stille Nacht mit den Sternen, den Schlag der Thurmuhr nicht gehabt: die Bücher hätten mich gerade zum Zweifeln bringen können; denn so oft ich die Gründe anhörte, fragte eine Stimme in meinem Innern, als ob sie der Bücher spottete: und wenn es nun dennoch nicht wahr wäre? Ein Blick in die Sterne, und über die Sterne hinaus, wo Gott ist, gab mir wieder Wärme, und machte mich zuver-

sichtlich. Ich bitte Sie, lassen Sie Karln nicht an Augustens Herz.

Es war, als ahnete sie, daß ich selbst mich hinan machen wollte, und mit nichts anderm, als Karl. „Was meinst du aber, Elisabeth," fragte ich, „was wir thun sollen?" — Sie schonen, sie mit verdoppelter Zärtlichkeit lieben. O, dann wird der Strahl der Ewigkeit durch das Herz wieder in ihre Seele dringen. Eine Kleinigkeit, ein Traum, nahm ihr die Ruhe; der Glaube an unsre Liebe soll sie ihr wiedergeben.

Karl lächelte ein wenig spöttisch; ich nicht: mir fiel eine Begebenheit aus meinen akademischen Jahren ein, die ich meinem Sohne erzählte. Hier ist sie.

Die Öffnung im Fensterladen.

Ich hörte die Metaphysik bei einem ehrwürdigen alten Manne, der wegen seiner Güte, seiner Toleranz und Gelehrsamkeit von der ganzen Universität geachtet wurde. Nachdem er die Atheisten widerlegt, das Daseyn Gottes erwiesen, und die Beweise aller Philosophen dafür vorgetragen hatte, sagte er endlich zum Schluß — ich sehe den ehrwürdigen Greis noch, wie er aufstand (sonst saß er immer), und mit unverkennbarer Rührung in Auge und Stimme anhob: „Das, meine hochgeehrteste Herren, das müssen sie, als Gelehrte, als Philosophen, wissen. Es ist sogar auch brauchbar; denn in den frohesten, und den traurigsten

Augenblicken des menschlichen Lebens, wenn unser Herz, von der stillen Natur umringt, oder von einer tugendhaften Handlung gehoben, oder von einem schweren Kummer gepreßt, oder an das Herz eines Freundes, einer Gattin, einer Mutter, eines Kindes gedrückt — wenn unser Herz dann Gott fühlt, ihn glaubt, auf ihn vertraut: dann erhöhet dies kalte Wissen unser Gefühl, unsern Glauben, unser Vertrauen. Aber wem im Leben nichts von dem Allen begegnet, der hat von dem Wissen nichts, gar nichts. Über das Daseyn den Einhorns, oder der Insel Atlantis ließe sich eben so scharfsinnig und mit eben der philosophischen Würde spekuliren. Ich habe dreißig Jahre lang die Beweise für das Daseyn Gottes vorgetragen, m. H., und ich alter Mann gehe noch immer mit einem geheimen Grauen an die Untersuchung; denn die Kälte, womit der Kopf sie vornimmt, könnte leicht ein Herz für das lebendige Gefühl des Glaubens an Gott erkälten. Es ist ein Unterschied, m. H., unter glauben und wissen. An Gott glauben, heißt ein redlicher Mann, ein guter Staatsbürger, ein edelmüthiger Freund, ein treuer Gatte, ein guter Sohn, ein guter Vater, menschlich im Glück, und geduldig im Unglük seyn; wissen, daß ein Gott sey, heißt wissen, wie Aristoteles, Plato, die Scholastiker, Jaquelot, Cartesius, Thomasius, u. s. w. bis zu Wolf hin, das Daseyn Gottes erwiesen haben; oder — es heißt gar nichts. Wahrheit, me. Hrn.? in diesem wilden Kampfe der verketzernden Partheien?

Der reine, belebende Strahl der ewigen Wahrheit dringt nur durch das Herz in die Seele. Merken Sie Sich das! Morgen mehr." — Er verließ den Lehrstuhl mit nassen Augen.

Ich bildete mir nicht wenig darauf ein, in meinen Heften und in meinem Kopfe eine vollständige Widerlegung des Spinoza, des Bayle und Hobbes zu haben. Daher begriff ich nicht, was er mit den letzten Worten: „die Wahrheit dringt durch das Herz in die Seele!" sagen wollte; und was ich davon verstand, glaubte ich nicht. Die feierliche Sprache des Mannes, seine nassen Augen, sein ehrwürdiges Alter, sein Tiefsinn, sein tugendhaftes Leben, nichts von dem Allen machte Eindruck auf mich. Doch eine Kleinigkeit, ein Bild von jenem Bilde, drückte diese Wahrheit auf ewig in meine Seele. Wie seltsam, wie schwach ist der Mensch! — Am folgenden Morgen lag ich im Bette, und sann über die Worte des Greises nach. Hätte ich nur, dachte ich, den Spinoza hier, ich wollte ihm wohl zeigen, was Wahrheit ist! Mit diesen Worten oder Gedanken schlug ich die Augen auf. Ich hatte Laden vor meinen Fenstern; damit aber nicht alles Licht ausgeschlossen würde, war darin oben eine Öffnung, welche die Gestalt eines Herzens hatte. Durch dieses Herz drang das Licht des Morgens, und fiel mir in die Augen. Ich sprang auf, und sagte erschüttert, auf einmal von der Wahrheit jenes Satzes durchdrungen: „ja, der Strahl der Wahrheit dringt durch das Herz in die Seele!" Auf dem Rande

meines Bettes sitzend heftete ich die Augen auf die Öffnung, durch welche das Licht drang, sann dem Satze nach, versäumte meine Collegia, und hörte nicht auf zu sinnen.

Jeden Morgen, wenn ich erwachte, wendete ich meine Augen, beinahe unwillkührlich, auf die Öffnung in dem Fensterladen. Nicht lange, so schloß ich mit Bayle, mit Spinoza, mit Hobbes Frieden. Hat mich irgend etwas tolerant gegen fremde Meinungen gemacht, so war es dieser kleine Umstand.

„Und könnte nicht," sagte ich nun zu meinem Sohne, „durch etwas Ähnliches Auguste zur Zweiflerin geworden seyn? Der Mensch handelt mehr nach solchen Impulsen, als nach Gründen, mein Sohn. Das ist zwar demüthigend für uns, aber wahr." Mein Sohn hatte nicht aufgehört zu lächeln, und sagte nun: ich gestehe, demüthigend muß so etwas seyn. — „Ja! und da den Menschen Demuth am besten kleidet, so ist von Zeit zu Zeit ein solches Loch im Fensterladen, als ein Temperirmittel, recht nützlich. Bei mir war es mehr, was du auch glauben magst: es machte meinen Kopf demüthig, und mein Herz groß. Achteten die Menschen auf die Antriebe ihrer Handlungen, sie würden auf mehr solche Dinge stoßen. Du lachst über die Augurn, mein Sohn, weil Cicero darüber gelacht hat; aber so etwas von einem gläubigen Augur sitzt in allen Menschen, denk' ich. Läßt man nicht Hühner fressen, so zählt man Rockknöpfe ab.

Noch einmal die Stärke einer edlen Seele.

Es wurde nun Karln untersagt, sich gegen Augusten merken zu lassen, daß er ihr Geheimniß wisse. Wir Eltern nahmen uns dasselbe vor, und überließen den Anfang der Bekehrung Elisabeth. Endlich kam die Zweiflerin zum Vorschein. Sie klagte über Kopfweh, über Mattigkeit, über Herzklopfen, das ihr den Athem benähme. Wir hörten sie bedauernd an. Meine Frau hatte zwar Zeichen des Verdrußes im Gesichte; (denn trotz ihrem hellen Verstande hielt sie Zweifel an den Wahrheiten der Religion für einen bösen Vorsatz, weil sie selbst nie gezweifelt hatte): aber bei dem Anblicke des armen Mädchens, das so demüthig, ohne ein Auge zu erheben, als drückte das Bewußtseyn einer schweren Schuld sie nieder, zitternd daher kam — bei diesem Anblick verwandelten sich die Zeichen des Verdrusses in Thränen des Mitleidens. Karls Ton wurde sanfter als gewöhnlich, und wenn er etwas erzählte, so wendete er sich, wie wir Alle, nur an Augusten. Wir umfaßten sie mit wehmüthiger, stiller Liebe, und ihr Auge wurde nicht trocken.

Auguste hatte sich versprechen lassen, daß Elisabeth sie nur als krank ankündigen wollte; aber sie mochte dennoch die Wahrheit merken, besonders wohl an dem behutsamen und zärtlichen Tone, mit dem die Wörter: „Grab, Tod, Unsterblichkeit,“ ausgesprochen wurden. Sie stand früher vom Tische auf, weil sie ihre Thränen nicht

mehr zurückhalten konnte, und Elisabeth begleitete sie. Keiner von uns blieb sitzen. Ich ging auf mein Stübchen, und riegelte hinter mir zu. Ungeachtet meiner Überzeugung, daß Gründe auf das kranke Herz meiner Tochter nicht viel wirken könnten, las ich dennoch Cicero's Untersuchung de contemnenda morte (von der Verachtung des Todes) aufmerksam durch. Ich schüttelte den Kopf, weil ich nicht begriff, warum mir auf einmal alle Gründe des Philosophen für die Fortdauer der Seele so wenig beweisend vorkamen. Bei der Stelle: „ist der Tod Vernichtung, so ist er kein Übel," durchlief mich ein Schauder. „O," dachte ich, und stand auf: „ich möchte wissen, ob Cicero diese Stelle vor oder nach dem Tode seiner Tochter geschrieben hat; und ich gäbe viel darum, wenn er sie noch einmal an dem Aschenkruge seiner Tochter gelesen hätte." Jetzt holte ich meine Hefte hervor, schlug alle meine Bücher nach, u. schüttelte überall den Kopf. „Ach," sagte ich endlich: „über diesen Gegenstand sollte ein Philosoph nur an dem Sterbebette seiner Gattin, seines Freundes, — wenn er einen hat, den er liebt, nicht bloß einen, mit dem er disputirt — oder seines einzigen Kindes schreiben. Ich wollte darauf wetten, fast Alle, die davon handeln, haben während des Schreibens mehr an die Unsterblichkeit ihres Namens, als an die Unsterblichkeit ihrer Seele gedacht, und keiner von ihnen hat, wie ich heute, vor dem bleichen Gesichte, vor den nassen Augen, vor dem vergehenden Herzen eines zweifelnden Kindes gestanden.

Guter Gott, was wird daraus werden, wenn sie nun endlich fragt! Womit kann ich ihr antworten, als mit einem Herzen voll Liebe, mit einer zitternden Umarmung, und mit einem hoffenden Blicke gen Himmel! — Während ich auf die seynwollenden Ärzte dieser Krankheit schalt, hatte Elisabeth die Kur schon angefangen, aber ganz verkehrt. Sie war mit Augusten in das Birkenhölzchen gegangen. Dort sagte sie ihr nichts von der Unsterblichkeit, sondern machte sie nur aufmerksam auf die Schönheiten der herbstlichen Natur. Auguste ging tiefsinnig neben ihr her, und phantasirte über die fallenden Blätter, über die sterbenden Pflanzen. Wenn sie damit Thränen in die Augen ihrer Schwester gelockt hatte, dann sank sie wieder an ihr Herz, und bat sie, Geduld mit ihr zu haben. Sie erzwang ein Lächeln, und fing endlich ein Gespräch von ihrer Kindheit an, in das Elisabeth gern einfiel. Beide erinnerten sich an die süsse, frohe Liebe, die sie schon als Kinder für einander gehabt hatten. Elisabeth sagte: „nie war ein Streit unter uns, der uns länger als eine Viertelstunde entzweiet hätte."

Und nur unsre Hände, unsre Lippen, sagte Auguste; nicht unsre Herzen: denn ich liebte dich nie mehr, Elisabeth, als wenn ich dich beleidigt hatte, oder von dir beleidigt war.

„Und wie wir in Allem gleich dachten und fühlten! Was ich liebte, das liebtest auch du, Auguste." — Hier ließ Auguste das kummervolle Gesicht, mit neuen Wolken bedeckt, auf die Brust

sinken, und antwortete seufzend: Ja! Elisabeth erzählte lächelnd, wie oft sie Beide sich für einander aufgeopfert hätten. Auguste sank an ihre Brust, und dachte, mit einer wehmüthig frohen Empfindung: ich opfere mich jetzt wieder auf, und gänzlich, mein Glück, mein Herz, mein Leben; aber das weißt du nicht, und sollst es auch nicht erfahren. Und nie," fuhr Elisabeth, sie inniger an sich drückend, fort: „nie soll uns das Schicksal, der Tod, die Ewigkeit anders finden, also!" Auguste seufzte; aber sie betheuerte es laut, u. in sich, daß nichts sie je von dem Herzen ihrer Schwester trennen sollte. — Mit frölichen Blicken fing Elisabeth endlich an, das Leben zu mahlen, das sie nun bald in Salzmanns Armen führen würde. Auguste fühlte jedes Wort, wie einen Dolchstoß, in ihrem Herzen; aber dennoch lächelte sie, lehnte sich nur an Elisabeths Brust, und sagte zuletzt, um die ihr so schreckliche Beschreibung nicht länger hören zu müssen, mit leisen Tönen: ich bitte dich, liebe Elisabeth, eile nur! zögre nicht länger, damit ich es noch erlebe! Ich werde ruhig seyn, wenn du ganz glücklich bist. Elisabeth versprach das lächelnd; doch auch sie verbarg ihren Kummer: sie glaubte noch immer, es wäre Augustens Wunsch, daß sie Salzmanns Gattin würde; nun wollte sie glücklicher scheinen, als sie war, um ihrer Schwester Vergnügen zu machen. Deshalb sagte sie mehr von ihrer Liebe zu Salzmannen, als sie eigentlich konnte. Jetzt sah Auguste, daß sie gänzlich verloren war: denn Elisabeth liebte ihren Geliebten

eben so innig, wie sie selbst. — Beide kamen, entkräftet von den geheimen Opfern, die sie einander gebracht hatten, zu Hause. Auguste beschloß, sobald sie allein war, mit unbegreiflicher Kraft, die sie aus Elisabeths Liebe hernahm, von nun an zu lächeln, und edel, schweigend, zu fallen.

Am folgenden Morgen weckt sie ihre Schwester lächelnd auf, und erzählt ihr heiter einen andern froheren Traum, der ihr einen Theil ihrer Ruhe wiedergegeben habe. Beide kamen heiter zu uns. Meine Unruhe verflog wie ein schwerer Morgentraum; und nun, da Augustens Herz wieder gesund war, hielt ich es für Zeit, mit Gründen der Vernunft auf ihren Kopf zu wirken. Ich nahm sie allein, und sagte ihr: „liebe Tochter, ich weiß die Quelle deines Grams." (Sie erblaßte, u. ergriff zitternd meine Hände.) „Elisabeth hat sie mir entdeckt." — So? fragte sie kalt und gezogen; das ist ein anders. — Ich hob an, meine Gründe in Reih und Glied zu stellen.

O, mein Vater, unterbrach sie mich; wenn Sie mich segnend an Ihr Herz drücken: was wünschen Sie mir dann? nicht wahr: ein Glück ohne Ende? Nun, sollte mir denn die ewige Liebe einen schlechtern Segen geben, als Sie? — Ihre Frage überraschte mich. Ich drückte sie an meine Brust, und sagte: „nun, so bewahre denn Gott dein Herz!" — Mein Herz! mein Herz! sagte sie trauernd. Ein zerschlagenes Herz, setzte sie stark hinzu, wird Gott nicht verachten! und dann riß sie sich aus meinen Armen.

Salzmann kam wieder. Er hing mit den Augen, wie mit dem Herzen, an Elisabeth, u. Auguste hatte den Muth das anzusehen. Sie hielt sich, auch wenn Elisabeth an Salzmanns Seite saß, aufrecht. Jede Minute war ein blutiger Kampf; und dennoch erlag sie nicht: sie bat ihre Schwester nur, bald zu endigen. Elisabeth versprach es; aber sie zögerte mit blutendem Herzen einen Tag nach dem andern, wenn Auguste mit blutendem Herzen sie antrieb. — Ich hätte gern eben die Bitte an Elisabeth gethan, wie Auguste; doch ich ergab mich in die Zögerung, um meiner Frau willen, die fast an jedem Tage von Elisabeths Jugend sprach. Zwar suchte ich sie von ihrem Vorurtheile zu heilen, und wollte sie sogar dadurch überlisten, daß ich Elisabeths eigentlichen Geburtstag schon mit für ein Jahr zählte, und sie folglich um eins älter machte; aber meine Frau ließ sich nicht hintergehen, und blieb dabei, daß jeder Tag, den Elisabeth zögerte, ein Gewinn für sie wäre. — Auguste hatte bei ihrer hoffnungslosen Liebe den Muth zu lächeln; aber der verschlossene Gram griff die Quellen ihres Lebens an. Jede Nacht löſ'te ein Blatt von den Rosen ihrer Wangen ab, jede löschte einen Funken ihrer blitzenden Augen aus. Wir bemerkten das kaum, weil sie jeden Verlust mit einem noch heiteren Lächeln bedeckte. Nur Salzmann bemerkte es, und machte uns aufmerksam. Sie leugnete alles, und berief sich auf ihr Lächeln. Wir beruhigten uns, und hofften, daß der nächste Frühling alles wieder gut machen sollte. — Auch Elisabeth wur-

de mit jedem Tage blässer: das bemerkte Salzmann nicht, wohl aber wir. Sie sagte: meine Angst um Auguste ist Schuld daran. — Einen traurigern Winter habe ich nie erlebt, als diesen. Elisabeths Unruhe machte uns alle unruhig; die Mutter sagte sogar: ich wollte, es wäre vorüber, ob sie gleich noch viel zu jung ist! — Als ich das hörte, drang ich in Elisabeth. Sie versprach mir, die Sache bald zu endigen; nur bat sie, ich möchte noch schweigen. Salzmann kam und ging mit gleicher Liebe, und Auguste lächelte. Das Weihnachtsfest näherte sich. Keins von meinen Kindern äußerte den Wunsch, ein Geschenk zu bekommen; denn alle wußten, daß wir nichts hatten. Der Wagen war schon längst wieder um die Hälfte des Preises verkauft, und das Geld dafür zu dringenden Bedürfnissen verwendet. Oft saß ich mit schwerem Herzen da, und dachte an den nahen Sylvesterabend, der in unserm Hause ein Familienfest geworden war, an welchem wir Alle gleichen Antheil nahmen. Ein Kind, das so augenscheinlich dem Grabe entgegen welkte; ein anderes, das seine zitternde Hand einem Manne geben sollte, den wir, und nicht ihr Herz, gewählt hatten; zertrümmerte Hoffnungen, drückende Armuth, trübe Aussichten in die Zukunft: das war es, was ich meiner Frau an diesem Sylvesterabend geben konnte. — Ich stand am Weihnachtsabend vor dem Tische, auf welchem vier Lichter brannten, und auf dem doch einige Kleinigkeiten für die jüngeren Kinder lagen, die meine beiden Töchter —

ach, eine von ihnen war die sterbende Auguste! — in ein Paar kalten Nächten ersponnen hatten. Bei der allgemeinen Freude brach mir beinahe das Herz, und meine Kinder wußten sehr wohl, daß ich darum betrübt war, weil ich am letzten Tage im Jahre nur bleiche Wangen, nur nasse Augen, nur trauernde Gesichter um meine Frau her stellen konnte. Nun wollte Elisabeth, daß ich an diesem Tage doch ein Gesicht voll Entzückens sehen sollte. Sie sagte Niemanden etwas von ihrem Entschlusse, und bat nur Salzmannen, sich den Sylvesterabend in unserm Hofe aufzuhalten, damit er sogleich kommen könnte, wenn sie ihm ein Zeichen gäbe. — Einige Tage vorher holte sie nach einer in heißen Thränen zugebrachten Stunde ihre Briefe von Pahlen hervor, schlug um einen davon ein Couvert, legte eine Oblate unter, und ergriff das Petschaft. Auguste sah das mit hochfliegender Brust, und fragte matt: was machst du, Elisabeth? Mit einem Seufzer antwortete diese: „ich siegle den Brief ein — du weißt ja, welchen." Sie siegelte, und als sie aufsah, lag Auguste, mit einer Ohnmacht kämpfend, an den Stuhl gelehnt. Elisabeth sprang schreiend hinzu, und war noch in großer Angst um ihre Schwester beschäftigt, als diese sich erholte, sich faßte, und lächelnd sagte: du brauchst darüber nicht zu erschrecken, Elisabeth. Das kommt und geht; es hat nichts zu bedeuten, und wird noch öfter so kommen.

Elisabeth zitterte, und erholte sich erst weit später, als Auguste. Diese fing wieder von dem Briefe

an. Elisabeth sagte: „ich bitte dich, mache die Aufschrift an Pahlen; mir zittern die Hände noch von dem Schrecken. Auguste ermannte sich, nahm die Feder, drückte die zitternde Hand fest auf den Tisch, und schrieb. Dann aber ging sie erschöpft hinaus in den Garten. Die scharfe Decemberluft und ein Blick auf die funkelnden Sterne gaben ihrem Körper Kraft, und ihrem Herzen neuen Muth, so daß sie lächelnd zurückkommen konnte.

Der Sylvester-Abend.

Am letzten Tage im Jahre herrschte eine traurige Stille in unserm ganzen Hause. Jeder von uns suchte sich Muth zu machen; ach, und die uns Alle erfreuen wollte, Elisabeth, bedurfte gerade den meisten. Man sollte, sagte Karl zu seinen beiden älteren Schwestern, mit denen er allein war — man sollte einen scheidenden Feind mit freundlichern Blicken gehen lassen, als wir dies Jahr!„Ach, dieses Jahr!" seufzte Elisabeth. — Man sollte, fuhr er fort, sich in jedem Jahre zwei Tage wählen, an denen man, dem Schicksal zum Trotz, alle seine Leiden vergäße; und dazu schlüge ich den ersten und letzten im Jahre vor. — Vergäße! sagte Auguste seufzend.

Dieser Tag, fuhr Karl fort zu philosophiren, vermehrt unser Unglück, anstatt es zu lindern, bloß weil ihn der Vater zur Freude ausgewählt hat.

Der Mensch sollte keinen Tag für die Freude bestimmen. — „Ach, freilich, freilich! sagte Elisabeth: „und wenn du wüßtest, Karl, mit welchem schweren Herzen ich diesen Tag beschließen werde ...“ —

Diesen Tag? sagte Auguste. O Elisabeth, spotte nicht! Einen Tag von den vielen im Jahre — wer wollte Einen nicht gern mit schwerem Herzen beschließen! Aber es giebt Menschen, die nie andre als schwere, kummervolle Tage sehen, und doch lächeln. Was ist es denn auch! Laßt uns nur am Abend lächelnd in die Arme unsrer Eltern sinken. Ich wenigstens will das; denn es ist der letzte December, den ich erlebe. — Ihre Geschwister verstanden diese doppeldeutigen Worte nicht.

Am Abend nach Tische rechnete ich alle die Freuden her, die wir in diesem Jahre gehabt hatten; aber in jedem Gesichte, auch in dem meinigen, standen die langen Leiden, die wir noch jetzt hatten. — Laß es gut seyn! sagte meine Frau: das Herz wird uns sonst nur noch schwerer. Mache heute lieber keine Rechnung. — Wir haben sie nicht gemacht, sondern Gott. Und wer weiß, welche Freude das künftige Jahr für uns haben wird!“

Oder auch dieses noch, sagte Elisabeth zitternd. Mit diesen Worten ging sie an das Fenster, und öffnete es einen Augenblick. — Jetzt trat Salzmann in das Zimmer. Elisabeth nahm seine Hand, zog ihn vor uns hin, kniete nieder, und sagte mit bebender Stimme: hier ist noch ein Sohn, der Bräutigam Ihrer Elisabeth. O, segnen Sie uns! — Auch Salzmann kniete nieder. — So eben erhob ich

meine Hand, sie zu segnen; da taumelte Auguste gegen ihren Bruder hin. Er fing sie auf, als sie mit einem Schrei an seine Brust sank. Eine Todtenblässe goß sich über ihr Gesicht, und sie lag bald wie leblos da. — Alles sprang auf, und beschäftigte sich mit ihr. Nach einer langen Ohnmacht kam sie wieder zu sich. Sie wollte lächeln; es war aber, als ob ein Schmerz das Lächeln hemmte, eh es auf ihre Lippen kommen konnte. Zu Bette! sagte sie; und wir trugen sie fort. Ihr Puls flog heftig, ihre Brust keuchte. Elisabeth vergaß alles; sie blieb mit der Mutter am Bette der geliebten Schwester, und wollte auch die ganze Nacht bei ihr wachen. Salzmann ging um elf Uhr weg; auch mich wollten meine Frau und Elisabeth nicht bei sich behalten. Ich ging auf meine Stube, und legte meine Stirn an das kalte Fenster. Jetzt schlug die Uhr zwölf; das alte Jahr riß sich von der Zeit ab. Ich zählte die Schläge der Uhr, als ob der letzte von ihnen Augustens Leben endigen sollte. Mein Auge war voll Thränen, meine Brust voll Schmerz. Ich empfing das neue Jahr knieend, aber nicht voll Hoffnung. Mein Herz zitterte; ich konnte kaum beten.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München
BIBLIOTHEK D. STÄDT. MUSEUM SALZB.

AL - RG 495
/. Parsch
uchbinderei
iting/München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Leben eines armen Landpredigers

Bd.: 1

Berlin (1801)

P.o.germ. 2052 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129377-7